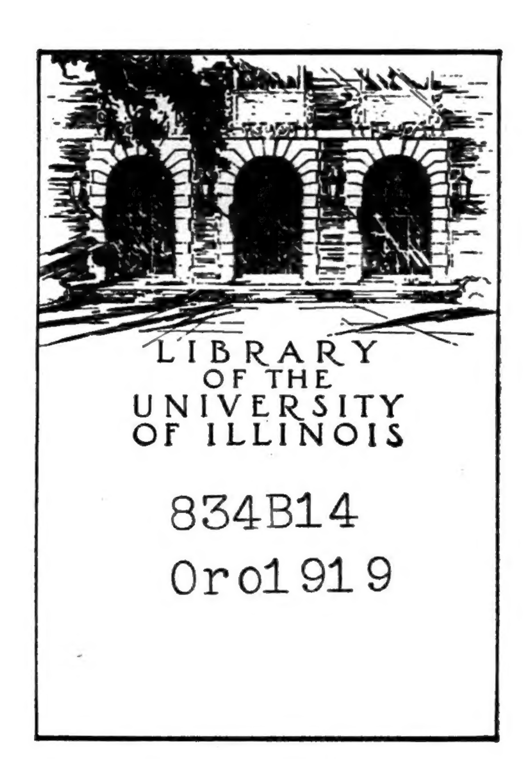

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834B14
Oro1919

Hermann Bahr

151

Die Rotte Korahs

Roman

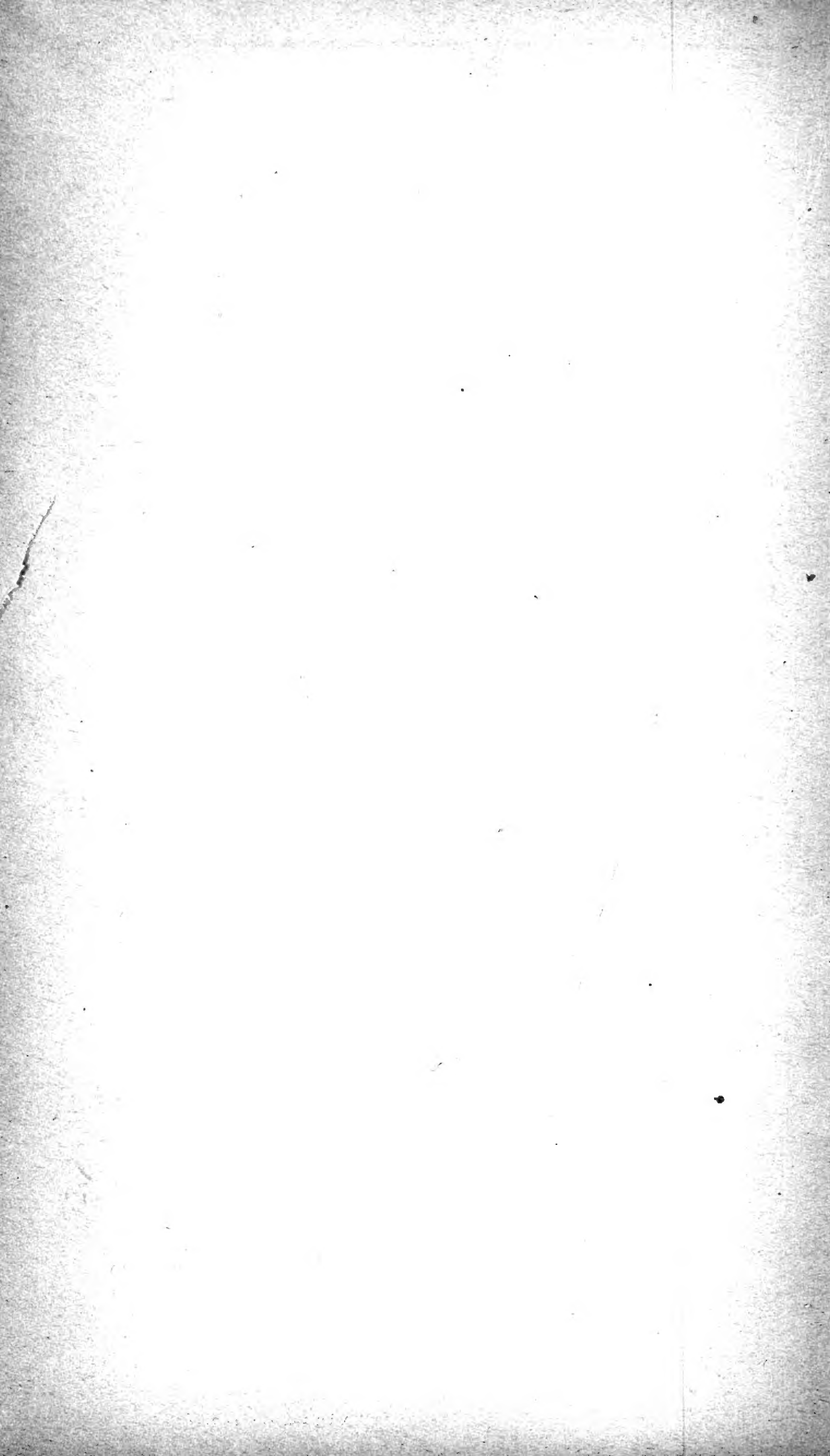
„Du danke Gott, wenn er Dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er Dich wieder entläßt!"
Goethe

1919

S. Fischer, Verlag
Berlin - Wien

Erste bis sechste Auflage.

Die Rotte Korahs



Erstes Kapitel

„No verschau dich nur nicht!" sagte der Leutnant. Er war ungeduldig. Es fror ihn.

Doch sein Gefährte blieb unbewegt. Er stand am Rande des Altans, in die Landschaft hinaus, ja gleichsam in die Landschaft hinein, den saugenden Blick über die beglänzten Dächer und den leuchtenden Strom bis an den fahlen Saum der ungarischen Fernen ausgestreckt, mit solcher Gier, als stünde dort irgendwo sein Schicksal angeschrieben. Der ganze Mensch schien von seiner ungeheuren Spannung aufgezehrt, in einen einzigen lauschenden Blick erstarrt; nur die Hand am Griffe des Stocks, auf den er sich gestützt hielt, zitterte leise. Vom Bisamberg stieß der Wind her. Im Stift wurde Mittag geläutet. Es klang durch den klaren Wintertag hell empor.

„Hörst?" rief der Leutnant ärgerlich, halb klagend, halb mahnend. „Höchste Zeit, daß du z'haus kommst! Fürs erste Mal! Wir werden ja deinen Lungenschuß jetzt öfters äußerln führen." Und da der andere nicht zu hören schien, ins

Schauen verloren, trat er hin und bog mit seiner feinen Knabenhand sorglich den Mantelkragen des Freundes empor, der, aufgestört erwachend, sich ungestüm von ihm riß, den Stock erhebend.

„Was hast denn?“ sagte der Feldgraue, fast erschreckt. Und er griff salutierend an die Mütze, sich meldend: „Leutnant Heitlinger, vom Kriegsamt, wenn der Herr Baron nichts dagegen haben!“ Er gefiel sich offenbar sehr, die Mütze mit den vielen Abzeichen etwas schief gerückt, daß sie die blonden Locken ringeln ließ, den Flaum über dem weichen kleinen Mund spitz aufgedreht, die Hand am niedlichen Bajonett, alles funkelnagelneu, ein Modell für Ansichtskarten zu wohltätigem Zweck.

Aber Ferdinand, wieder an den Mantelkragen greifend, als ob er da noch immer die Berührung spürte, sagte nur: „Ich mag das nicht.“ Und er ging, den Weg zur eisernen Hand einschlagend. Franz kam ihm gehorsam nach. Rings war die glitzernde Stille der besonnten Schneelandschaft.

„Sei nicht bös!“ sagte Ferdinand dann. Achselzuckend erwiderte Franz, mit einer Demut, die nicht ganz aufrichtig klang: „Es war nur gut gemeint.“ Ferdinand blieb stehen, bis der Freund neben ihm war, und wiederholte dann: „Sei nicht bös! Aber wer hat nicht Idiosynkrasien? Zu meinen gehört, daß mir Berührungen unerträglich sind.“

„Ich erinner mich,“ bestätigte Franz, „schon im Freiwilligenjahr.“

„Und schon im Gymnasium,“ fuhr Ferdinand

fort, „und von klein auf. Eingehängt gehen oder gar halb umarmt, die Hand eines Fremden auf der Schulter, und wärs der liebste Freund — ich kann's halt nicht ausstehn!"

Franz kniff seine schläfrig spöttischen Augen noch mehr zusammen: „Reserviert fürs weibliche Geschlecht?"

„Da fehlt's mir an Erfahrung," sagte Ferdinand kurz.

Franz verzog sein hübsches Kindergesicht: „Noch immer?" Der andere schritt schneller aus, den Stock aufstoßend; und seine dunkle Stimme, die sonst immer etwas zu suchen, an etwas zu schleppen schien, wurde hart, als er erklärend fortfuhr: „Es hängt vermutlich mit meinem Bedürfnis nach innerer Einsamkeit zusammen. Mir wird angst um mich, wenn mir wer zu nah kommt. Das ist kein gutes Zeichen, ich weiß. Starke Menschen haben nichts zu fürchten. Ich muß mir alles vom Leibe halten, aus Schwäche. Es ist ein Beweis meiner Schwäche!"

„Da muß ich aber sehr stark sein," sagte Franz, mit einer Selbstironie, der sein Wohlgefallen anzuhören war.

„Ich mein das anders," sagte Ferdinand kurz. „Wir sind doch auch verschieden."

„Besonders du!" sagte Franz maulend. „Und du legst offenbar Wert darauf, einen das empfinden zu lassen! Mein lieber Freund, wir tun schließlich geradeso unsere Pflicht, ich hab mir das Kriegsamt nicht ausgesucht, mir wär auch ein Lungenschuß lieber!"

Ferdinand lachte laut auf.

„No ja," sagte Franz ärgerlich.

„Du hast wirklich schon eine Art Verfolgungswahn," sagte Ferdinand.

„'s wär kein Wunder," trotzte der andere. „Ich beneide dich! Ja! Leugn' ich gar nicht!"

„Versündig' dich nicht!" sagte Ferdinand ernst. „Mir is wahrhaftig nicht beneidenswert zumut!"

„Unsereins spielt eine zu jämmerliche Rolle!" klagte Franz.

„Du spielst ja jede gut," sagte Ferdinand, „und das wird dir wohl die Hauptsache sein, nicht?"

„Wär mir nicht um meine Mutter leid," erklärte Franz, „ich gäb keine Ruh, bis ich draußen wär!"

„Es macht dir ja niemand einen Vorwurf," sagte Ferdinand kurz.

„Aber du behandelst mich schlecht," brach Franz aus. „Du hast mich immer schlecht behandelt —"

„No also!" sagte Ferdinand achselzuckend. „Dann mußt du's ja gewohnt sein!"

„Du hast immer Launen gehabt," fuhr Franz fort, „aber jetzt glaubst du darauf förmlich ein Recht zu haben, du renommierst damit, und unsereins darf sich ja nicht wehren, da heißt's einfach: kusch! Verdien ich das?"

Zögernd sagte Ferdinand: „Ich werd dir nie vergessen, wie lieb du mit mir diese ganze Zeit warst —"

„Davon is doch nicht die Rede!" wehrte

Franz ab, der es aber ganz gern zu hören schien. „Das war doch selbstverständlich!"

„Das war's," sagte Ferdinand, „aber sich auf das Selbstverständliche zu verstehen is so selten, daß es scheußlich undankbar von mir wär, dir's zu vergessen. Nein! Da kannst du dich schon verlassen! Aber du bist ein Kindskopf, und deine Weiber haben dich verwöhnt, du willst immer, daß man dir schmeichelt!"

„Ich!?" rief Franz.

„Solltest du das noch nicht bemerkt haben?" fragte Ferdinand trocken.

„Da hätt ich den Verkehr mit dir längst aufgegeben!" sagte Franz lachend.

„Was ich dir nicht verdenken könnt!" sagte Ferdinand. „Es kann kein Vergnügen sein, mir is's selber auch keins. Und was du meine Launen nennst, kommt wohl auch nur daher, daß ich zuviel mit mir verkehr, das war in dieser bösen Zeit das ärgste. Und seit ich entlassen, sozusagen gesund und wieder im Amt bin, wird's aber täglich noch ärger! Amt ist übrigens ein hochtrabender Name für die Schreibmaschine, die ich bediene."

„Wenn du glaubst, daß wir im Kriegsamt zum Diktieren ein Maschinengewehr haben, das wär auch ein Irrtum," sagte Franz.

Ferdinand blieb stehen. „Ich glaub's schon, daß ich unausstehlich bin! Aber du tust mir unrecht. Wollte Gott, es wären Launen!" Und er schritt rasch voraus.

„Was denn?" fragte Franz neugierig. Und er

drang in den schweigenden Freund auf Antwort, schmeichelnd, bittend: „Was hast du?“

Sie gingen lange stumm, bevor der erwiderte: „Heimweh. Vielleicht. Heimweh nach der Front!“

Und auf den ungläubigen Blick des Gefährten fuhr er mit harter Stimme fort: „Nein. Kein Mißverständnis bitte! Nicht so! Nichts für Feuilletonisten! Draußen is's anders. Die da zuweilen gastieren kommen, Rundfahrt im Auto, five o'clock im arrangierten Schützengraben, sehen nichts davon. Muß wahrscheinlich sein fürs Hinterland, für die Kriegsanleihen. So läßt man sich auch das gefallen, obwohl man verzichten könnte. Du kannst mir aber glauben, daß es anders is, draußen. Schön? Nein. Den Begriff gewöhnt man sich überhaupt ab. Eher scheußlich! Aber auch das stimmt doch wieder nicht. Es ist eine Mischung. Man erlebt etwas, wofür die Worte fehlen. Die Sprache war noch nicht so weit. Vielleicht liegt in irgend einem Schützengraben ein Dichter, der sie findet, wenn er nicht vorher verrückt wird. Ich beneid ihn nicht. Eine Mischung. Eine grandiose Mischung. Es vergeht einem Hören und Sehen davon. Solang's dauert, weiß man garnichts. Und wenn's vorüber ist, weiß man erst recht nichts. Man is dann nur sehr froh, daß man nichts mehr weiß. Und man erfährt, daß man ein Held gewesen is und einen Orden dafür kriegt. Ich hatte dabei gar kein gutes Gewissen, ich schämte mich eigentlich eher, denn es hätt ja grad so gut sein können, daß ich feig gewesen wär, ich fühlte mich wirklich

ganz unschuldig an meinem Heldenmut, das Schicksal hat jetzt bei mir etwas gut, das is heute noch mein Gefühl."

„Du hast dir's redlich verdient!" beeilte sich Franz feierlich zu versichern „Zu große Bescheidenheit ist auch falsch!"

„Bescheiden bin ich eigentlich kaum," sagte Ferdinand. Und dann schwieg er.

Nach einiger Zeit sagte Franz: „Und?"

Wie aus weiter Ferne klang die leere Stimme Ferdinands: „Wie?"

„Du wolltest mir doch erzählen!"

Ferdinand sah ihn an und sagte dann gleichgültig: „Ich mein nur, schön is's draußen auch nicht, schön wahrhaftig nicht! Aber wo denn? Vielleicht is's nirgends schön!" Und er hieb mit dem Stock in einen verschneiten Ast. „Das wird man sich abgewöhnen müssen! Schön? Das Wort hat einmal einer aus Sehnsucht erfunden. Aber was ich sagen will, is —" Er stockte suchend, dann fuhr er leise fort: „Man denkt draußen nicht nach. Man wird da nicht gefragt. Man kommt nicht dazu, Ja zu sagen oder Nein zu sagen oder irgend etwas zu sagen. Man is selbst nichts mehr, is sich los. Denn es ist. Es! Irgend etwas Namenloses, Ungeheures, Unbegreifliches, Unaufhaltsames, über Leben und Tod Gewaltiges, vor dem man zunichte wird. Man muß es einmal erlebt haben! Daß man das aber erlebt haben und dann wieder weiterleben, wieder in sich zurückkehren kann, in sein liebes doch eben noch zunichte gewordenes Ich, das mags sein, was vielleicht über

meine Kraft geht!“ Er blieb stehen und neigte sich, in Angst, näher zu dem Gefährten als sonst in seiner Art war. „Wir haben alle einen Knacks! Man muß sich nur klar darüber werden, welchen. Meiner scheint es, daß ich gewissermaßen nicht zu mir zurückzufinden, nicht mehr auf eigene Faust, nicht mehr aus mir selbst zu leben vermag. Mir wird angst und bang davor, daß ich jetzt wieder selbst über mich bestimmen soll. Was mir fehlt, is das Gefühl einer Macht über mir, der ich einfach gehorchen muß, der ich ja mit Freuden gehorchen möchte!“ Seine Stimme war heiß, er bezwang sich und sagte dann noch lächelnd: „In meinem Ministerium scheint sie jedenfalls nicht zu finden zu sein.“

„Ich kann mir schon ungefähr denken, was du meinst,“ sagte Franz wohlwollend.

Ferdinand beherrschte sich und sagte bloß: „Ungefähr. Aber doch wohl nur sehr ungefähr.“

Aus seinem großen dunklen Antlitz wich die Ungeduld, es ließ nach und hatte fast einen Zug des Erbarmens, als er mit seiner schleppenden, oft wie psalmodierenden Stimme fortfuhr: „Nein. Man muß es erlebt haben. Ihr habt dem Krieg nicht in sein entsetzliches Aug gesehen! Die Berichte schmeicheln ihm doch stark, das geht wohl auch kaum anders, er läßt sich nicht redigieren, er is ganz unliterarisch, das is noch das beste an ihm. Weißt du, was er is? Nichts! Ein ungeheures, gähnendes, speiendes Nichts! Das Nichts an sich sozusagen! Das Nichts hat einmal zeigen wollen, was es kann. Das Unwesen, der Unsinn,

die leere Finsternis! Nächtelang, wenn ich so gelegen bin, in diesen erregten Ohnmachten, wo man meint, ein Jahr verschlafen zu haben, nach der Uhr greift und dann sieht, daß es noch keine fünf Minuten her is, seit man das letztemal nach ihr sah. Nächtelang hab ich mich im Dreck gewälzt, immer nur mit der ewigen Frage nach dem Sinn, nach einem Sinn des Gräßlichen!"

„Reg' dich nicht auf," sagte Franz. „Und wozu?"

„Es wär sicher klüger gewesen," erwiderte Ferdinand, „ich hätt mich nicht aufgeregt! Aber jetzt wird's mir weiter auch nicht mehr schaden. Damals in der Todesangst — denn das war's — erzähl's gefälligst nicht oder — erzähl's, erzähl's nur, bitte! Den möcht ich sehn, der draußen war, wirklich draußen, Leib an Leib mit diesem teuflischen Nichts, das nirgends is, aber mit so grauenhafter Gewalt, den möcht ich sehen, der mir sagt, mir, er hätt nicht Angst gehabt! Heidenangst, Höllenangst, eine ganz gemeine Schandangst, daß man sich vor sich selber schämte, wenn nur noch etwas da wär von einem selbst!"

„Ungemütlich!" sagte Franz mechanisch, bloß um etwas zu sagen. Ihm wurden mit der Zeit diese Kriegspsychosen schon langweilig, aber der arme Kerl tat ihm leid. „Ungemütlich!" wiederholte Ferdinand. „Sehr richtig, man soll nicht übertreiben! Aber in dieser Ungemütlichkeit, siehst du, da kommt dann ein Augenblick — du mußt dir vorstellen: man hat den Magen flau, man hat Läuse, man is

noch ganz taub, man weiß nicht, wird noch geschossen oder schießt's nur im Ohr fort, auch riecht's schlecht, ein Kamerad stirbt, ein anderer, verrückt geworden, lacht und singt, eine Schand, so wenig Disziplin, kurz und gut: in der Tat ungemütlich im vollen Sinn des Wortes, recht ungemütlich, und siehst du, grad das aber, scheint's, braucht die Kanaille, die man is, denn grad dann, in solchen Augenblicken der höchsten Ungemütlichkeit, ja, da hat man sich dann plötzlich wieder! Seltsam ist das! Und ich möcht das doch nicht hergeben! Um nichts in der Welt möcht ich das Gefühl hergeben, das erlebt zu haben!"

Er blieb stehen und sah den schmucken Leutnant an, aber sein Blick ging über ihn weit hinweg, und der schmucke Leutnant wunderte sich: das häßliche Gesicht des Gefährten schien auf einmal beinahe schön.

„Nämlich," fuhr Ferdinand fort, „nämlich da zeigt sichs dann! Grad wenn's mit einem aus is und alles in einem erlischt und nichts mehr von einem übrig bleibt als Angst, da zeigt sich's, daß der Mensch doch noch mehr is! Wenn ihn alles verläßt, eine Kraft bleibt. Das Wort is fad, wir haben aber kein andres: man muß nur seinen Sinn auch erst kennen lernen, lach' mich aus, aber bewahrt hat mich bloß die Pflicht! Ich kann nicht sagen, daß es das Pflichtgefühl war. Nein. Ich fühlte nichts. Die Pflicht war's. Die Pflicht selbst. Sie war auf einmal da, sie war das einzige, was noch da war. Gar nicht in mir, nein, draußen, drüben, sozu-

sagen in eigener Person, und so stark, daß es gar nichts gab als: halt gehorchen! Ich war eigentlich wütend auf sie, doch ohnmächtig: ich mußte! Nein ich wollte nicht, um keinen Preis, doch ich mußte. Die Realität der Pflicht hab ich erlebt! Und — und komm heim und mein stärkstes Erlebnis, aus dem ich mir meine ganze Zukunft erhoff, wär nichts als ein Traum, ein Wahn, ein Spuk gewesen? Was ich förmlich mit den Händen griff, in den Händen hielt, das einzige, was aufrecht blieb, als mir alles entsank, stärker als das Grausen des Kriegs in seinem entsetzlichen Nichts, das allein beständige Sein, die Wahrheit, die mich gerettet hat, hier is sie nirgends! Wo denn is sie hier?"

Und sich auf einmal erinnernd, hielt er beschämt ein und sagte mit einem erzwungenen Lächeln: „Entschuldige diesen Monolog! Es ist nicht gern geschehn. Auch eine schlechte Gewohnheit von draußen! Ich wollte dir übrigens nur meine ‚Launen' erklären. Man meint endlich den Sinn des Ungeheuren entdeckt zu haben. Da zeigt sich, man hat sich bloß was vorgemacht, die Leute verstehen gar nicht, was man von ihnen will, was is denn passiert? Und alles soll wieder genau so sein, wie's schon immer gewesen ist? Ja wozu dann? Wozu denn dann? Entschuldige! Dich langweilt's, für eure Feldzeitung kannst du's auch nicht brauchen, es würde keinen guten Eindruck machen, laß mich also das nächste Mal allein spazieren, ich könnt dir's nicht verdenken, denn es vergeht vielleicht noch eine Zeit, bis ich mich wieder akklimatisiert haben werd."

„Was willst denn eigentlich?“ fragte Franz. „Du bist ungenügsam. Wir haben ein neues Jahr, wir haben einen neuen Kaiser, und neue Minister haben wir auch, grad frisch aus der Wäsch, alles funkelnagelneu! Was willst denn also noch? Oder —“ Und er wies mit einer lässigen Gebärde seiner zierlichen Knabenhand auf die besonnte Stadt unter ihnen hin: „Oder hast dir wirklich eingebildet, das liebe Stadtl da wird auch noch wieder einmal neu? Aber Ferdl! Die alte Dame legt höchstens noch ein bissel mehr Schmink auf!“

„Und bleibt doch ewig so wunderschön!“ sagte Ferdinand sinnend.

„Als Dekoration, ja!“ sagte Franz. „Aber ein anderes Stück sollt man einmal darin spielen!“

„Du bist der richtige Wiener!“

„Josefstadt, Laudongasse noch dazu!“

„Du hältst es in keiner anderen Stadt einen Tag aus, ohne nach Wien zu jammern,“ sagte Ferdinand, „das du doch im selben Atem nicht genug verleumden kannst.“

„Verleumden? Vielleicht. Du hast am Ende recht. Denn wirklich, was ich hasse, ja: hasse, hasse! schau mich nur an, ihr unterschätzt's mich eben alle!“

„Was haßt du?“ fragte Ferdinand.

„Was ich hasse, das verdient ja den Namen Wien gar nicht! Was is denn von Wien noch übrig? Wo gibt's denn noch Wien? Da unten? Ich dank schön! Wien? Das? Jerusalem eher! Ein neues Jerusalem!“

„Wenn's nur das neue Jerusalem wäre!" sagte Ferdinand nachdenklich.

„Wieso?" fragte Franz, ärgerlich aus dem Text gebracht.

„Das neue Jerusalem der Apokalypse, das himmlische, das der heilige Paulus die Stadt des lebendigen Gottes nennt," sagte Ferdinand.

Franz lachte. „Seit wann bist du so schriftgelehrt? Das is ja das Neueste."

„Ich hatte nur Stifters Nachsommer mit. Und ein Kamerad, ein merkwürdiger Mensch, schon in Jahren, hatte wieder nur eine zerlesene Bibel. Da tauschten wir nach einiger Zeit."

„Es tut einem die Wahl weh!" spottete Franz.

„Nein," erwiderte Ferdinand ernst. „Die heilige Schrift is schon noch schöner."

„Meinetwegen!" sagte Franz. „Über dieses Jerusalem is mir nichts bekannt. Aber das da, das unsrige da unten — das is eine Schmach für uns!"

Er regte sich immer mehr auf, zwang sein liebes Kindergesicht in Falten und schrie: „Der Wiener ist in Wien ja nur noch zu Gast! Wir werden nur grad eben noch geduldet! Als Arbeiter, Handwerker, Kleinbürger, in allem, wofür sich der Jud zu gut ist. Sonst aber? Alles von den Juden besetzt! Wo das Geld, die Macht, der Einfluß anfängt, auf allen Gebieten, da hört der Wiener auf. Alles für die Herren Asiaten reserviert! Wir sind nur noch Heloten!"

„Übertreib nicht so!"

„Das kann man gar nicht übertreiben, es bleibt immer noch hinter der Wirklichkeit zurück! Wo's was zu verdienen gibt, überall sitzen nur Juden! Oder doch halbe Juden, viertel Juden, Judenstämmlinge, Judenschwäger und Judengenossen! Man schämt sich schon ordentlich, wenn man nicht wenigstens einen jüdischen Spritzer hat!"

„Ich mag die Juden auch nicht," sagte Ferdinand gleichgültig. „Wer mag sie?"

„Wer mag sie?" wiederholte Franz höhnisch. „Aber damit ist nichts getan! Wer wehrt sich? Darauf käm's an! Jetzt wär der Augenblick dazu!"

„Wo soll ich mich wehren?" fragte Ferdinand. „Im Ministerium des Äußern sind keine. Wie's bei euch in der Statthalterei is, weiß ich nicht."

„So dumm sind sie nicht!" rief Franz. „Arbeiten dürfen wir. Das überlassen's schon uns! Aber für sie, schön brav in ihrem Geist! Dafür is schon gesorgt! Wer macht allein das Geschäft im Krieg? Wer wird's mit dem Frieden machen? Aber bluten dürfen wir!"

„No, no!" sagte Ferdinand. „Der einzige Jud, der mir g'rad einfällt, der hat sich zufällig draußen sehr gut gehalten."

„Ausnahmen mag's natürlich geben!"

„Und ich muß schon sagen," fuhr Ferdinand fort, „er is überhaupt ein Mensch, vor dem ich die größte Hochachtung hab. Es wär auch undankbar von mir."

„Den Dr. Beer meinst du," sagte Franz geringschätzig.

„Ihr kennt's euch ja vom Gymnasium her."

„Guter Arzt, g'scheiter Kerl. G'scheit sind's ja, wer leugnet das?" sagte Franz achselzuckend. „Aber ein Narr! Macht jetzt den Zionisten — ich hör wenigstens, wir verkehren längst nicht mehr, man kriegt den Reiz der jüdischen Mentalität bald satt. Und was beweist der eine? Bestenfalls, daß es auch unter den Juden Ideologen gibt. Ganz gut als Aufputz und übrigens ungefährlich. Der gewisse anständige Jud rentiert sich sehr gut für die anderen. Dahinter blüht das Geschäft der Jasons!"

„Endlich!" sagte Ferdinand lachend. „Ich hab nur d'rauf gewartet! Es gibt jetzt kein Gespräch in Wien, das nicht schließlich beim Jason ankommt! So von einer ganzen Stadt gehaßt zu werden, muß eigentlich ein beneidenswertes Gefühl sein."

„Es wird sich ja jetzt zeigen!" sagte Franz erbittert. „Ist er stark genug, den Prozeß zu verhindern, dann wär's für den Rest der noch nicht ganz verjudeten Menschheit in Österreich gleich gescheiter auszuwandern. Und er wird ihn verhindern! Sie sind alle zu feig! Er ist der mächtigste Mann im Land! Ein Analphabet, ein schmieriger Galizianer, kommt bettelnd, hausierend, stehlend in die Stadt, gaunert sich langsam empor: Tandler, Agent, Chorist, schnorrt sich irgendwie einen Vorschuß heraus und übernimmt ein Provinztheater, aus dem Jakobsohn, wie der Kerl eigentlich heißt, wird damals Jason, dann taucht er plötzlich in Berlin auf, gründet die große Oper, hat den Skandal mit der gelben Nachtigall, macht aber nichts, ihm

macht ja nichts etwas, er macht alles zu Geld, bald genügt ihm das Theatergeschäft nicht mehr, er wird Kunsthändler, er hat alle großen Sänger zusammengekauft, jetzt kauft er auch die Maler zusammen, hat das fabelhafte Glück mit Höfelind, für den man grad jetzt erst die großen Preise bezahlt, und kauft und kauft und kauft, er kauft Künstler, er kauft Zeitungen, er kauft Häuser, er kauft Eisenbahnen, er kauft Kohlenlager, er streift gern den Staatsanwalt, aber er streift ihn bloß, da bricht der Krieg aus, und es zieht ihn wieder heim nach Wien, seine Nase wittert genial, er etabliert sich als Patriot: Spitäler, Hilfszüge, Rotes Kreuz, Schwarz-gelbes Kreuz, Zeichnungen hier, Zeichnungen dort, das Geld fliegt nur so, da bemerkt man, daß die Front mit Munition und Proviant, das Hinterland mit Lebensmitteln versorgt, daß organisiert werden soll, aber niemand hat eine Ahnung: Jason hat sie, jetzt is er in seinem Element! Kaufen, kaufen, kaufen! Und Jason hier und Jason dort und Jason überall! Und alles atemlos hinter Jason her, Jason macht's, Jason macht alles, Jason macht den Krieg, Jason wird den Frieden machen, Jason macht Österreich, denn er kauft und kauft und kauft, alles schwimmt in Geld, Österreich Danae, Jupiter Jason, und gerechnet wird erst nachher, er kommt jetzt nicht dazu, seine Millionen abzuzählen, sind's bloß Millionen?, sind's schon Milliarden?, das hat Zeit, zunächst regiert er Österreich, kommandiert über ein Heer von Offizieren und Beamten, is

der große Mann, der Retter in jeder Not, der Helfer aus jeder Verlegenheit, dabei stets gut gelaunt, leben und leben lassen!, Mäzen, Ballettonkel, und alles ohne jeden Eigennutz, nicht einmal Generaloberst ist er noch geworden, das wär doch eigentlich das wenigste!"

„Nur dich hat er noch nicht gekauft!" sagte Ferdinand lächelnd.

„Es wär mir ein leichtes gewesen, bei ihm anzukommen," beteuerte Franz. „An Gelegenheit hat's nicht gefehlt." Und treuherzig vertrauensvoll fuhr er mit Eifer fort: „Aber ich hoff noch immer, daß das dicke Ende nachkommt. Warten wir's erst ab, wer zuletzt lacht!"

„Und da spekulierst du sozusagen à la Baisse?" fragte Ferdinand trocken.

„Mein Gott!" erwiderte Franz im Ton gekränkter Unschuld. „Wär das gar so ein Verbrechen, auch einmal an mich zu denken? Dein Großvater ist Exzellenz, du kannst das nicht verstehen. Du bist längst Legationsrat, wenn ich froh sein muß, Bezirkshauptmann zu werden! Weder Geld noch einen Geheimen Rat im Hintergrund und ein Bürgerlicher auch noch — nein, lieber Freund, da kannst du nicht mitreden! Ich war ein Esel, ich hätt Advokat werden sollen oder in eine Bank eintreten, jedenfalls alles eher als den politischen Dienst! Daran war auch nur mein verdammter Snobismus schuld! Und der Schluß wird sein, daß ich ein Judenmädl heirat. Noja?"

Ferdinand wunderte sich immer wieder, daß es

ihm nie gelang, Franz bös zu sein. Er mochte den Freund eigentlich nicht, er war sich auch ganz klar über ihn und ließ sich doch immer wieder von ihm bezaubern. Ungefähr wie man den Ärger mit verzogenen, treulosen, unnützen Windspielen erträgt, bloß weil sie so schön zu schmeicheln und mit solcher Anmut zu springen wissen. Ferdinand begriff die Frauen sehr gut, die wußten, daß sie Franz alle betrog, und doch alle von ihm nicht lassen konnten. Er hatte eine Art unausstehlich zu sein, die unwiderstehlich war.

„Jetzt wär der Augenblick!" sagte Franz. „Selbst wenn er den Prozeß noch verhindert! Vielleicht grad dann! Und ich bin sicher, daß er ihn noch verhindert, wer traut sich denn gegen ihn? Aber grad dann! Denn grad das, daß sich niemand traut, wird ihm schaden, und grad bei denen am meisten, die sich am wenigsten trau'n! Und ich kenn doch meine Wiener! Wir haben das nicht gern, wenn einer zu groß wird. Anfangs ja: solang er nämlich, um aufzukommen, die schon oben sind, wegtauchen muß — o das haben wir sehr gern, da tun wir alle mit! Die schon oben sind ducken hilft ihm jeder, solang bis alle geduckt sind und jetzt er oben is, dann aber dreht sich der Wind, und jetzt kommt er dran, jetzt muß er geduckt werden, damit wieder Platz wird für die Nächsten! Wir sind eine treulose Rass! Und Gott sei Dank! Denn das ist noch uns're einzige Gerechtigkeit! Von Zeit zu Zeit muß immer, wer grad oben ist, sozusagen die Schulden für die ganzen letzten zehn Jahr zahlen,

wir haben ein gewisses Rechtsgefühl! Und schon damit man dann wieder ruhig neue Schulden machen kann, zehn Jahr lang! Es is wieder Luft, es is wieder Platz, es kann wieder angeh'n! Alle warten ja schon längst auf den Moment! Den Moment erwischen und benützen, Platz nehmen, Luft schöpfen, und gehörig!, dann aber sich rechtzeitig drücken, mit einer sympathischen kleinen Arterienverkalkung im richtigen Augenblick, noch bevor sich der Wind wieder dreht, sich drücken, bevor man geduckt wird, und längst vom Schuß sein, schön still in Graz oder Meran, wenn der nächste Zahltag kommt, das wär die Kunst! Aber das verstehen die Wenigsten, man glaubt halt immer, ein Jahrl halt's schon noch! Und der Jason gar, in seiner Verblendung! Er is ja eigentlich ein Prachtkerl! Dem fällt's doch nicht ein, sich beizeiten zu drücken! Der wehrt sich! Da werden wir noch was erleben, wie der sich wehrt! Aber paß auf, grad das bricht ihm den Hals! Er hat ein zu großes Format für Wien, er is ungemütlich! Nette kleine Diebe lassen wir uns gern gefallen, aber ich kenn mein Wien doch, der große Räuberhauptmann is auf die Dauer nix für uns, er hätt in Berlin bleiben sollen, hier kracht's über Nacht, ich fühl's, wie's schon überall knackt! Paß' auf, jetzt wär der Augenblick! Und weil du von Pflicht gesprochen hast! Ich weiß, ihr traut's mir alle nicht recht, ihr nehmt's mich nicht ernst, meinetwegen! Vielleicht bin ich ein Windhund, gut, man hat nicht immer die Wahl! Aber wär's nicht Pflicht, das Wort im höchsten Sinn

genommen, in Bereitschaft zu sein für den Augenblick, der über alles entscheidet, nicht bloß für die nächsten hundert Jahr, sondern einfach über Sein oder Nichtsein unseres Landes überhaupt?"

„Das Gefühl hab ich ja auch!" rief Ferdinand, plötzlich teilnehmend, während er eben noch kaum mehr zugehört hatte.

„Das Gefühl!" sagte Franz verächtlich. „Das Gefühl haben alle jetzt! Und dabei bleibt aber alles beim alten! Für das Gefühl kauf ich mir nichts, vor lauter Gefühl geh'n wir zugrund, das schönste Gefühl hilft uns dann nicht so viel! Was sich jetzt entscheiden wird, is einfach, ob eine landfremde, gewissenlose, ruchlose, sittenlose, blutsfremde, artsfremde Bande, die, während wir uns draußen wehren, unbemerkt unser Inneres erobert hat, die Herrschaft behalten oder ob es uns noch gelingen wird, in der Verzweiflung die Kraft, Entschlossenheit und Opferwilligkeit aufzubringen, die notwendig sind, um uns wieder zu Herren unseres eigenen Schicksals zu machen. Es handelt sich einfach um das Recht, so zu leben, wie der Menschenschlag, der hier seit Jahrhunderten sitzt, immer zu leben gewohnt war, unserer angestammten Art gemäß, ob sie gut is oder besser anders wär, ganz gleich, wir haben sie nun einmal, wir sind nun einmal nicht anders — das heißt: wir hatten sie noch eben, wir waren so noch eben, aber wir haben sie schon heut nicht mehr, wir sind schon heut nicht mehr wir, es ist uns nichts mehr heilig, was es uns jahrhundertelang war, es darf uns nicht ge-

fallen, was uns eigentlich gefällt, wir bewundern, was wir scheußlich finden, wir ehren, was für unser Gefühl unwürdig, wir verspotten, was uns lieb und wert ist, wir haben unsere stille zutrauliche Geselligkeit mit einer lärmenden, schnaubenden, dampfenden vertauscht, wir essen nicht mehr, was uns schmeckt, wir tanzen unseren Wiener Walzer nicht mehr, unsere Frauen spielen Poker, unser Witz ist brenzlich geworden, unsere Sentimentalität zynisch, unsere ganzen Instinkte sind schon verfälscht, wir leben nicht mehr unser Leben, sondern ein anderes, das uns der Fremde vorschreibt! Oder meinst du vielleicht wieder, daß ich übertreib?“

Ferdinand hatte die ganze Zeit über ein merkwürdiges Gefühl. Das war ihm alles aus der Seele gesprochen und mißfiel ihm doch! Franz hatte sicher recht, nur fand er ihn sozusagen nicht berechtigt dazu. Es war ihm selber nicht ganz verständlich, was er eigentlich empfand, doch empfand er es sehr stark. Vielleicht war's so: was Franz sagte, traf alles zu, nur der Mensch nicht, der es sagte! Ferdinand mußte sich aber eingestehen, daß dies ungerecht war: es kommt doch darauf an, was einer sagt, nicht wer es sagt. Es klang nur dem Franz so gar nicht ähnlich! Doch mag er es von einem anderen gehört, mag er es gelesen haben, es enthielt doch nichts, was sich nicht auch Ferdinand oft genug selbst gesagt hatte. Was also hielt ihn ab, zuzustimmen? Er wußte das nicht und wunderte sich nur, daß er so kleinlich sein konnte. Er hätte das gar nicht von sich gedacht! Doch überwand er sich kaum

soweit, daß er nicht geradezu widersprach, sondern halb auswich: „Ich war ja, seit ich aus dem Spital zurück bin, eigentlich noch nirgends als in meinem Amt. Doch scheint's allerdings schon wirklich arg genug zu sein."

„Und das ärgste," sagte Franz enttäuscht, „is, daß man sich begnügt, es arg zu finden! Dadurch wird's nicht anders!"

„Wodurch wird's anders?" fragte Ferdinand.

„Durch einen einzigen Mann, der entschlossen is, das Unerträgliche nicht mehr ertragen zu wollen! Alle warten auf ihn. Lueger war ein unbekannter Advokat, als er sich erhob, und die ganze Stadt stand hinter ihm auf."

Und Ferdinand fragte wieder: „Aber jetzt? Wer?"

„Ich bin doch kein Prophet!" sagte Franz, ungeduldig verlegen.

„Ja dann," sagte Ferdinand hart, „entschuldige, hast du kein Recht, uns anderen Vorwürfe zu machen, weil wir uns begnügen, es arg zu finden! Was tust denn du? Du begnügst dich auch damit!"

„Gib mir die Gelegenheit!" rief Franz.

„Nimm dir sie!" sagte Ferdinand.

„An mir fehlt's doch wahrhaftig nicht," rief Franz. „Mir kann man wirklich nicht nachsagen, daß ich zu wenig für mich tu.'"

Er sagte das so treuherzig zynisch, daß Ferdinand unwillkürlich lachen mußte.

„Da gibt's gar nichts zu lachen," sagte Franz. „Es ist eher tragisch! Ja ich bin ein Streber,

leugn ich gar nicht! Jeder hat das Recht, so viel aus sich zu machen, als er kann. Tät's nur jeder, so wär's nie so weit mit uns gekommen! So viel als irgend eins von diesen Judenjüngls bin ich schließlich auch noch wert, ich seh gar nicht ein!"

„Ich wär lieber wieder draußen!" sagte Ferdinand vor sich hin.

„Der Krieg war die größte Dummheit!" fuhr Franz fort. „Was wird das Ergebnis sein? Die jüdische Weltherrschaft!"

Ferdinand blieb plötzlich stehen, ungeduldig fragend: „Also was willst du denn aber eigentlich? Alle raunzen, alle schimpfen! Was aber wollt ihr denn?"

„So leicht wird das freilich nicht sein!" sagte Franz kleinlaut. „Ich mein nur, es wär jetzt die höchste Zeit!"

„Wozu?" drängte Ferdinand.

„Anzufangen halt wenigstens!"

„Was?"

„Mein Gott!" sagte Franz hilflos.

„Draußen hatte man," sagte Ferdinand langsam, „in allem Elend doch den einen Trost, es geht etwas Großes vor, so furchtbares Leiden kann ja nicht umsonst, so viel Opfer kann nicht verloren sein, es ist grauenhaft, aber es muß halt sein, eine neue Zeit kommt, die Menschheit kommt wieder zu sich, es wird wieder Licht, eine neue Welt beginnt! Irgend einen wenn auch noch verborgenen Sinn muß das alles ja doch gehabt haben, es wär zu gräßlich! Und dann kehrt man heim und euch

interessiert aber nichts als ob dieser Herr Jason eingesperrt wird oder nicht! Ein ehemaliger Theaterdirektor! Die furchtbare Seltsamkeit, Einzigkeit, Ungeheuerlichkeit aber der Epoche, wie vielleicht seit Jahrtausenden keine war, dieser Weltenwende, die wirklich Züge vom jüngsten Gericht hat, dieser Erdumwälzung spürt hier scheints niemand!"

„Das sag ich ja!" stimmte Franz eifrig zu, „das Gefühl für die Größe des Augenblicks fehlt! Während über das Schicksal der Welt entschieden wird, interessiert die Leut nur, ob sie Kartoffeln kriegen. Wundert dich das aber? Mich nicht. Bei dieser Schandpresse!"

„Ach so!" sagte Ferdinand trocken. „Du willst wieder einmal eine Wochenschrift gründen."

„Ja siehst du nicht ein —?"

„Nein!" fiel ihm der andere hart ins Wort. „Ich wünsch dir viel Glück, aber mir kommt's, du mußt schon verzeihen, höchst lächerlich vor! Und echt Wienerisch! Wenn der Mond vom Himmel fällt, ist der Moriz Benedikt schuld, und wenn die Sündflut kommt, werd's ihr geschwind noch eine neue Zeitung gründen. Ich gönn dir's ja vom Herzen, ich hab zwar diesen billigen Ehrgeiz nie begriffen, ich halt's, nimm mir's nicht übel, für eine Dummheit von dir, du schadest dir nur, aber das geht mich ja schließlich nichts an — wenn's dich glücklich macht!"

„Dann hilf mir aber doch!" rief Franz.

„Ich?" sagte Ferdinand mit einem traurigen Lächeln. „Kind!"

„Jetzt wär der Augenblick!“ fuhr Franz eifrig fort. „Ich bin überzeugt, ein unabhängiges, rücksichtsloses, gegen den Tagessinn unerbittliches Blatt, das, wie du ja mit Recht gesagt hast, die Größe, den weltgeschichtlichen Ernst, das Entscheidende der ungeheuren Epoche betont, das sie zu deuten, ihren Sinn darzutun unternimmt, das, statt allen verirrten Instinkten zu schmeicheln, dem Geiste dient, Wunder könnt so ein Blatt wirken. Also du glaubst nicht daran, ich weiß, du kennst eben unsere Menschen nicht, du darfst nicht nach dir urteilen, du bist ein Einsamer, gut, wir wollen auch gar nicht streiten, wer recht hat, aber tu's mir zuliebe!“

„Ich? Der kaum ein paar Menschen kennt? Und denen bin ich erst recht von ganzem Herzen zuwider!“

„Das ist auch so ein Wahn von dir!“ rief Franz ärgerlich.

„Größenwahn?“ sagte Ferdinand hart. „Vielleicht. Ich klage jedenfalls nicht darüber, es gehört wohl zu meiner ganzen Art. Und so weiß ich beim besten Willen nicht —“

„Wenn du zum Beispiel deiner Kusine nur ein Wort sagst!“ Und, durch den fragenden Blick des Freundes erbittert, fuhr Franz ungeduldig fort: „Sei so gut! Ja? Das wär jetzt noch schöner, wenn auch du sie verleugnest!“

„Ach so!“ sagte Ferdinand lächelnd. „Nein! Ich verleugn' sie nicht. Die Anna Scharizer gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Kindheit, so schlecht sie mich damals behandelt hat! Aber seit sie die Gräfin spielt —“

„Schließlich ist sie's doch! Und ja nicht bloß durch ihre Heirat, sondern von Geblüt!"

„Geblüt!" sagte Ferdinand achselzuckend.

„Ihr seid's merkwürdig! Wenn der Konrad Freyn eine vom Brettl oder gar ein reiches Judenmädl geheiratet hätt, das wär längst vergeben und vergessen, da habt's ihr ein unglaublich weites Herz! Und vom Alten, den sogenannten Vater mein ich, in seinem Bauernstolz laßt's ihr euch alle mit Vergnügen die größten Grobheiten sagen!"

„Wir haben sie uns auch von ihr sagen lassen, als sie noch wild demokratisch tat und auf den Vater stolz war, dessen sie sich jetzt schämt. Scheußlich!"

„Wenn er's aber doch nicht ist!" rief Franz. „Seid's doch ein bissel gerecht! Sie weiß, sie hat nur den Namen von ihm, is aber das Kind des alten Gandolf Freyn! Also?"

„Von dem sie nicht einen Zug hat," sagte Ferdinand trocken, „und innerlich schon gar nicht! Der gute feine Gandolf! Er tut mir dabei am meisten leid."

„Sie hat allerdings in der kleinen Zeh mehr Verstand als er!" sagte Franz. „Und mehr Temperament und mehr Persönlichkeit. Wahrscheinlich mehr als alle miteinander seit der Entstehung der Freyns! Das heißt, Pardon, du gehörst ja, glaub ich, auch irgendwie dazu!"

„Nur von weitem!" sagte Ferdinand lächelnd. „Meine Großmutter war eine Freyn, doch von einer anderen Linie."

„Ich kann jedenfalls nur sagen," fuhr Franz

fort, „ich kenn doch unseren Adel auch ein biss'l, er hätt' nur allen Grund, stolz auf die Gräfin Anna zu sein! Was habt's ihr eigentlich alle gegen sie?"

„Erstens," sagte Ferdinand, „darfst du da nicht mich fragen, ich gehör nicht dazu, verlang mir's auch gar nicht! Mein Großvater, der Adjutant vom Jellacic, ist als alter Feldmarschalleutnant Baron geworden. In seiner Freud darüber hat er dann rasch noch seine Geliebte geheiratet, die Tochter einer Pfarrersköchin. Und meine Mutter war eine geborene Trost, ihr Vater, den du ja kennst, jetzt Geheimer Rat, is der Sohn eines Schullehrers aus Hohenfurt, er war allerdings mit einer Freyn verheiratet, von der anderen, damals schon verarmten Linie. Laß mich also gefälligst aus!"

„Und du gehörst aber doch dazu!"

„Nein," sagte Ferdinand. „Tut mir leid, daß ich dir diesen Schmerz bereiten muß! Ich hab dir's schon oft genug gesagt!"

„Ja du willst nicht, das is auch eine deiner Marotten! Ich seh doch aber, wie du behandelt wirst, du duzt dich mit ihnen, du bist im auswärtigen Dienst, man macht keinen Unterschied mit dir, und jeder Kellner sieht's dir übrigens an der Nasen an!"

„Das is eine Verwechslung," sagte Ferdinand. „Es hat mit dem Adel nichts zu tun. Aber allerdings gehör ich durch meine beiden Großväter, den längstverstorbenen Feldmarschalleutnant Držić wie durch Exzellenz Trost, zur regierenden Kaste. Kastenstolz bin ich, das is aber was anderes als adelsstolz. Für mein Gefühl ist's eigentlich mehr."

„Für mich kommt's auf dasselbe hinaus," sagte Franz verdrießlich. „Ich kann auch kastenstolz nicht sein!"

„Du nicht!" sagte Ferdinand lächelnd. „Aber vielleicht dein Sohn einmal. Oder doch ein Enkel."

„Ich dank schön! Aber da hab ich wirklich nähere Sorgen! Und ich versteh nur jetzt erst recht nicht, was du gegen die arme Gräfin Anna hast."

„Leid ist mir um sie," sagte Ferdinand. „Sie hätt's doch wahrhaftig nicht nötig! So macht sie sich bloß lächerlich."

„Aber das ist ja die Ungerechtigkeit, die mich empört! Sie hat doch blaues Blut!"

„Aber sie hat kein Recht darauf," sagte Ferdinand kurz.

Doch Franz gab nicht nach. „Sie hat einen Grafen zum Vater, hat das Recht, Gräfin zu zu sein, jetzt möcht ich nur wissen, was ihr denn also fehlt!"

„Daß man's ihr glaubt!"

„Aber Konrad Freyn?" rief Franz plötzlich. „Scharizers Sohn! Der leibhafte Nachkomme jener Innviertler Bauern, mit denen der Hofrat so protzt. Jeder weiß das, aber ich hab noch nicht bemerkt, daß er ausgelacht worden wär! Er nicht! Warum nicht?"

„Weil man ihm den Grafen glaubt!" sagte Ferdinand.

„Das geht über meinen gesunden Menschenverstand!"

„Die Wirklichkeit meistens!"

„Es kommt also nicht aufs Blut an?“ fragte Franz.

„Es kommt vielleicht auf den Menschen an,“ sagte Ferdinand nachdenklich. „Und jedenfalls nicht bloß aufs Blut. Aber auf keinen Fall läßt sich's erzwingen. Das ist der Irrtum meiner Kusine!“

„Ich find g'rad das so famos von ihr, daß sie nicht nachgibt!“

„Bauernart!“ sagte Ferdinand. „Nur wieder ein Beweis!“

„Wofür?“

„Daß Erziehung, Bildung, Umgebung, Beispiel, Vorbild, Atmosphäre stärker sind als selbst das Blut.“

„Gerade du, der soviel auf Rasse hält —“

„Aber doch anders,“ fiel Ferdinand ein, „als du meinst. Vielleicht ist's doch auch da der Geist, der allein entscheidet. Die geistige Rasse Scharizer ist halt doch stärker als das Blut der Freyns. Ich an Annas Stelle wär stolz darauf.“

„Sonst bewunderst du nichts so sehr als Willenskraft!“ sagte Franz.

„Zu der aber auch die Tugend der Diskretion gehört.“

„Diskretion?“

„Erinnerst du dich an den alten Pater Fidelis in meinem Spital?“

„Den zerzausten Nikolo?“ fragte Franz lachend. „König Lear als Franziskaner!“

„Der war lang auch in der Front draußen, mit seinen vierundachtzig Jahren! Halt ein Tiroler!

Er ist meistens nur so dagesessen und hat einen angeschaut, das war aber auch ganz genug; und dann hat man noch aus seiner Dose schnupfen dürfen, und dann ist er wieder um ein Häusel weiter! Von ihm hab ich überhaupt erst erfahren, daß es eine Tugend der Diskretion gibt. Die Tugend des heiligen Benedikt hat er gesagt. Man kriegt aus ihm ja nicht mehr viel heraus, er deutet nur, spricht bloß noch in Hauptworten und Ausrufen, man muß es halb selbst erraten, aber der eine Satz ist mir unvergeßlich: Das Schicksal will mit Diskretion behandelt sein! Er hat mir's nie näher erklärt, sondern mir dann nur immer oft von weitem schon lachend mit dem Finger gedroht: Diskretion! Auch neulich noch, beim Abschied vom Spital. Und es ist doch merkwürdig, wie viel einem oft so ein einziges Wort helfen kann! Mir fällt's immer wieder ein. Denn wir sündigen ja fast jeden Tag dagegen. Die Menschen bringen alle ihrem eigenen Leben nicht die nötige Diskretion entgegen. Meine Kusine glaubt halt auch, es läßt sich forcieren!"

„Es is ja schließlich aber doch nur ihr gutes Recht, was sie verlangt!"

„Recht? Mein Gott!" sagte Ferdinand achselzuckend. „Mir war sie jedenfalls lieber, als sie noch nicht hochgeboren war. Das unverdorbene Bauernblut in meinen Adern!, ich hör sie noch renommieren! Und sie setzte was d'rein, möglichst ruppig zu sein, zum größten Vergnügen des Hofrats. Aber seit sie jetzt ihr Blut entdeckt hat! Das Bauernmädl war mir lieber. Und der selige Graf Achaz

wär doch auch eher erstaunt über diese Enkelin!"

„Ich versteh dich nicht!" sagte Franz. „Wär denn das nicht die größte Verlogenheit von ihr, jetzt noch das Bauernmäd'l zu mimen, das sie doch nicht ist?"

„Schwer hat sie's ja! So oder so, sie macht's nie recht. Man wird's ihr nie glauben."

„Und gar nicht," fuhr Franz fort, „kann ich aber den Hofrat verstehen, der nicht von ihr lassen will, obwohl er weiß —!"

„Warum denn aber auch?" fragte Ferdinand, fast heftig. „Das ist doch auch eine Zumutung! Diese ganzen Jahre können doch nicht auf einmal ausgelöscht sein! Man schickt doch nicht sein Gefühl auf einmal weg! Wie stellt's ihr euch denn das vor? Und warum denn? Was ist denn zwischen den beiden anders geworden? Was ist denn überhaupt geschehen? Beide haben etwas erfahren. Aber etwas, was doch immer schon so war. Sie haben's nur bisher nicht gewußt. Das is der ganze Unterschied. Sie war nie sein Kind. Sie haben's nur vorher nicht gewußt. Jetzt wissen sie's. Ja was ändert das? Wird dadurch, daß ich etwas weiß oder es nicht weiß, dieses selbst anders? Ich bin doch, was ich bin, und das bleib ich, auch wenn's einen anderen Namen kriegt! Wenn dir deine Mutter morgen entdeckt, daß du nicht ihr Sohn, sondern ein Findelkind bist, bloß von ihr angenommen und aufgezogen, so mag das vielleicht euer Verhältnis ändern, schon das kann ich mir eigentlich ja kaum vorstellen, aber jedenfalls an dir doch nichts! Du

warst doch dann das schon immer, nicht? Bloß erfahren hast du's erst jetzt, aber dadurch, daß du's erfährst, entsteht's doch nicht erst! Wirst du nicht ganz derselbe sein?"

„Ich weiß nicht," sagte Franz unsicher.

„Du weißt nicht?"

„Erlaub du mir! Wenn du hörst, du bist kein Držić, sondern sagen wir: das Kind einer Erzherzogin, die, setzen wir den Fall, dich aus irgend einem Grund jetzt anerkennen will —"

„So bin ich doch genau dasselbe, was ich immer schon war! Wenn ich morgen um Änderung meines Namens ansuch, hör ich dann, weil ich jetzt nicht mehr Držić heiß, sondern Meier oder Müller, damit auf, der zu sein, der ich immer gewesen bin?"

„Aber in jenem Falle wechselst du ja die Familie, den Stamm!"

„Ich wechsle sie doch nicht! In jenem Falle war ich doch niemals ein Držić, ich hab's bloß geglaubt, darauf kommt's doch aber nicht an, man ist doch was man ist, und nicht was man meint! Und das Gefühl für deine Mutter würde sich doch nicht ändern? Denn was sie dir ist und was sie dir immer war, das bleibt sie dir doch, wenn auch jetzt unter einem anderen Namen! Das Wesen, das du liebst, wär sie doch auch dann noch! Oder du hättst sie niemals geliebt, sondern bloß einen Begriff, nämlich die Vorstellung, daß sie deine Mutter ist, ein bloßes Abstraktum! Aber da tätst du mir leid!"

„Gerade deine Kusine," sagte Franz, „is doch ein Beweis! Sie hat sich verändert, aus dem Bauern-

mädl ist eine Gräfin geworden! Gerade das neidet man ihr ja so!“

„Ich fürcht, sie war kein Bauernmädel und wird keine Gräfin. Es gibt, scheint's, Menschen, die nichts sind. Aber ich will ihr nicht unrecht tun, es is lang her, daß ich das letztemal dort war.“

„Geh doch hin! Sie würde sich so freu'n! Und es gibt kein amüsanteres Haus in ganz Wien!“

„Ich hab's ja gesagt, aus ihr wird nie eine Gräfin!“

„Ja soll sie deshalb fad sein?“ rief Franz lachend.

„Wer erst fragt, was er sein soll, wer auch anders sein kann, als er ist, ja dem kann ich nur sagen, mir sind die Menschen lieber, die müssen!“

„Da wirst nicht viele finden!“

„Mein Bedürfnis ist nicht sehr groß.“

Sie gingen eine Zeit stumm nebeneinander. Dann schlug Franz vor: „Oder schreib ihr vielleicht!“

Ferdinand blickte fragend auf.

„Für mich,“ fuhr Franz fort, „hängt wirklich viel davon ab! Der Hofrat wär selig, ihr den Gefallen zu tun, für ihn ist das eine lächerliche Summe!“

Jetzt erinnerte sich Ferdinand erst, doch schwieg er. Franz begann wieder: „Sie schien auch von meiner Idee sehr entzückt. Alle fühlen ja, daß jetzt der Augenblick wär! Auch käm ein solches Blatt doch ihrer lebhaften Neigung entgegen, einen geistigen Kreis zu schaffen, einen Mittelpunkt, ein-

mal, was in Wien ja so fehlt, einen wirklichen Salon! Freie Bahn dem Tüchtigen! heißt's draußen. Freie Bahn dem Geistigen wär bei uns vor allem nötig." Er wartete wieder eine Zeit, aber vergeblich, so fuhr er fort: „Wir hatten sogar schon den Namen. ‚Der Schrei' soll das Blatt heißen. Es wär doch einmal ein Versuch! Viel ist schon erreicht, wenn man nur aufmerksam wird!"

„Auf dich?" sagte Ferdinand trocken.

Er lief jetzt fast dem Freunde davon.

Das Lachen klang nicht ganz frei, mit dem Franz erwiderte: „Auch auf mich! Ich hab nichts dagegen! Und es ist ja kein anderer da, der den Mut hat! Wer denn? Wo denn?"

Ferdinand blieb auf einmal stehen.

„Also sei nett, sag' oder schreib ihr ein Wort und erwähn' dabei meinen Plan oder besser, ihren Plan, damit sie nicht vergißt! Sie vergißt leider eben so leicht, als sie begeistert ist! Ihr machst damit die größte Freud und mir, mir wär's halt schon sehr angenehm! Abgemacht?"

„Nein!"

Wie ein Windstoß fuhr es in das Kindergesicht des schmucken Leutnants. Aber er sagte bloß: „Nicht nett von dir!"

„Nett zu sein ist auch kaum mein Ehrgeiz," erwiderte Ferdinand.

„Wie du willst!" sagte Franz leichthin. „Ich hab nur gemeint! So wichtig is mir das ja gar nicht!"

Ferdinand nahm sich zusammen: „Versteh mich doch!"

„Ich versteh schon," sagte Franz leichthin. „Gar nicht nötig, daß du so mit mir schreist!"

„Mir sind solche Sachen einfach gräßlich!"

„Dann eben nicht!"

„Mir ekelt davor!"

„Fehlt nichts mehr," sagte Franz lachend, „als daß du mich gleich einen Schieber schimpfst!"

„Wer spricht denn von dir?" Die Stimme Ferdinands zitterte. Mit dem Stock wies er auf die glänzende Stadt. „Das alles ekelt mich an! Diese ganze Luft! Spürt denn das niemand von euch?"

„Sag ich doch auch!" rief Franz. „Aber was hast denn eigentlich auf einmal?"

„Auf einmal!" wiederholte Ferdinand höhnisch. Und mit seinen langen Schritten ging er wieder voran. Und er sagte noch: „Der Konrad Freyn steht auf dem Ortler in Lawinen, aber Anna Freyn, seine Frau, berät indessen mit dir den Wiener Salon, den ‚wirklichen'! Unsere Begriffe von Wirklichkeit stimmen offenbar nicht ganz."

Franz, da hier in der Niederung der Schnee schon weicher und näßlich wurde, sehr um das wunderschöne Leder seiner strahlenden gelben Stiefel besorgt, sagte: „Mein Gott, Wien is scheußlich! Wer leugnet das? Kann ich's aber ändern? Und ich möcht's ja! Hätten wir erst ein solches Blatt, so wär das Schwerste schon getan! Ich denk dabei doch nicht an mich, ein Vergnügen is das ja nicht!"

„Denk' lieber an dein Vergnügen!" sagte Ferdinand kurz.

„Ich weiß nicht, was du seit einiger Zeit hast! Im Spital warst ganz anders!“

„Ja!“ sagte Ferdinand sehnsüchtig.

„Erinnerst dich? Ich hätt nie gedacht, daß ein Lungenschuß auf einen so direkt erfrischend, erheiternd wirken kann! Seit's dir aber wieder gut geht —“

„Gut?“ wiederholte Ferdinand in einem leeren Ton.

„Sei nicht undankbar gegen das Schicksal!“

„Gut,“ sagte Ferdinand, „is mir nur draußen gegangen, so scheußlich es war! Mir kommt jetzt vor, als hätt ich draußen zum erstenmal in meinem Leben gelebt! Zum ersten-, und, es scheint, auch zum letztenmal!“

„Gelebt?“ wiederholte Franz verständnislos.

„Wann denn sonst?“ fragte Ferdinand. „Das Gymnasium hab ich damit verbracht, es hinter mich zu bringen. Der Zweck der zweiten Klasse war, in die dritte zu kommen, und so fort. Die ganzen acht Jahre hatten bloß den Sinn, erledigt zu werden, vorüber zu sein. Das Leben lag vor uns, weit in der Ferne. Nach der Matura! dachte man. Und nach der Matura hieß es wieder: Nach der zweiten Staatsprüfung! Immer hieß es: das Leben kommt erst! Vorderhand stieg man immer bloß um, aber man kam noch immer nicht an, das alles war doch noch nicht das Leben! Mit diesem Gefühl des ewigen Umsteigens bin ich dreißig Jahre alt geworden, und erst auf unserem Rückzug, damals, als wir gar nichts mehr wußten, als alles vorbei

schien, als man grad nur noch dachte, ob man noch den heutigen Tag überstehn wird, da hab ich, so verrückt das klingt, zum erstenmal das Leben empfunden, das Leben selbst, und die Schönheit des Lebens in seiner ganzen Pracht, des bloßen Lebens, des Lebens an sich, das wert ist, daß man hungert und durstet und blutet, jede Qual, jedes Leid, jede Verzweiflung mit Freuden zu tragen bereit, wenn einem dafür nur die liebe Sonne wieder aufgeht, die stille Nacht noch einmal auf einen niedersinkt, ja man überhaupt noch hungern und dursten und Angst und Not und Jammer leiden darf! Unvergeßlich bleibt mir, wie ich, angeschossen, im feindlichen Feuer lag, zwei trugen mich, der eine fiel, dem anderen war allein die Bahre zu schwer, er lief um Hilfe. Da lag ich, des Todes gewärtig, es war ja sehr unwahrscheinlich, daß sie mich, wiederkehrend, noch am Leben fänden, aber weder Ungeduld, noch Furcht, sondern nur ein ungeheures Gefühl des Lebens war in mir, so stark wie noch nie, wacher war ich als je, nichts als Aug und Ohr war ich, ganz gleichgültig gegen mich, nichts als sehend und hörend; aber mit einer namenlosen Gier zu sehen und zu hören, mit einer unbekannten rasenden Lust am Sehen und Hören und mit dem einzigen Wunsche, noch mehr zu sehen und immer noch mehr zu hören und zum erstenmal mich zu sättigen an der wilden Schönheit, die das Leben selber hat, auch wenn es mir gar nicht mehr gehört, oder vielleicht grad erst, wenn es mir nicht mehr gehört! Dieser Anblick des Lebens selber, des nackten Lebens,

des nicht mehr auf mich oder dich oder irgend wen und schon gar nicht auf irgend einen Sinn, Inhalt und Zweck bezogenen, sondern bloß in seiner eigenen Gewalt erscheinenden, von seiner eigenen Fülle starrenden, in seiner eigenen Herrlichkeit schwelgenden Lebens, durch den mir jene zitternde halbe Stunde zur Ewigkeit wurde, hat einen anderen aus mir gemacht, er hat mich erst zum Menschen gemacht!“

„Es muß schon ein merkwürdiges Gefühl sein!“ sagte Franz philosophisch.

Erwachend sah Ferdinand auf. „Nicht wahr? Aber hierzulande hat man Müh', es sich zu merken. Ich kann mich schon oft kaum mehr recht erinnern. Vielleicht erklärt dir das meine ... Launen!“

„Aber natürlich!“

„Im Spital ging's ja noch! Da hab ich doch allmählich gleichsam erst wieder leben lernen müssen. Atmen, mich aufsetzen, aufstehen, sprechen, gehen, zum erstenmal wieder ausgehen, achtgeben, wenn man über die Straße soll! Auch ganz schön! Lauter Genüsse, die man erst schätzen lernt. Nur gewöhnt man sie zu leicht! Es ist doch kein rechter Ersatz für jenes andere, das draußen, an das ich immer denken muß, wenn ich das Wort ‚wirklich‘ höre. Vielleicht verstehst du's jetzt, wenn ich manchmal ungemütlich bin!“

„Du verlangst aber auch ein bissel zu viel,“ sagte Franz. „Mit einem Lungenschuß im Feuer auf einer Bahre, das möcht dir schmecken! Und damit können's halt im Ministerium des Äußeren freilich nicht konkurrieren!“

„Nein," sagte Ferdinand.

„Und vielleicht — du mußt entschuldigen, ich will dir auch dein Erlebnis sicher nicht verkleinern, aber ich mein nur, es kann doch nicht jetzt der Maßstab für deine ganze Zukunft sein! Und nur insofern mein ich, ob du's nicht vielleicht eigentlich doch ein bissel überschätzt?"

„Kann schon sein," sagte Ferdinand. „Ich bin der Sohn des Rittmeisters Držić, des tollsten Reiters, Duellanten und Löwenjägers der Armee. Vielleicht hab ich von ihm einen Drang nach Abenteuern, nach einer Intensität des Daseins im Blut, der nicht ganz normal ist. Früher war ich mir's gar nicht bewußt, jetzt is's halt geweckt worden, vielleicht legt sich's wieder mit der Zeit!"

„Aber sicher!" sagte Franz tröstlich.

„Und bis dahin müßt's ihr halt noch ein bissel Geduld mit mir haben! Und du wirst mich auch entschuldigen, wenn ich dich jetzt bitten muß, daß wir in der Elektrischen lieber nichts mehr reden! Es hat mich doch mehr angestrengt, als ich dachte!"

Als sie dann einander gegenüber saßen, bemerkte Franz erst, wie müde der Freund auf einmal aussah. Sein erloschenes Gesicht schien gleichsam nur noch an der gewaltsam vorspringenden herrischen Nase zu hängen. Armselig saß er in dem unmodischen grauen Winterrock da, der ihm zu weit war, der schmucke Leutnant hätte sich seiner vor den Leuten fast ein bißchen geschämt. Beim Abschied sagte Ferdinand: „Und vergiß nicht, meine Kusine von mir zu grüßen! Sobald ich soweit bin, komm ich schon

nächstens einmal. Da findet sich dann vielleicht auch eine Gelegenheit für deinen Wunsch, obwohl, obwohl ich ... ich bin in solchen Dingen doch schrecklich ungeschickt, Gott sei Dank!“

Zweites Kapitel

Was ist nur mit mir? fragte sich Ferdinand. Bin ich schon so der Menschheit entwöhnt, daß ich mich gar nicht mehr verständigen, offenbar gar nicht mehr ausdrücken kann, was ich meine, doch ebensowenig selbst auffassen und einnehmen, was der andere will, sondern wir haben nur das Wort allenfalls gemein, nicht den Sinn? Was steht denn zwischen mir und den Menschen, daß ich zu keinem hinüber kann, und keiner herüber zu mir? Was entfernt mich von allen und sperrt mich aus, sperrt mich ewig in mich selber ein? Bin ich verdammt, überall ein Fremder zu bleiben, selbst dem nächsten Freunde?

Freunde? Das waren sie ja kaum. Es lag wohl auch an Franz, der doch zu sehr mit sich beschäftigt war, aber immerhin noch der einzige, der es mit ihm aushielt! Ein rechtes Einverständnis war ihm auch mit Franz nicht möglich, mit allen anderen aber ja nicht einmal ein Mißverständnis, so weit kam's gar nicht! Höchstens der Wenzl, sein Bursch im Felde, ja der hing an ihm, der hatte doch irgend ein Verhältnis zu ihm, wenn auch mehr ein hündisches!

Er hatte sich auf diesen ersten Gang so gefreut! Es schwoll und gor in ihm, daß er ja davon schier barst: Furcht und Zuversicht, Mut und Verzweiflung, Wahn und Gewißheit wüst verwirrt — ist's das Ende, wird's ein Anfang? Was macht uns so taumeln? Stürzen wir ab oder fliegen wir auf? Der Verdammnis oder der Verheißung entgegen? Von erschrockener Freude, getroster Qual, verstörter Seligkeit das bange Herz übervoll, war er fraggierig heimgekehrt, ins gelinde Spiel dieser tauben, stummen, ewig gleich ahnungslosen Stadt, der unsterblichen Toten! Und alle so lieb und gut mit ihm, aber niemand, mit dem er hätte reden können, von seiner entmutigten Zuversicht, seiner doch so vertrauensvollen Angst, niemand, es war ja von vornherein hoffnungslos, sie hätten's nicht verstanden, sie wußten ja noch gar nichts davon, niemand unter allen diesen so freundlichen, so gefälligen, so lieb um ihn besorgten, immer für ihn bereiten, unermüdlichen, rührenden Menschen, der ihn angehört, der ihm wirklich zugehört hätte! Ja — der Pater Fidelis, der gewiß, in seiner kraftvollen Güte! Aber vor dem kam er sich so klein vor, so vernichtend jung, daß er es nicht wagte. Der, was wußte der noch von hier? Der war schon zu sehr drüber. Und die anderen waren halt noch zu sehr drunter. Franz aber, das war noch seine letzte Hoffnung gewesen, Franz in seiner Beweglichkeit und bei seiner geistigen Lüsternheit, der wird ihn noch am ehesten hören, dem kann er sich anvertrauen, sobald er ihn nur erst einmal allein für sich haben

wird, im Spital war ja die Ruhe dazu nicht, Franz kannte doch jeden und, jedem gefällig, mit jedem geschwätzig, um jeden geschäftig, hielt er ja keinem still! Er hatte sich so auf diesen ersten Ausgang mit Franz gefreut!

Aber vom ersten Satz an redeten sie gleich so gräßlich immerfort aneinander vorbei! Und Franz war gar nicht schuld, du lieber Himmel, er kannte doch den Franz, er hätte das doch wissen müssen! Franz war ein berühmter Tennisspieler, und das war er halt in allem: auch mit Worten. Er fing das Wort auf und schlug es wieder zurück. Daß es auch einen Sinn haben könnte, noch einen anderen, als eben aufgefangen und zurückgeschlagen zu werden, fiel ihm doch nicht ein. Auch war er ja stets von seinen Weibergeschichten voll! Seit er, als Bub, ein paar Stunden lang der Geliebte der Rahl gewesen, hielt er sich für unwiderstehlich, und die Frauen gaben ihm ja recht. Hätte Franz nur geschwiegen und ihn seinen Monolog halten lassen! Wer sich ein Gespräch mit einem Freunde wünscht, will doch im Grunde stets nur sich selber hören. Und Ferdinand gestand sich ehrlich ein: der wahre Grund seiner Enttäuschung, seiner Erbitterung war eigentlich nur, daß er selbst seinen eigenen Monolog so leer, so kläglich, so bettelarm fand! Er hatte sich die ganzen Wochen her zum Ersticken von seiner inneren Fülle bedrängt gefühlt; und als sie sich jetzt entlud —? Das war alles? Er schämte sich vor sich selbst! Und zu feig, sich diese Scham einzugestehen, schob er alles, den Verdruß der Enttäuschung, die Rat-

losigkeit, das Gefühl seiner Ohnmacht, alles zusammen auf den armen unschuldigen Franz ab, auf den so selbstbewußt herabzusehen er aber wahrlich keinen Anlaß hatte; der log sich doch wenigstens nichts vor und ergab sich getrost in seine Niedrigkeit.

Enttäuscht, beschämt, erschöpft saß er daheim. Es war im fünften Stock eines hohen weitläufigen Kastens, an der Ecke der beiden sehr engen, finsteren, alten Gassen, gewissermaßen ein Dachverlies, eigentlich ein großer Bodenraum, vor ihm eine Zeitlang vom Maler Höfelind bewohnt. Dem schwebte damals vor, von hier aus die Turmspitze des nahen Stephansdoms, wie sie da durch den Dunst nasser Dächer zur Ewigkeit stach, so zu malen, daß man auf den ersten Blick an diesen paar Silberstrichen nicht bloß die ganze Kirche, sondern gleich auch noch die Kaiserstadt erkennen sollte. Höfelind pflegte damals zu sagen, Kunst bestehe bloß im Weglassen; was von einer Erscheinung übrig bleibt, wenn man alles von ihr subtrahiert, solange sie sich überhaupt noch irgend etwas entreißen läßt, das erst allein sei des Malens wert, denn Malen sei das jüngste Gericht der Erscheinungen. Es war wieder nur eine seiner Launen von vierzehn Tagen. Er wartete den Vollmond ab, da stand er dann in der Winternacht auf dem engen Balkon, bis ihm vor Gier des Schauens der Schweiß von der gespannten Stirn rann. Er malte ja längst nicht mehr vor der Natur, sondern man müsse sie so tief erblicken, bis man von ihr träumt, und was von diesem Traum, wenn man erwacht und ihn zu vergessen

sucht, dann etwa noch übrig bleibt, das allenfalls allein könne vielleicht für wahr gelten oder doch die noch immer viel zartere Wahrheit grob andeuten. Aber nach vierzehn Tagen fand er selbst den Anblick der mondhellen Nadel auch in der verblassenden Erinnerung an sein Traumgesicht davon noch viel zu „massiv“ und kam nicht wieder, er haßte den Raum auf einmal: „Hier kann's höchstens ein Balzac aushalten, so ein völliger Erdenlackel, den der Tiergestank der Menschheit freut!“, ihm aber sei der Anblick so vieler Dächer, die sich nachts so furchtbar eng zusammendrängen, und immer näher an ihn und so dicht ineinander, daß alles nur noch ein einziges stöhnendes Ungetüm schien, unerträglich. Er sagte: „Hier ist mir dieses liebe kleine Wien zur Weltstadt verleumdet worden!“ Er haßte die Wohnung seitdem geradezu. Sie stand dann lange leer. Es war überhaupt eher gewissermaßen ein Gasthaus, niemand blieb darin wohnen. Nur Geschäfte, Betriebe fühlten sich wohl, ein Zahnarzt, eine Lebensversicherung, eine Masseuse, eine Dienstvermittlung, ein Häuseragent, eine Tanzschule, ein Theaterkostümschneider und der Photograph oben neben Ferdinand. Das Haus hatte sozusagen was Anonymes, gerade das zog Ferdinand an. Er war ungestört, niemand kümmerte sich um ihn, er hätte sich zuweilen fast einbilden mögen, der Herr zu sein. Und dann der Ausblick von seinem schmalen Balkon auf die vielen vielen schwarzen Dächer im grauen Dampf der engen Inneren Stadt und den Silberhauch des schatten-

haften Turmes, der zu schweben, immer eben erst aufzugehen und fast gleich wieder zu veratmen schien — wirklich, Ferdinand sprang oft nachts von seiner Arbeit plötzlich eilig auf, um nachzusehen, aus Angst, es könnte das Sterngespinst des blassen Turms erloschen sein; er lachte sich selber aus und blieb doch unverbesserlich. Und welchen Ernst, welche kühlende Ruhe, welchen Trost hatte dieser ahnungsvolle Blick über die Dächer der gedrängten Stadt ins Namenlose! Als er ihn endlich wieder fand, am Weihnachtstage, nach diesen dumpfen drei Monaten im Spital, wo sein allmählich erst wieder Mut fassendes Auge sich mit den herbstlich trostlosen paar Bäumen eines städtisch kümmerlichen Vorgartens und dem Scheusal einer ungeheuren Feuermauer begnügen mußte, war Ferdinand einer kindischen Rührung kaum Herr geworden, kein schöneres Christkindl hätte er sich wünschen können! Es verdroß ihn eigentlich recht, ein solcher Stubenmensch zu sein. Aber hier war er doch wenigstens endlich einmal irgendwo daheim, zum erstenmal in seinem Leben! Er kannte ja bisher das Gefühl gar nicht, ein Heim zu haben. Er hatte doch sonst immer bloß sozusagen unterwegs gelebt. Unterwegs war er geboren, auf dem Schlosse Freyn, wo die Eltern damals den ganzen Sommer über auf Besuch waren. Da starb seine Mutter, und schon ein Jahr darauf wurde das verschuldete Schloß an den Hofrat Scharizer verkauft. Dem Großvater, der damals noch bei der Statthalterei in Linz war, mag's sauer genug geworden sein, dem Witwer,

dem pflichtbesessenen ehrgeizigen Beamten, das Enkelkind aufzuziehen. Nach Zara versetzt, gab er den Buben aufs Gymnasium in Krumau. Der Professor, bei dem er dort wohnte, wie sein Großvater in Hohenfurt geboren und zusammen mit ihm aufgewachsen, nahm, als er dann Direktor des Gymnasiums in Ried wurde, den ihm anvertrauten Zögling mit, der, zur Belohnung für seine glänzenden Zeugnisse, die Ferien immer in Dalmatien verbringen durfte. Nur im Freiwilligenjahr, da hat er zum erstenmal eine Art Heim gehabt, beim Großvater, der gerade zur selben Zeit ins Ministerium berufen worden war, aber eins, wo man auch kaum recht heimisch wurde, denn die Verwendung Trosts blieb zunächst noch ungewiß, sie wohnten inzwischen im Matschakerhof, und als es sich endlich entschied und Trost in dem Beamtenministerium die Justiz übernahm, bestand er darauf, daß der Enkel, um nicht „verwöhnt" zu werden, nach Graz studieren ging. Als er dort sub auspiciis promovierte, kam ihm der Großvater nach, in Gnaden entlassen, zum Geheimen Rat ernannt, erbittert, vergrämt, abgebraucht. Er hatte nur gerade noch das Sorgenkind untergebracht, das nun die Wanderjahre des Diplomaten begann, immer noch überall „ein möblierter Herr". Erst als er, Ende 1913 heimgerufen, annehmen durfte, nicht sobald wieder von Wien wegzukommen, ging sein Wunsch in Erfüllung, endlich einmal auf eigenem Sessel am eigenen Tische zu sitzen. Fürstlich war's ja gerade nicht, was der Großvater entbehren konnte, dafür

aber alter Hausrat, nichts Modisches, lauter ersessene Stücke, jedes mit seiner Geschichte, jedes durch Erinnerungen geheiligt, armselig, doch ehrwürdig. An diesem niedrigen, breiten, langen Tische mit den vielen kleinen Schubladen hatte sein Urgroßvater amtiert, der Lehrer Trost in Hohenfurt, hier schrieb der Großvater jeden Sonntag an seine Braut, die Briefe mit der feierlich eckigen Schrift, von dünnen, blaßblauen und mattroten Schleifen gebunden, hielt der Alte noch heute verwahrt, es war ein ganzer Stoß, sieben Jahre dauerte ja das Verlöbnis. Und an demselben hellgelben Tisch, der so seltsam roch, nach Schnupftabak, Lavendel und Siegellack, hatte Ferdinand zum erstenmal die Räuber gelesen, in Zara war's, er besaß das gefleckte, an den Rändern brüchige Exemplar des verbotenen Wiener Nachdrucks noch. Der Tisch mit seinem breiten kanzleimäßigen Gehaben nahm sich etwas subaltern aus vor dem schlanken, sehr hohen, schmalen, verglasten, tiefschwarzen Bücherschrank der geborenen Gräfin Freyn; es gehörte die Geduld des pedantischen Ferdinand dazu, jedesmal die steifgefalteten saftiggrünen Vorhänge wieder achtsam zuzuziehen. Die Zierlichkeit, der tiefe Glanz des Holzes, die ganze fest, ja stolz und doch mit einer leichten lässigen Anmut aufstrebende Gestalt, nach der man freilich eher Porzellan, Gläser oder Schmuck als zerlesene Bücher, die meisten ungebunden, darin erwartet hätte, paßte gut zu dem strahlenden Weiß der fast atmenden Alabasterbüste auf dem Bord, die viel-

leicht im Verhältnis noch um ein ganz Geringes hätte größer sein dürfen, aber mit ihrer schießenden Leuchtkraft den ganzen sonst eher dürftigen Raum festlich zu beleben schien. Es war der edle, vollkommene, bei seiner idealen Strenge doch so zarte, makellose, Anmut und Würde, Stolz und Scham, Kühnheit und Ehrfurcht vereinigende Kopf des jungen Bonaparte, sicherlich ein Werk der besten Zeit. Ferdinand hatte nur leider noch immer nicht erkunden können, von wem. Seinem Vater, der, des Gymnasiasten Begeisterung für Napoleon kennend, es für ihn einst in Madrid erhandelt hatte, sah das ähnlich, bei seiner Empfindung für die Kunst und seiner Verachtung für die Künstler, gar nicht danach zu fragen, wie „der Kerl“ wohl hieß! Er hatte noch ein anderes Geschenk des Vaters hier: den alten Türkensäbel, das Erbstück aus der Zeit, als einer seiner Vorfahren mit Eugen dem edlen Ritter vor Belgrad zog, das einzige, was der General Držić, Jellacics wilder Adjutant, seiner jungen Witwe und ihrem Säugling vermacht hatte. Daß er sein liebstes Eigentum, den Säbel und die Büste, beide doch von seinem Vater hatte, beglückte ihn. Der Vater war der einzige Mensch, der ihn verstand! Es lag nicht in seiner Art, das zu zeigen, und er hatte doch auch recht, es war unnötig, sie verstanden sich schon, ohne sich's erst sagen zu müssen. Dem Kinde war freilich oft gräßlich bang nach ihm gewesen! Er war neun Jahre alt, als er seinen Vater zum erstenmal sah, gerade bevor er damals nach Krumau kam. Unvergeßlich ist ihm das: er hatte niemals einen so

wunderschönen Menschen erblickt, in Linz gab's das gar nicht, es blieben auch alle Leute staunend stehen, so schön war er, und dieser himmlisch schöne Mann, dem jeder auswich, als wär's ein Fürst und säße zu Pferd, war sein Vater, daneben kam ihm der gute Großpapa, damals noch Statthaltereirat, aber auch damals schon etwas asthmatisch, recht armselig vor, und er wunderte sich, wie gelassen, wohlgelaunt sich der alle bezaubernde Held, sein Vater, in die mürrische Miene des Alten fand, der gerade wieder einmal seinen bösen Tag hatte. Und als er später dann zum erstenmal die Räuber las, erschien ihm der Karl Moor immer mit den stolzen Zügen, dem kühnen Blick, den ungeduldigen Schritten seines Vaters. Und heute noch, wenn er oft an trostlosen Abenden, fast verzweifelnd in seiner Einsamkeit, angewidert von dieser schäbigen Händlerwelt, um zu vergessen, seine Sehnsucht zu beschwichtigen, sich aufzurichten, den Plutarch hervorholt, für ihn nehmen diese Bürgen echter Menschlichkeit immer unwillkürlich gleich die Gestalt seines Vaters an. Er hat doch allerhand berühmte Leute kennengelernt, des Adels, der Wissenschaft, der Kunst, auch in der Nähe, die Erinnerung an seinen Vater ist niemals verwischt worden, die Freiheit, Kraft und innere Fülle seiner Erscheinung erreicht keiner! Daß er einen solchen Vater hat und ihn aber doch nicht hat, nichts von ihm hat, ihn niemals bei sich hat, seines Anblickes, seiner belebenden Gegenwart, seines Rates entbehren muß, ihn seit jener ersten Begegnung nur ein einziges Mal noch, auch wieder bloß für einen Tag, nach der

Matura, damals als er ihm den Napoleon und den Türkensäbel gab, wiedersehen durfte, das wird er nie verwinden lernen! Ungefähr errät er es ja: seine ganze Zukunft hängt vom Großvater ab, der sich mit dem Vater nicht verträgt, so kann dieser nicht anders, er muß sich den Bedingungen fügen, um seines Sohnes willen muß er dem Sohn entsagen! Ferdinand ehrt den Großvater, er kennt seine Rechtlichkeit, den hohen Sinn, das strenge Pflichtgefühl, die Treue, die selbstlose Hingebung, er ist ihm nicht bloß kindlich dankbar, er hat ihn nach und nach auch innerlich verstehen gelernt. Der Sohn des Lehrers von Hohenfurt ist einst als Koststudent ins Haus jenes Freiherrn von Baumgartner gekommen, der der Freund Adalbert Stifters war und ihm zu seinem Risach im Nachsommer Modell saß. Der, damals schon in hohen Jahren, längst außer Dienst, erkannte den Fleiß, den ungewöhnlichen Verstand, den Rechtssinn des bescheidenen Jünglings, nahm sich seiner an und machte seinen Gehilfen aus ihm, er hat ihm seine Memoiren diktiert, seine Papiere von ihm ordnen lassen und ihm sein politisches Testament anvertraut. Ein Zeuge dieser altösterreichischen Gesinnung, in der allein der greise Staatsmann das Heil des Vaterlands, deren er aber das nachwachsende Geschlecht unfähig und unwürdig sah, sollte wenigstens da sein, und er sorgte dafür, ihn auf den Weg zu Macht, Einfluß und Ansehen zu bringen. Sein äußeres Glück wie sein inneres verdankt der Großvater diesem edlen Manne, der hat ihn geformt, sein Geschöpf ist er geblieben. Ferdinand hat

das alles nach und nach erst verstehen gelernt. Er erinnert sich noch der umständlichen Feierlichkeit, mit der ihm an seinem vierzehnten Geburtstage der Großvater, nach dem er ihn etwas umständlich auf die hohe Bedeutung, die dieser Tag schon bei den alten Römern hatte, hingewiesen, als Festgeschenk den Nachsommer übergab: Diese Dichtung gehöre zum Schönsten, was jemals, in welcher Sprache, welcher Zeit auch immer, der Menschheit kundgetan worden, ihr hoher Geist, ihr reines Verlangen nach der Wahrheit, ihre stille Demut habe so was Beglückendes, daß man sich in ihrer Nähe gleichsam für alle Zeit geborgen fühle, gar aber den Österreicher spreche sie noch mit einer ganz besonderen Holdseligkeit an, denn der erfährt recht eigentlich von ihr erst, was an ihm ist und was er mit sich soll, ja man könne dreist geradezu sagen, von dem richtigen Österreich sei bisher noch nichts erschienen als dieses Buch, und manches Jahr vergehe wohl noch, bis die Wirklichkeit einst den Dichter erreichen wird. Und Ferdinand erinnert sich auch noch so deutlich der langen schiefen Agave, vor der er, am Wege von Gravosa zum Fort Lorenzo, das erste Mal den Nachsommer zu lesen begann, mit dem Blick auf das blaujauchzende, weißgischtende, gewaltig aufbrausende Meer im rasenden Sonnenschein; er hatte ja damals den Ehrgeiz, recht abzubrennen, von Wind und Licht gestriemt. Als er aber dem Großvater dann eingestand, es sei nicht so einfach, durch das wunderschöne, vielleicht zu schöne, zu gedankenvolle Buch durchzukommen,

sagte der: „Alle Schönheit geht langsam, und wenn's dich anfangs auch langweilt, so laß dich das nicht verdrießen, dafür weilt's dann auch desto länger, es weilt das ganze Leben, und du hast ja noch Zeit!" Jahre sind seitdem vergangen, längst war's vergessen, erst im Felde jetzt fiel's ihm wieder ein, da hat ihm das alte Buch so viel Trost, Gewähr und Verheißung gebracht: es sagt uns ja, was wir verteidigen — jetzt versteht er das erst, und auch die rührende Gestalt des Großvaters, der ja selber durch und durch ein Stiftermensch ist, versteht er doch erst jetzt! Er hat ihm viel abzubitten. Was jetzt geschieht, empfindet der alte Herr als wär's der Untergang seiner ganzen Welt. Und es ist auch ihr Untergang! Doch einer, aus dem sie wieder aufgehen wird, jetzt erst rein, enthüllt, entpuppt, entschält, denn gerade womit der alte Zentralist alles verraten und verloren glaubt, das war doch nur die Larve, davon hat Österreich einmal entlarvt werden müssen, es hat die Form zersprengt, es überwuchs sie längst und bricht jetzt aus, aber was überwuchs, was ausbricht, diese lieben alten Stiftermenschen entsetzend, ist doch genau das, was sie, gerade sie, nur sie doch immer schon ahnten, ersehnten und empfanden, so dunkel freilich, daß sie jetzt das volle Licht erschreckt! Auch ist's noch ungeformt. Jetzt versteht ja Ferdinand erst, warum sie sich mißverstehen mußten, er den Großvater und der ihn! Der starre Zentralist, dem der Staatsdienst der einzige „mögliche" Beruf ist, für den alles nur den Zweck hat, den ungestörten Betrieb der Staatsmaschine zu

sichern, der nichts anerkennt als den Staat, sonst aber überall, im Glauben, in Wissenschaft und Kunst, im Leben selbst, der einzelnen wie der Völker, bloße Hilfen sieht, nichts als Material für den Staat und nur genau so viel wert, als es sich vom Staate für den Staat formen läßt, als es taugt, Staatsgestalt zu werden, als es ganz in den Staat eingeht und nichts von sich selbst zurückbehält, der muß freilich erschaudern, da jetzt auf einmal das Phantom von diesem Nichtsalsstaat zerreißt, zerplatzt, zergeht, der kann noch immer nicht erkennen, daß es ja von je nur eine grandiose Gebärde war, die hoch erhobene Hand über den Völkern aufgereckt und ausgestreckt, empordeutend, emporzeigend, emporweisend, über sie hinaus, aber doch nur, damit sie geradeso dann erst im Ganzen, am Ganzen sich selber fänden, ihr wahres Selbst, ihr höchstes Selbst, ihr ewiges Selbst, ureigen, doch bloß am anderen erreichbar! Jener Staat, für die Zentralisten das Absolute, jetzt zeigt sich's, daß der nur ein provisorischer Behelf, und nicht einmal ein sehr glücklicher war, um die Völker über ihr unmittelbares Dasein, sozusagen über den bloßen Buchstaben ihrer sinnlichen Gegenwart empor zum Geiste zu heben, zur Erfüllung ihrer tiefsten Sehnsucht, die ja keinem Volke jemals wird, bevor es seinen eigenen inneren Raum überschritten hat und nun mit der hochgestauten Kraft seines gedrängt versammelten Wesens über sich hinausgreift, um dort erst von seinem eigenen letzten Sinn ergriffen zu werden. Davon ahnte der altliberale Zentralist nichts, und er ahnte nicht einmal, daß er selber,

daß der heimliche Stiftermensch in ihm ja schon jenes Österreich verhieß und mehr als bloß verhieß, das über allen seinen Völkern liegt. Im Felde hat Ferdinand oft daran gedacht, wie das Schönste für den Buben immer doch war, wenn der Großvater vom alten Burgtheater erzählte, besonders gern vom Anschütz und von der Bayer-Bürck. Der alte Herr wußte ganze Verse noch auswendig und hatte genau den Ton im Ohr. Anschütz als Lear, die Bayer-Bürck als Hero, dann daß es ihm noch vergönnt gewesen, einmal in Kirchschlag Stifter zu sehen, wenn auch nur von weitem, daß er später vertrauten Umgangs mit dem edlen Binzer, dem Bildhauer Rint und dem wunderlichen Baron Marenholz, den Freunden Stifters, sich erfreuen dürfen, und daß er sich, wenn auch nur aus den Schilderungen seines Oheims, des Linzer Syndikus Trost, noch einen fast leibhaftigen, geradezu persönlichen Eindruck vom Vater Radetzky bewahrt hat, das waren die schönsten Erinnerungen seines Lebens, das er also, wenn er dazu noch des Freiherrn von Baumgartner, seines hohen Gönners, in unauslöschlicher Dankbarkeit gedenke, schließlich doch ein unverdient glückliches nennen müsse. Die Stille, die den Großvater umgab, wenn er so, dem Enkel erzählend, gleichsam in alten Zeiten saß, sein Ernst und der Hauch von leidender Ergebenheit, der auf der Strenge seines Wesens lag, hatten etwas Rührendes und gerade draußen im Felde dachte Ferdinand immer wieder daran, er konnte sich das lange selbst nicht erklären, bis er schließlich fand: es war der Blick des Wenzl,

seines Burschen, dieser unsäglich gute, gewärtige, hündische Blick, mit dem ihm der treue Mensch sich überließ, ja das war's, in diesem Blick des geduldigen, schweigsamen Böhmen war irgend etwas, das auch der Großvater hatte, wenn er so von der alten Zeit erzählte. Die Exzellenz und der Bauernbursch hatten ganz dieselbe Art, gottergeben und ängstlich, irgendwie sehr traurig, aber gehorsam und doch dabei noch für alles dankbar, ja heiter zu sein, von einer tiefliegenden Heiterkeit freilich, über die man lieber hätte weinen können! In der alten Exzellenz und in dem armen Burschen war derselbe Mensch verborgen. In uns allen ist derselbe Mensch verborgen, ganz derselbe. Nur außen läßt's keiner gern merken. Aber vielleicht kommt jetzt die Zeit, daß man's auch außen merken wird. Da hätten wir dann Österreich! Vielleicht war das für uns der Sinn des Kriegs. Das ist das Erlebnis, das Ferdinand aus dem Felde heimgebracht hat und — für das ihm hier jetzt so bangt, weil daheim ja niemand, niemand, noch niemand es ahnen will! Aber wenn nur er es hat, wenn es nur ihm selbst an der Kraft nicht fehlt, sich sein Erlebnis zu bewahren, wenn nur er ihm treu bleibt, was fragt er da nach den anderen! Es tut ihm nur so leid, daß sie nichts davon wissen, nicht daran glauben, noch immer nicht! Ihm aber kann es ja jetzt nie mehr entrissen werden! Denn wohin er blickt, überall ist es jetzt, überall sehen es jetzt seine wissenden Augen! Er ist ein anderer Mensch, er hat ein ganz neues Verhältnis zur Welt, er ist jetzt geduldiger, vielleicht in einem gewissen

Sinn gleichgültiger, jedenfalls gerechter. Was einer meint, was einer sagt, was einer will, ist ihm jetzt lange nicht mehr so wichtig, seit er weiß, daß alle doch im Grunde derselbe sind, wenn auch noch einige Zeit vergehen wird, bis sie's erfahren. Und ihm selber, der's doch erfahren hat, kommt's ja zuweilen auch auf einmal wieder weg! Wie gerade jetzt auf dem Gang mit dem Franz, seltsam ist das: er muß sein eigenes Erlebnis, scheint's, jetzt selber noch erst ganz erleben lernen! In den seligen Ermattungen des scheuen Genesens hat er gehofft, er wäre schon so weit, auch wen er eigentlich nicht mag, lieb zu haben, und den Franz mag er doch, er mag ihn sehr, den Gaukler, und gerade wenn er gaukelt und das glänzende Gefieder seiner trügerischen Anmut in der Sonne schillern läßt, gerade wenn er ein schlechtes Gewissen hat; der Franz ist nie netter, als wenn er lügt, ein kleines bißchen Falschheit gehört bei ihm dazu, dann entfaltet er sich erst, dann kriegt er erst den vollen Glanz — und diesen allerliebsten Franz, dem man alles verzeiht, hat er jetzt drei Stunden lang fast gehaßt! Er, der doch das Gefühl hat, jetzt jeden Menschen zu verstehen! Er wird erst lernen müssen, sein Verständnis auch anzuwenden. Wenn man an einen Menschen bloß denkt, ist's leicht. Aber wenn sie dann da sind, in ihrer ganzen leibhaften blutigen Abgeschmacktheit! Wenn er auf seinem schmalen Balkon steht, mit dem Blick auf die weidengraue Gerte des Doms, wird ihm oft, als müßt er die ganze Menschheit umarmen! Im Detail aber vergeht's ihm dann wieder. Er wird noch Arbeit

genug an sich haben! Aber er ist auch entschlossen dazu. Er will sein Erlebnis nicht vergeuden. Nach Klarheit verlangt ihn, nach Reinheit. Deshalb war ihm wohl auch der Franz gerade heute so unerträglich gewesen, gleichsam als ein beschämendes Stück, ein kläglicher Überrest seiner eigenen überwundenen Vergangenheit. Klarheit über sich selbst, seine Kräfte, seine Pflichten, Klarheit über den Platz, den ihm das Schicksal angewiesen hat, Klarheit über seinen Stand, im eigenen Kreise zunächst, aber auch in der Welt, Reinheit der Empfindung, Reinheit des Willens, Reinheit der Tat. Ernst zu machen, mit sich selbst und um sich herum, das hat er sich in jenen stillstehenden Wochen der zaghaften Wiederkehr zugeschworen. Nichts mehr bloß Zufälliges dulden in seinem Leben, nicht mehr schlendern, nicht mehr so bloß im Winde treiben, sondern endlich einmal selber leben, wesentlich und wissentlich, das eigene Schicksal erkennen lernen, sich versagen, was er entbehren kann, sich ertrotzen, was er nicht entbehren darf, und dies dann aber behaupten um jeden Preis, Steuermann des eigenen Lebens! Es ist ja nicht das erstemal. Immer und immer wieder nahm er sich das ja vor. Schon als Bub, auf dem Gymnasium zu Ried, in seiner trostlosen Einsamkeit, angefeindet als „der Aristokrat“ unter den hämischen Bauernbimpfen, dumpf beneidet, feig gemieden, nachdem er seine festen Fäuste gezeigt, auch den kriechenden Lehrern eher unbequem, allen fremd, ein Ungleicher, einer, der eigentlich nicht hergehört, immer der Gast, vor dem man sich geniert, immer nur eben

gelitten, allenfalls belobt, angesehen sogar, aber mit welchen Augen, mit welchem unverhohlenen Argwohn, immer ohne Freund, immer der Fremde, ganz auf sich angewiesen. Da war er ja gezwungen, sich auf sich zu stellen, die Versuchung, sich's leicht zu machen, sich gehen zu lassen, ist ihm wahrhaftig erspart geblieben, schon damals hat er sich immer wieder gelobt, unerbittlich gegen sich zu sein. Aber freilich, Kinder, wozu sie sich immer entschließen, gehen damit gleich ins Große, schweifen gleich ins Weite.

Damals, in Ried, war's, daß er Helden zu verehren begann. Erst ließen ihn Plutarch und Carlyle erglühen, bald war er für Napoleon entflammt: Da wurde Ried erträglich, seit er sich in Welteroberung betrank. Und so sind's doch auch später immer wieder bloß Anfälle gewesen, und Anfälle mehr von trunken wogenden Vermessenheiten, Wagnissen ins Leere, Schwellungen ziellos angestauter Kraft, doch ohne den Ernst, die feste Zuversicht der ruhigen, erwogenen, beherzten Entschließung, der er sich jetzt zugesagt hat. Auch fehlte doch immer noch die rechte Klarheit, es fehlte die Reinheit, es fehlte noch die große Stille. Die verdankt er dem Krieg. Draußen ist er still geworden im Gemüt. Eigentlich sehr merkwürdig: in Stürmen, im Aufruhr des inneren Rasens von einer namenlosen, nie sonst erahnten Gewalt, in der Wildnis von Wut, Gier, Angst, Verzweiflung, Ohnmacht, Fieber, Todesverachtung, Lebenssucht und völliger Sinnlosigkeit bei schärfster, wachster,

eiskalter Bewußtheit brennender Gedanken, damals als er in brüllender Schlacht bloß von der Einbildung gepeinigt wurde, dabei doch deutlich seine Uhr in der Tasche ticken zu hören, da ist sein Sinn für die geheime Macht der großen Stille zum erstenmal erwacht. Wunderbar war das: er wußte jetzt auf einmal, daß er sich im Gebiet der großen Stille finden wird, er weiß seitdem, daß, was er immer gesucht hat, auch als Kind schon und immer wieder, daß das nirgends als ganz tief unten in seiner eigenen Stille liegt, er muß nur auf sein Schweigen horchen lernen: dann hat er's. Und wie ihm immer in seinem Leben im rechten Augenblick „zufällig" das Richtige begegnet, irgend jemand ein Wort sagt, wodurch ihm auf einmal alles erklärt scheint, irgend etwas geschieht, oft ein Unglück, das ihn auf seinen Weg zurückbringt, oder auf einmal gerade das Buch daliegt, das allein ihm jetzt helfen kann, so hat sich dann sein Bettnachbar im Spital über den faden Hölderlin beklagt, mit dem ihn eins von den närrischen Frauenzimmern anöde, Hölderlin, den Ferdinand bisher kaum dem Namen nach kannte, Hölderlin, mit dem er seitdem lebt, denn der hat es, das Geheimnis der großen Stille! Nicht sein Geist ist es, nicht die Sehnsucht, nicht die tiefe Wehmut, sondern es ist sein feierlicher Klang, die Ruhe der Erhabenheit, die strenge Linie, der leise Schritt, der Abendwind, das Maß ist's, was Ferdinand beglückt. Die Worte sagen ihm eigentlich nicht viel, das Leid des Dichters rührt ihn kaum, was ist ihm Diotima? Er denkt sich eher so eine

Berliner Jüdin dabei, nicht sein Fall! Aber des Dichters Gang, der ruhige Stolz seiner Haltung, so viel Macht bei solcher Einfachheit, das Gebändigte, das Zarte, das Leichtfüßige selbst in der Erhabenheit, auch in Schmerzen, auch in der Verzweiflung noch! Er sinnt vergebens nach, das Wort scheint ihm nicht auszureichen, doch weiß er kein besseres, er kann's nicht anders sagen, als daß er keinen anderen Dichter kennt, der so taktvoll ist. Und vielleicht hat er auch das Wort bisher bloß unterschätzt. Takt! Es sagt dasselbe, was er das Geheimnis der großen Stille nennt. Takt! Ja das wär's! Takt und Maß! Daß man seinen sämtlichen Kräften wagzuhalten wüßte. Ja: waghalten, die Balanz halten, standhalten, stichhalten, die Treue halten, und allem, allem, was einem das Schicksal mitgegeben, — nichts davon veruntreuen, nichts mißachten, nichts verkümmern lassen, aber auch von nichts sich verlocken lassen, allem gerecht sein, was man in sich hat, nichts verwöhnen, nichts versäumen, alles beherrschen, ein wohl und fest gefügter Mensch sein, keine Kraft vorlaut, keine verschwiegen, alle einklingend, und kein noch so stiller Widerspruch darin, der nicht auch erhört würde, kein noch so heftiges Verlangen, das nicht gebändigt wäre, alles, indem sich jedes an jedem, mit jedem um die Wette mißt, handgemein mit allem und so weit, so stark gespannt, daß es eben in dieser Spannung sozusagen fixiert, daß die Spannung selber zur Ruhe, daß das Geheimnis der großen Stille kund wird! Das ist's, worum er die ganze Zeit im Spital mit sich gerungen hat,

erst wie im Fiebertraum, bis es dann allmählich Gestalt und endlich diese beglückende Klarheit gewann, freilich erst nach jenem furchtbaren Sturz, den zu vergessen er sich zugeschworen hat. Nein daran denkt er nicht mehr! Nie mehr! Das ist ausgetilgt in ihm, für alle Zeit! Vielleicht hat er auch das erleben müssen, auch das noch, diesen entsetzlichen Blick in sich selbst, das Grauen, den Ekel und die heulende Pein der Reue! Nein das ist versenkt, es darf nie mehr herauf, er hat sich's doch geschworen, weg!

Waghalten, standhalten und allem, was er in sich hat, die Treue halten! Wie Moses zum Herrn betet: Gib mir Raum in meiner engen Brust! Ja, Raum, Weite, Tiefe für seine drängende Fülle, daß er nichts von sich verleugne, alles sich ausbreite, Ernst werde mit seinem Leben! Es nicht mehr seinen Launen überlassen, wie grad der Augenblick weht, sondern das eingeborene Gesetz, den ihm zugewiesenen Teil, sein Maß, gehorsam selbstbewußt aus eigener Kraft erfüllen, nichts sich anmaßen, aber auch nichts sich schuldig bleiben, so hat er sich's vorgesetzt, er hat seitdem erst ein sicheres Verhältnis zu seinen Pflichten und seinen Rechten, zu sich selbst und zu den anderen, er fühlt sich fest! Und so weiß er jetzt auch, daß er ja gar nicht zu wählen hat zwischen dem Vater und dem Großpapa, daß er sich gar nicht entscheiden muß, wem von den beiden er nachfolgen soll, daß er keinen zu verleugnen braucht. Das hat ihm doch seine ganze Kindheit verbittert, er hatte sie ja beide so lieb, doch das

schien ihm unerlaubt, er fühlte sich immer aufgefordert, zu welchem er sich bekenne. Wenn irgend etwas über ihn beschlossen war, von ihm selbst aus überzeugenden Gründen als seine Pflicht oder jedenfalls zu seinem Besten anerkannt und gutgeheißen, unterließ es der Großvater nie, dann mit einem leisen Vorwurf hinzuzusetzen: Dein Vater würde da wohl einer anderen Meinung sein, aber du wirst es ja nicht zu bereuen haben, daß du mir folgst! Wie hat er den Großvater in solchen Augenblicken oft gehaßt! Jetzt begreift er so gut, daß die beiden einander nicht verstehen können. Nicht bloß daß der wilde Reiter ihm die Tochter betört, entführt, vielleicht verführt und eine Heirat erzwungen hat, mit der der Alte die gern gehegte Hoffnung, an seinem Schwieger dereinst einen Mitarbeiter für sein Lebenswerk, einen Hüter und treuen Verwalter seiner geistigen Erbschaft zu haben, vernichtet und das Glück seines geliebten Kindes einem waghalsigen Abenteurer, einem Spieler, Verschwender, Schuldenmacher, Duellanten, Löwenjäger, einem Phantasten, der nach bürgerlichen Begriffen nicht viel mehr als ein noch kaum halbwegs zivilisierter Zigeuner war, preisgegeben sah, nicht bloß das hatte der gute Großpapa niemals verwinden können. Es lag von Anfang an noch mehr zwischen den beiden. Sie konnten einander nicht verzeihen, daß es solche Menschen wie den anderen überhaupt gab; jeder empfand den anderen gleichsam als ein Unrecht an sich selbst. Es waren zwei Pole der Menschheit. Der Großvater blieb auch jetzt, als Exzellenz,

noch eingedenk, daß er von unten kam; und man sah es ihm an. Der andere hatte sich auch in der ärgsten Desche stets noch oben gefühlt; er gewann einst die Wette, als Bettler verkleidet auf dem Graben einen Tausender wechseln zu lassen, ohne verhaftet zu werden, er sagte: man traut sich nicht!, und man traute sich wirklich nicht. Dem einen war alles schwer geworden, und er machte sich's noch schwerer. Der andere fand und nahm alles leicht. Jener glaubte sich immer zurückgesetzt, dieser saß überall auf dem besten Platz, er fragte gar nicht erst. Der Großvater, kümmerlich aufgewachsen, doch bei seiner Genügsamkeit und seinem Geize niemals wirklich bedrängt, litt heute noch an der ewigen Angst, einmal nicht auszukommen. Der schöne Gyula war, da der General seine leichtsinnige junge Witwe bettelarm zurückließ, in Not, Schulden und Pfändungen erzogen und hatte, bevor er dreißig wurde, schon dreimal ein Vermögen durchgebracht, für Gewinn und Verlust gleich achtlos; er sagte gern: man schmeckt's dem Champagner nicht an, ob er von mir bezahlt wird oder von meinen Gläubigern! Und eigentlich hatte der Vater sichtlich Mitleid mit dem Alten, der aber war insgeheim neidisch auf ihn. „Und solche Menschen dürfen sich alles erlauben, ihnen wird alles verziehen!" sagte der Großvater über den unerwünschten Schwiegersohn. Der aber sagte von ihm: „Der Zwerg ist schon gestraft genug!" Sie waren doch, in Gegenwart des Knaben, beide redlich bemüht, ihre Gefühle für einander zu beherrschen, aber der

Vater sprach kein Wort, das der Großvater nicht als Vorwurf, nicht als Kränkung, ja gleichsam als Widerlegung seines ganzen Lebens empfand, und der Großvater keins, über das der Vater nicht hätte lachen müssen. Und jahrelang war es eine Qual für Ferdinand gewesen, daß er so zwischen beiden stand und wählen sollte! „Hüte dich, deinem Vater nachzugeraten!“ Er hörte noch den schweren Ernst, die bange Sorge des treuen Warners. Und der Großvater hatte ja doch recht, sein eigener Verstand gab dem Großvater recht, nur half ihm das nichts, er konnte nicht anders, er hatte dabei doch den Vater so lieb! Auch war ihm ganz klar, daß dies nicht bloß ein Gefühl des Sohnes war, ein Gefühl, das unangefochten bleibt, auch wenn der Sohn sich den Vater anders wünscht, nein, ihm war klar, daß seine Liebe nicht bloß dem Vater galt, sondern gerade dieser sträflichen verpönten Menschenart, deren abschreckendes Beispiel der Vater war und die ihn aber, er konnte sich nicht helfen, bezauberte! Gewiß, er sah es ein, der Großvater hatte recht, man durfte nicht, man konnte nicht so sein, es war unerlaubt, es war unmöglich, Pflichtgefühl war unerläßlich, er gab dies alles zu, konnte sich aber nicht helfen: er fand es herrlich, so zu sein! Und immer, wenn er in der Geschichte von großen Männern las, glichen sie nicht alle seinem Vater? Jedenfalls in der stolzen heiteren Sicherheit, den eigenen Weg zu gehen und nicht erst zu fragen! Und gewiß doch eher als dem lieben, guten, ängstlichen Großpapa! Vielleicht war der Vater ganz richtig und nur die Zeit war's nicht,

vielleicht hat er nur die rechte Zeit verfehlt und war nur zu groß für diese! Der Gedanke hat ihn oft zugleich glücklich und unglücklich gemacht, denn er sollte ja wählen, den Großvater oder den Vater, wem er nachfolgen will, sollte sich entscheiden zwischen ihnen, für ein Leben der Pflicht, der Arbeit, der Ordnung in Enge, Selbstverzicht und Entsagung oder eines der Freiheit, der Laune, der Selbstherrlichkeit in Übermut, Glanz und Schrankenlosigkeit, das sich dann freilich im Leeren verlor, noch wunderschön verglühend, doch zwecklos, sinnlos, fruchtlos. „Du mußt dich eben entscheiden!" In diese Forderung klangen alle Lehren des Großvaters aus: „Du hast ja die Wahl!" Aber nein, er hatte sie nicht! Und dies eben: daß er nicht die Wahl hatte, sich nicht entscheiden konnte, für keinen und gegen keinen, keinen entbehren konnte, das war's doch, was ihn so gequält hatte, seine ganze Kindheit lang. Daß niemals das lockende Bild des Vaters von seiner Seele wich, geheimnisvoll aus der Ferne winkend, als wär's die Zukunft selbst, und daß er doch auch wieder die liebe Gegenwart des Großvaters nicht verraten, keinen verleugnen, keinen missen konnte, daß beide gleich stark an ihm zogen, daß er ein Stück von jedem war, damit hat er sich so furchtbar abgequält, das zerriß ihn schier, dadurch blieb er zur ewigen Ohnmacht verdammt! Bis er, jetzt erst, im Kriege, draußen, erleuchtet worden war: nein, nicht verdammt, sondern gesegnet, sein Segen war's, denn nicht Ohnmacht, sondern Kraft, das selige Gefühl einer ungeheuren Kraft war's, daß er nicht

zu wählen hatte, keinen verneinen durfte, sondern beiden gleich stark, um nicht sich selber zu verraten, Ja zu sagen genötigt war, daß er sich für keinen entscheiden konnte, sondern sich entscheiden mußte für beide, sich aber zugleich auch noch entscheiden mußte gegen beide, nämlich auch noch über beide hinaus, und so weit, daß er nicht bloß ein Stück von dem einen und auch noch ein Stück von dem anderen, also bloß ein Ausgleich, sondern in eine Höhe, wo jeder der beiden nur noch eine spannende Kraft, er aber diese Spannung selbst war, von ihr getragen, zugleich aber auch wieder sie beide selber tragend, sie beide selbst erst in sich erfüllend, doch dies als ein völlig Neues, er, zwar ihr Ergebnis, doch kein Ende, sondern erst recht selbst ein Anfang! Denn nicht, wie sich das der liebe Großpapa doch so von ihm gewünscht hätte, daß aus ihm nichts als wieder der Großpapa, noch einmal, sozusagen in zweiter durchgesehener und verbesserter Auflage würde, noch wie das solange sein eigener Traum gewesen, seinem Vater gleich zu werden, nein, kein's davon war ihm zugewiesen, sondern an sich selbst Ernst zu machen mit beiden und, indem er ganz wahr gegen sich und nichts sich schuldig blieb, beider Erfüllung, beider Versöhnung, freilich auch beider Überwindung zu sein, jeder von ihnen und beide zusammen, aber doch auch noch mehr, nicht bloß ihr Ertrag, sondern auch noch seine eigene Tat! Das war's, was er sich draußen errungen, das war's, was ihm der Krieg erbracht hatte! Und jetzt verstand er auch ein Wort des Großvaters erst recht, freilich

noch in einem ganz anderen Sinne, als es gemeint war! „Unser Adel liegt in der Zukunft!“ sagte der Großvater oft. „Nicht als Erben, nicht als Enkel fühle dich, sondern trachte selbst ein Ahnherr zu werden, mit dem ein edler Stamm beginnt!“ Er meinte dies tadelnd, es war eine Warnung, weil der Knabe eine Zeitlang sich darin gefiel, den jungen Herrn Baron zu spielen. Es war gut, ihn beizeiten zu lehren, daß, wenn Jellacics tapferer Adjutant in den Freiherrnstand erhoben worden war, dies seinem Enkel kein Recht gab, sich adelig zu fühlen; er hätte sich damit gerade so lächerlich gemacht, wie die Exzellenz selbst, wenn sie der albernen Anmaßung verfallen wäre, nun wirklich ein Edler zu sein. Den Unterschied des Militäradels wie der Freiherren von Držić und seines eigenen Beamtenadels vom Geburtsadel bemühte sich Exzellenz von Trost immer wieder dem Enkel darzutun, doch keineswegs zu seiner Demütigung, sondern um ihm gerade dadurch erst den rechten Stolz zu geben, den auf das eigene Verdienst. So war die Warnung gemeint, daß er, statt als Nachkomme zu prahlen, trachte, kein Erbe, sondern selbst ein Ahne zu sein. Aber sie bekam jetzt für Ferdinand noch einen tieferen Sinn, seit ihm aufgegangen war, daß er sich in allem bisher immer nur empfangend verhalten und eigentlich sein ganzes Leben bloß erlitten hatte, statt, was er empfing, nun noch aus sich erst zu gestalten, statt sein Leben endlich einmal selbst zu tun. Seit er dies hatte, wenn auch freilich erst bloß als Erkenntnis, war er oft tief bei sich einer

so seligen Zuversicht gewiß, als ob er jetzt nie mehr wanken, nie mehr straucheln würde können. Nur freilich diese schöne Zuversicht nun auch erst noch anzuwenden, sie sozusagen ins Kleingeld der Pflichten des Augenblicks umzuwechseln, ja davon ist er noch weit! Und weil er es selbst jetzt so stark empfindet, deshalb zu meinen, alle müßten's empfinden, sogar der durchtriebene Franz Heitlinger, der doch wirklich andere Sorgen hat, wie kindisch! Wenn er das Geheimnis der großen Stille jetzt erkannt hat, wenn er jetzt den Weg zu wissen glaubt, wenn er sich des Rechten so sicher fühlt, warum noch immer diese Bangigkeit und Ungeduld? Kann man geborgen sein und noch immer ratlos?

Wenn er so saß wie jetzt, mit sich allein in der lieben Dachwohnung, aus der er gleichsam einen sichtbaren Monolog mit sich selbst gemacht hatte, wo rings aus dem Hausrat, von den Wänden, durch jedes armselige Stück der versammelten Erinnerungen ihm sein eigener Sinn, sein eigenes Schicksal widerhallte, ja da fand er immer gleich in sich zurück, da war's gleich wieder da, dieses beseligende Kraftgefühl innerer Ordnung, innerer Gewißheit, innerer Bereitschaft. Es schien sozusagen fast persönlich da zu sein, gar in der Dämmerung jetzt. Er saß dann in solcher Zuversicht. Und alles war dann gut. Und sie war voll Erwartung. Und er saß, wie wenn man weiß, es kommt gleich ein Besuch, auf den man sich schon lange gefreut hat. Es macht nichts, wenn er sich ein bißchen verspätet. Man weiß ja, daß er kommt. Es wird nur noch um so schöner sein. Vielleicht

ist das Warten sogar das Schönste. So saß er jetzt immer, des Besuchs gewärtig. Eines Tages wird's klopfen, und sein Schicksal tritt dann ein. Er ist bereit. So saß er jetzt wieder, leise lächelnd seiner eigenen Torheit. Er saß tief in sich, regungslos, daß er einem Schlafenden glich, aber der Traumwandel in ihm war so wach und von solcher Klarheit, solcher Schärfe, solcher Nähe der drängenden Gesichte, daß alles gleichsam nackt vor ihm stand, ja wie noch bis unter die Haut entblößt. Mit dem äußeren Auge hing er am letzten Blick des scheidenden Wintertags, starr ins Fenster, das allein von dem rings erloschenen Gemach noch übrig war. Er war wie gelähmt, bis zu völliger Unempfindlichkeit, abgestorben an allen Sinnen, bei rasender Bewegung des inneren Lebens. Mit dem Auge des Geistes sah er sich bis ans Ende durch, in Scharen zog alles an ihm unaufhaltsam, hell beschienen, mit atemloser Eile vorbei. Jedes andere Gefühl war verstummt vor der strahlenden Seligkeit, jetzt des Rechten gewiß zu sein, für alle Zeit. Er hielt jetzt sein Schicksal fest, es war von außen nicht mehr zugänglich. Was von außen noch mit ihm geschah, konnte sich seiner nicht mehr bemächtigen. Glück und Unglück war ihm gleichgültig geworden, ihn selbst traf es nicht mehr. Seit ihm gewiß geworden war, daß er sich aus eigener Kraft vollenden konnte, schwiegen alle Drohungen. Lust oder Leid, Machtgewinn oder Ehrverlust, Wohlsein oder Gebrechlichkeit selbst, was wog das alles dem, der seinen inneren Weg weiß? Er fühlte sich jetzt frei! Seine

Armut war ihm nicht mehr drückend, die Ungewißheit seiner Zukunft nicht mehr ängstigend, seine Einsamkeit willkommen.

Plötzlich schrak er auf, die Finsternis war voll. Er erwacht, sieht nicht mehr, macht Licht und findet sich in seinem lieben Zimmer wieder. Er muß fast an eine Stunde so verschläfert haben. Das hat er noch vom Spital her. Er war sonst nicht gewohnt zu spinnen. Der erste Sonntag, den er wieder daheim ist! Er ist so gern daheim. Er ist doch immer wieder am liebsten daheim. Es scheint, daß er eigentlich nur mit sich befreundet ist. Bei keinem Menschen wird er je das Gefühl ganz los, ein Fremder zu sein. Selbst dem Großvater ist er doch immer ganz fremd geblieben. Was weiß der von ihm? Und wer sonst? Der Vater? Er ist, als der Krieg begann, über See heimgekehrt, mit falschem Paß, sein Leben wagend, um sich mit seinen vierundsechzig Jahren noch zu melden, steht jetzt, vom Isonzo durch seine Gicht vertrieben, in Oberösterreich irgendwo und assentiert Pferde — hat er überhaupt erfahren, daß sein Sohn verwundet worden ist, hat er's wieder vergessen? Nein sein Vater weiß auch nichts von ihm! Der einzige Mensch, der vielleicht von ihm weiß, war doch nur — aber nein, er will nicht mehr an sie denken, er hat sich's geschworen, nicht mehr an sie zu denken, weg! Nur das nicht mehr! Nur diese quälende Scham nicht mehr!

Er entreißt sich der häßlichen Erinnerung, indem er aufzuräumen beginnt. Er ist ja fanatisch ordentlich. Und er räumt auch so gern immer wieder

um, man entdeckt dann ja gleichsam alles erst neu. Er nimmt die bunten Figuren vom Wandbrett, das sind seine ältesten Freunde, das waren die ersten Gespielen des Kindes. Seressaner, mit bauschigen Pumphosen und rotflatternden Mänteln, die großen Pistolen im breiten Gurt, mit schwarzfunkelnden winzigen Augen und wild den hochgeschwungenen Schnurrbart aufgewichst. Darüber hängt ein fleckiger alter Stich: Schiller liest den Karlsschülern die Räuber vor. Den hat ihm der Großvater beim Eintritt ins Obergymnasium geschenkt, er erinnert sich noch so gut! Und als Gegenstück: Bonaparte bei Arcole, die langen Haare fliegen dem Stürmenden! Zwischen Schiller und Napoleon aber, bescheidener im Format, der alte General Držić, von Kriehuber gezeichnet, hoch zu Roß, den krummen Säbel gezückt. Darunter, zierlich eingerahmt, ein Brief von Adalbert Stifters eigener, altväterisch genauer Hand, die Tinte hat etwas nachgelassen, ein blaß gewordenes Vergißmeinnicht ist aufgeklebt. Und seltsam: die Seressaner und der Schiller und Arcole, der Adjutant des Jellacic und die rührende Stifterschrift mit dem abgehärmten Vergißmeinnicht und auch noch, im Schranke dort hinter den seidengrünen Vorhängen, Plutarch und der Nachsommer, Chamberlains Grundlagen und der alte Hormayer, Feuchtersleben und der Zarathustra, um die Wette zerlesen, und noch dazu hier auf dem Tisch, sein jüngster Pilot, Hyperion, das alles geht doch in ihm so gut zusammen, es ist so fest in ihn eingewachsen, eines braucht das andere, ja fordert es in ihm, er könnte

keins entbehren, sie leben alle in ihm, einer vom anderen und in allen zusammen lebt er erst ganz! Seltsam! Aber noch seltsamer ist und so furchtbar traurig seltsam: von allem was er hier verwahrt, bleibt eines allein nur, allen seinen bangen Fragen stumm, das Teuerste! Dieser Mädchenkopf, dilettantisch zaghaft liebevoll gemalt, so totenblaß unter den aschblonden Flechten, blickt mit schmachtenden Augen immer an ihm vorbei, blickt ihn niemals an, blickt immer nur so flehentlich ins Weite hinaus, der arme kleine Mund, so gequält, will ihm etwas sagen, er öffnet sich verlangend halb und bleibt doch ewig verstummt, die bangen Augen verlangen, die matten Wangen verlangen, selbst das ängstlich flatternde blaßblaue Bändchen im zarten Haar scheint verlangend, alles ist nur Sehnsucht, ungestillte Sehnsucht, wie vor sich selber fliehend, in Fernen, ans Ende, so schrecklich müde Sehnsucht, daß sie nichts mehr sagen und ihm nicht mehr antworten und ihn nicht einmal anblicken kann, sie hat keine Zeit mehr, sie muß fort! Kein anderes Andenken an seine liebe Mutter hat er als dieses armselige Bild von ihr, auf dem sie mit solcher Angst verlangend ausblickt und doch, scheint's, nichts sehen kann! An seiner Geburt starb sie. Der Großvater hat's heute noch nicht verwunden. Niemals erzählt er von ihr.

Es läutete. Ferdinand ging öffnen. Der Doktor Beer! Wie kam er zu dieser Ehre? Doch ließ er sich sein unangenehmes Erstaunen nicht merken. Es wär auch zu undankbar gewesen. Und die Juden sind empfindlich!

Drittes Kapitel

„Auch ich," sagte Dr. Beer, „hätte Ihnen diesen Besuch lieber erspart —"

„Ich freu mich sehr," sagte Ferdinand. Er war, was ihm selten geschah, fast etwas verlegen.

„Ihnen und mir!" fuhr jener fort. „Das können Sie mir glauben!" Und bevor Ferdinand erwidern konnte, schnitt er es ihm schon ab: „Bitte, machen wir uns doch gegenseitig nichts vor! Wozu?" Er stand ungeduldig, von einem Fuß auf den andern tretend, achtlos, ohne den Raum auch nur eines Blicks aus seinen unstäten geröteten Augen zu würdigen. „Ich gehör nicht zu den Leuten, die dann noch treuherzig fragen: ich störe doch nicht? Treuherzigkeit ist überhaupt meine Sache nicht, soweit sollten Sie mich nun schon kennen!" Er hatte sein Augenglas angehaucht und abgewischt. Als es wieder saß, schien er erleichtert und sagte ruhiger, nicht ohne Humor: „Ich störe. Das war voraus zu sehen, läßt sich aber nun leider einmal nicht ändern, und Sie können mir ja Nein sagen! Ich will mir nur nachher nicht den Vorwurf machen, nicht alles versucht zu haben."

In die gesuchte Barschheit seines fast herausfordernden Tons mischte sich eine leise Befangenheit, wie denn das zappelnde Männchen, das der viel

zu große Kopf zu genieren schien, in seiner stampfenden Ungeduld dabei doch auch wieder fast etwas Rührendes hatte.

Ferdinand, nun wieder ganz Herr über sich, sagte lächelnd: „Ich war ein bißchen eingedußelt, Sie kennen ja meine somnolenten Anwandlungen, Herr Oberarzt! Wenn ich im ersten Schreck da vielleicht etwas konfus erschien, müssen Sie mir das schon freundlichst verzeihen! Daß mir der Mann, dem ich so viel verdanke —“

„Wieso? Mir? Unsinn!“ Und der Arzt nahm das Augenglas wieder ab.

„Daß es mir die größte Freude macht —“

„Natürlich, ich weiß!“ fuhr der Arzt dazwischen. „Ich weiß, Sie haben ein stark entwickeltes Pflichtgefühl, in Ihren Verhältnissen kann man sich das erlauben! Und dieses Pflichtgefühl sagt Ihnen, daß mein Besuch Ihnen die größte Freude zu machen hat. Sehr schön von Ihrem Pflichtgefühl!“

Ferdinand, der wirklich darauf nichts antworten konnte, lachte.

„Sehr schön von ihm!“ fuhr der Kleine fort. „Geben wir uns aber deshalb keinen Täuschungen hin!“ Er sah blinzelnd auf, nickte dann und sagte trocken: „Es ist Ihnen so wenig ein Vergnügen wie mir. Aber da Sie doch aus dem Spital über Nacht auf einmal verschwunden waren — Sie sind ja durchgebrannt, einfach auf und davon!“

„Ich hielt's nicht mehr aus,“ sagte Ferdinand kurz, mit einer unnötigen Härte dies alles von sich weisend. Er schien irgend etwas von sich abzuwerfen,

an das durchaus nicht mehr erinnert zu werden er fest entschlossen war.

„Und ich halt's auch nicht mehr aus!" schrie der Arzt. Er sprang auf und stampfte durchs Zimmer, vor dem Wandbrett hielt er, besah sich, auf einmal ganz ruhig, die zierlichen Figuren der Seressaner und fragte dann, mit einem Blick auf den General an der Wand:

„Also da stammen Sie her? Stimmt! So einen roten Mantel flattern, so einen Krummsäbel geschwungen haben im Blut, und dann aber hocherfreut sein müssen über jüdischen Besuch, solche Nüsse gibt diese verehrungswürdige Zeit zu knacken auf!"

Er schoß auf Ferdinand zu. „Ich kann Ihnen aber nicht helfen! Hören Sie! Hier halt ich's einfach nicht mehr aus, ich will ins Feld zurück, und Sie sind der einzige, der mir da vielleicht Rat weiß! Wären Sie nicht ausgerissen, ich hätt's Ihnen noch im Spital gesagt und nicht nötig gehabt, Ihr Pflichtgefühl mit meinem Besuche zu belasten!" Und vor Ferdinand stehend, ungeduldig von dem einen Fuß auf den anderen tretend, plötzlich wieder durchs Zimmer schießend, dann zurückkehrend, um sich zu Ferdinand zu setzen und an einem seiner Rockknöpfe zu drehen, trug er ihm erbittert seine Lage vor. Sie hatten einander schon draußen im Felde kennengelernt. Ein unbekannter Arzt in Rudolfsheim, alle Verbindungen, die sein Vater, der klassische Chef der Claque des Burgtheaters, aller großen Künstler Freund, selbst stadtberühmt, ihm bot, verschmä-

hend, um lieber ein Arzt der Armen zu sein, war er gleich in den ersten Tagen des Kriegs eingezogen und in die Front geschickt worden, er wünschte sich's ja nicht besser, dort hat man ihn brauchen können, und so weiß er jetzt auch, was Krieg ist. Aber dann ist er selbst erkrankt, mußte zurück, rang mit dem Tode, doch Unkraut verdirbt nicht, und, genesend, noch zu schwach, um wieder hinaus zu gehen, ist er damals jenem Spital zugeteilt worden, da haben sie nach Ferdinands Verwundung einander ja wiedergefunden. Ihm war's ja zunächst ganz recht, einmal unter Scharizer, dem berühmten Operateur, arbeiten zu dürfen. Und er hat sich doch nicht denken können, daß der ihn einfach vergewaltigen wird! In der besten Absicht, der allerbesten Absicht, versteht sich! Was natürlich ein greulicher Unsinn ist, die dümmste von allen Redensarten, denn Absichten anderer mit uns sind niemals gut, wie denn auch? Wer's einmal auf mich abgesehen hat, der Teufel hol ihn lieber gleich! Man sehe gefälligst von mir ab! Das ist die einzige Art von Absicht, die ich vertrage! Denn was will man von mir? Was weiß man denn von mir? Was ahnt dieser Bauernklotz, in den sich zufällig ein ärztliches Genie verirrt hat, von mir? Wie kann er sich erdreisten, mein Schicksal zu spielen? Er und ich! Da wird links eher rechts und rechts wird eher links, bevor wir beiden uns je begegnen! Es ist schon unverschämt genug von ihm, mit mir auf derselben Welt zu sein! Aber so ein Demokrat glaubt immer, was ihm paßt, muß allen gelten! Und so

läßt der Kerl mich einfach nicht mehr aus! Schmeißt meine Meldung in den Papierkorb und erklärt mir zynisch: Nichts da, Sie sind mir für die Front viel zu gut, Sie bleiben hier, basta, sein's froh! Ich bin aber nicht froh! Ich bleib nicht! Aber ein Demokrat und auch noch in Uniform, der Demokrat als Generalstabsarzt, Demos und Militär, die beiden Urteufel, in einer Person — und ich geb doch nicht nach, wir werden ja sehn!

Er stand, die Schweißtropfen von der hochgewölbten Stirne wischend, keuchend. „Mein Typhus spukt noch immer in mir, Sie müssen verzeihen!"

„Er denkt eben nur an sein Spital," sagte Ferdinand beschwichtigend. „Sie sind ihm halt unentbehrlich. Das is eigentlich ja sehr schmeichelhaft für Sie!"

„Aber nein! Spital? Sie kennen ihn schlecht! Sein Egoismus ist noch viel gemeiner: er will mich der Wissenschaft erhalten! Krieg? Interessiert ihn nicht. Menschenleben? Nur keine Sentimentalitäten! Der Mensch is ihm überhaupt Wurscht. Alles doch nur Material für die Wissenschaft! Die Wissenschaft! Der Fortschritt der Wissenschaft! Er gehört zu der gefährlichsten Sorte von Narren, die ruhigen Gewissens hunderte von Menschen opfert, nur um eine Methode wissenschaftlich festzustellen! Er setzt, wenn er ein neues Verfahren erproben will, das Experiment unbeirrt so lange fort, Mord um Mord, bis das Material genügt, bis die Statistik voll ist! Fünfzig Tote „beweisen" ja noch

nichts, das kann immer noch ein Zufall sein, es wär leichtfertig, es wär „unwissenschaftlich", nein das soll man ihm nicht nachsagen können, er hält auf reinliche Arbeit! Von allen Fanatismen, die die Menschheit verheeren, ist keiner so ruchlos als der im Namen der hochheiligen Wissenschaft! Und der schwelgt ja jetzt! Denn der Krieg, was für ein herrlicher Lieferant von Material für unsere Wissenschaft!" Er hielt ein, um wieder einmal sein Augenglas auszuwischen, und sagte dann, auf einmal ganz gleichgültig: „Gut: Noch etwas Massenmord mehr, darauf kommt's ja schließlich auch nicht mehr an! Nur lasse man mich dabei gefälligst aus! Ich hab genug. Mir fehlt der Sinn für Wissenschaft ganz, ich pfeif auf sie! Da lacht er mich aber einfach aus! Pfeifen Sie! Geniert mich gar nicht, wenn Sie pfeifen, aber hinaus kommen Sie mir nicht mehr. Dafür laufen Pfuscher genug herum, um Ihre Hand aber wär schad! Er glaubt ja noch immer, daß ich mich doch noch bereden lass, sein Assistent zu werden, auch für später. Mein Unglück ist nämlich: er hat sich in meine Hand verliebt!"

Und er hob seine Hand, hielt sie vor sich hin und lachte feindselig. Ferdinand kannte sie. Sich von ihr auch nur den Puls fühlen zu lassen, tat schon wohl, er erinnerte sich noch so gut, es war ein Strom von Kraft und Beruhigung und Sicherheit, schmerzstillend, aber zugleich auch erregend. Wie kam der Zappelwicht nur zu dieser Hand? Für sie schien alles aufgespart, was an Anmut, Ebenmaß

und strenger Schönheit ihrem mißratenen Herrn sonst überall versagt geblieben war. Sie glich in ihrer gebietenden und dabei doch wieder fast liebkosenden Kraft, in ihrer männlichen Zartheit, eher einer Pianistenhand.

„Das Merkwürdige," sagte der Arzt, „ist nämlich, daß dieser Oberösterreicher Lümmel, dieser Bauernlackel, dieser Hausknecht an irgend einer Stelle tief in sich etwas von einem Künstler hat, aber das regt sich erst, wenn er das Messer nimmt! Dann is das auf einmal ein anderer Mensch, wenn er operiert! Mit einer fast sinnlichen und doch auch wieder aufs höchste vergeistigten Lust genießt er da seine Kunst. Übrigens ebenso, wenn's ein anderer ist. Er kennt da Neid und Eifersucht nicht. Wenn er mir operieren zusieht, verklärt sich sein Gesicht, dieses durchtriebene, gemeine, bauernschlaue Gesicht wird förmlich fromm, der Viehhändler ist auf einmal daraus verschwunden. Ich muß dann immer an meine Schwester Mirjam denken, die Sängerin: so hört die, wie ganz aufgesogen, Koloraturen an! Und aber genau so sieht er den Trillern meines Messers zu. Er is schon ein merkwürdiger Kerl! Und wer sich nicht beizeiten vor ihm in acht nimmt, den frißt er mit Haut und Haar auf. Grund genug, mich fortzumachen, in die Front zurück. Er läßt mich aber nicht! Und Sie wissen: wenn einmal bei uns jemand einen Willen hat, alle hundert Jahr einmal, da gibt's nichts, der ist unüberwindlich. Da hab ich zufällig erfahren, Sie sind mit der Gräfin Freyn verwandt. Seine Tochter soll

das einzige Wesen sein, das den Unhold zu bändigen weiß. Und deshalb bin ich da, so sauer mir das wird. Ich bitte nicht gern. Sie gehören zu den ganz wenigen Menschen, die zu bitten mir überhaupt möglich ist. Ohne Protektion geht nun einmal in Österreich nichts. Auch anständige Sachen nicht. Ja die schon gar nicht. Weil die noch besonderen Argwohn erregen, Argwohn und Anstoß!" Er warf sein Augenglas auf den Tisch und trocknete sich den Schweiß ab, die schmerzenden Augen schließend.

„Sehr gern," sagte Ferdinand. „Selbstverständlich! Ich will gleich morgen zu meiner Kusine."

„Es genügt wohl, Sie schreiben ihr," sagte der Arzt hastig. „Ich möchte nicht, daß Sie sich meinetwegen Umstände machen. Ein paar Zeilen werden's auch tun."

„Und ich kann ja zwar natürlich nichts versprechen, glaub aber bestimmt, daß ein leider so seltener Wunsch —"

„Aber bitte!" schrie der Arzt. „Nur kein Mißverständnis! Ich bitte mich nicht etwa für einen Patrioten zu halten!"

„Das Wort," sagte Ferdinand lächelnd, „ist bei uns allerdings —"

„Das Wort stinkt," fiel der Arzt ungeduldig ein, „aber auch die Sache, gegen die ja nichts einzuwenden ist, sie mag aller Ehren wert sein, alle Sachen sind das, jedenfalls aber bin ich es Ihnen schuldig, Sie nicht im unklaren zu lassen, daß ich damit nichts zu tun haben will, auch mit der

Sache nicht! Ich bin kein Patriot, gar kein Patriot, und der Krieg widert mich an — bitte mich nun aber deshalb nur nicht für einen Pazifisten zu halten, das schon gar nicht, denn wenn ich kein Patriot bin, bin ich doch noch kein Trottel! Diese Nomenklaturen bewegen sich auf einem Gebiet, wo ich mich überhaupt nicht auskenn, nicht auskennen will! Doch das würde zu weit führen, ich muß nur einen Heiligenschein ablehnen, der mir nicht gebührt, und auch schon meiner Rasse nicht!"

„Sie glauben einfach draußen nützlicher zu sein und jedenfalls nötiger."

„Ich bilde mir nirgends ein, nötig zu sein, und auch meinen Ehrgeiz, dem Vaterlande zu nützen, dürfen Sie nicht überschätzen." Er betonte das Vaterland so seltsam, daß Ferdinand aufsah. Sie blickten einander fragend an, mit unverhohlenem Mißtrauen, doch nicht ohne Wohlwollen, ja fast eine Art Wohlgefallen. „Ihrer Pflicht aber," sagte Ferdinand dann, eigentlich mehr zu sich selbst, mehr als Antwort auf sich selbst, „Ihrer Pflicht haben Sie jedenfalls längst genug getan, und überreichlich."

„Nein," sagte der Arzt langsam.

„Ich war Zeuge."

„Nein," wiederholte der Arzt. Und dann fuhr er langsam fort, jedes Wort wägend:

„Das hab ich eben nicht! Ich hab meiner Pflicht noch nicht genug getan. Deshalb muß ich wieder hinaus!"

Und Ferdinands Verwunderung gewahrend,

fuhr er lächelnd fort: „Nein Sie brauchen mir erst keine Komplimente zu machen, ich weiß schon selber ganz gut, was ich geleistet hab. Ganz anständig! Und nicht bloß an den Leistungen der Herren Kollegen gemessen, sondern wirklich! Wirklich ganz anständig, das kann ich mir mit gutem Gewissen sagen. Nur — vergessen Sie den kleinen Geburtsfehler nicht, an dem ich laboriere! Für meine Person hab ich das Schuldige getan, als Jud nicht. Unsereins hat da sozusagen eine doppelte Buchführung, denn wenn ein Jude seine Pflicht noch so reichlich erfüllt, reicht's noch nicht. Wenn ein Jude selbst mehr als genug tut, hat er noch immer lange nicht genug getan! Unsereins muß schon Wunder tun, sonst zählt's nicht.“ Er nahm das Augenglas wieder ab, ließ es am Finger hängen und sah mit seinen empfindlichen, lichtscheuen, winzigen Augen Ferdinand an. Und langsam fuhr er fort: „Ich beklage mich ja nicht. Warum soll ich mich beklagen? Fällt mir nicht ein, mich zu beklagen. Ich find's ganz in der Ordnung, es wird schon so sein müssen, es stimmt ja. Fällt mir nicht ein zu verlangen, daß man grad mit mir eine Ausnahme macht! Umgekehrt, das einzige, was ich verlang, is ja, daß man mit mir keine Ausnahme macht! Für einen Juden hab ich noch lange nicht genug getan, der Jud muß das dreifache leisten, damit's zählt — einverstanden! Das ist überall so, warum sollt's grad im Krieg auf einmal anders sein? Was ich verlang, is bloß, daß man mir die Gelegenheit dazu nicht vorenthält. Es ist nichts als mein gutes Recht, mein

gutes jüdisches Recht, um das ich mich von dem Herrn Generalstabsarzt nicht betrügen lass'!"

Ferdinand blieb stumm. Er wußte nicht, was er hätte sagen können. Er empfand nur, daß ihm der Arzt auf einmal zuwider war. Warum eigentlich? Er verstand das selbst nicht recht. Der wollte doch wieder hinaus! Gott sei Dank, daß es das noch gab! Aber die Begründung war überflüssig. Und dieser Dreh, gleich ins Nationaljüdische hinüber, mißfiel ihm.

„Natürlich," sagte der Arzt, „Sie denken natürlich: der Jud macht sich mausig! Entschuldigen Sie, wenn ich mir zu bemerken erlaube, daß Ihnen da das Urteil fehlt — sind's froh! Daß ich für mich damit nichts will, soweit kennen Sie mich ja vielleicht. Und halten Sie mich aber gar für albern genug, daß ich mir vielleicht einbild, damit etwas zu wirken? Ich weiß, es wird nichts ändern! Und wenn ich wirklich Wunder draußen tät, Wunder an Tapferkeit, Selbstverleugnung, Opfersinn oder wie man das halt nennt, es wird nichts ändern. So dumm bin ich doch wirklich nicht! Es macht keinen Eindruck, es wird niemand bekehrt! Es wird den Herrn Leutnant Heitlinger nicht hindern, sich auch weiter in die Heldenbrust des Kriegsamts zu werfen und —"

„Heitlinger ist mein Freund," sagte Ferdinand.

„Meiner auch," erwiderte der Arzt. „Wenn auch verflossen. Und warten wir's erst ab, vielleicht vergeht er Ihnen auch noch! Übrigens — er fiel mir nur grad ein. Ich bestehe nicht darauf! Es is nur grad von ihm besonders unverschämt — verzeihen Sie! sagen wir: unangebracht, daß grad er

so gegen die Juden hetzt. Er muß wissen, daß er lügt. Aber es paßt ihm jetzt, er spürt, daß es wieder Mode wird, und die will er benützen. Die ganze Gattung mein ich, nicht dieses Exemplar, das mir höchst gleichgültig is!“ Und er schrie plötzlich: „Und die ganze Gattung ist mir natürlich ebenso gleichgültig! Alle miteinander! Einer wie der andere! Sie halten mich doch nicht für so strohdumm? Sie glauben doch nicht, ich will deshalb hinaus? Sie glauben doch nicht, ich bilde mir ein? Um vielleicht zu — widerlegen? Die Kerls zu bekehren? Widerlegen! Bekehren! Oder auch nur zu beschämen? Die — und Scham! Herr Legationssekretär! Nein! So blöd bin ich doch nicht! Nein. — Ich tu das bloß für mich. Wenn ich wieder hinaus will, ist das reiner Egoismus, ohne jeden Nebenzweck. Bloß um mir selbst den Beweis zu erbringen, bloß für mich selbst allein. Weiter gar nichts. Ich will bloß das angenehme Gefühl haben, daß die Herrschaften lügen!“

„Sie werden zugeben,“ sagte Ferdinand hochmütig, „daß es auch andere Juden gibt, unerfreuliche.“ Doch es war kaum ausgesprochen, als er sich selbst darüber ärgerte. „Allerdings,“ fuhr er fort, „man soll nicht generalisieren.“

Der Arzt schoß auf ihn zu. „Generalisieren Sie getrost! Sie können gar nicht genug generalisieren! Und was ihr gegen die Juden sagt, verehrter Herr — o je! Wie zahm! Was wißt's denn ihr? Unerfreulich? Scheußlich! Das Scheußlichste, was die Erde trägt, sind die Juden — die heutigen, die hie-

sigen, die verehrten israelitischen Mitbürger mein ich natürlich! Nein, da können Sie ruhig generalisieren! Aber was wißt's denn ihr? Ihr sitzt's doch immer wieder der Mimikry der Juden auf! Man muß Jude sein, Herr, um Antisemit sein zu können, sein zu dürfen! Unerfreulich? Der Auswurf der Menschheit! Der Abschaum aller Niedertracht! Mir können Sie's glauben!"

„Warum identifizieren Sie sich dann mit ihnen?" sagte Ferdinand achselzuckend. Er hätte dem Gespräch lieber eine andere Wendung gegeben.

„Ich?" fragte der Arzt wehmütig. „Ich identifiziere mich? Übertreiben Sie nicht! Ich werde ja gar nicht gefragt. Wenn dem Herrn Jason wieder ein Raubzug gelungen ist, sieht der Kellner im Gasthaus mich wütend an. Der Herr Jason hat mich nicht gefragt. Der Kellner fragt mich auch nicht. Meine Nase genügt. Wo nur auf der weiten Erde rings irgend ein Jude stiehlt, raubt, fälscht, wuchert, plündert und betrügt, ich bin es, der dafür büßt! Auf mich zeigt man, mir wirft man's vor! Der Herr Jason stiehlt und raubt, während ich draußen Menschenfleisch flicke, doch das hilft mir nichts, ich stehle mit, ich raube mit, ich hab keinen Gewinn, aber den Lohn davon, bloß wegen der Nasen. Ja sogar, das ist das Lustigste: der Herr Jason wird nicht gehenkt, der kommt noch ins Herrenhaus! Ich aber werd gehenkt, ich werd ja jeden Tag gehenkt, wenn auch bloß moralisch, zunächst einmal bloß moralisch, vorderhand, — was noch kommt, wenn erst die Saat der Heitlingers aufgeht, was

noch alles nächstens kommt, wissen wir ja nicht, es genügt auch eigentlich, für meine bescheidenen Ansprüche genügt's! Aber ich beklag mich ja nicht! Es wird schon so sein müssen! Das ist das Purgatorium meines Volks. Wir werden purgiert, und gründlich. Nein ich beklag mich nicht! Nur — daß ich mich identifiziere mit den Schandjuden, mit den Jasons, das stimmt doch nicht. Nein, das tu ich nicht, aber Sie, verehrter Herr, Sie tun das!"

„Ich?" sagte Ferdinand kühl. „Sie sind in einem Irrtum. Ich bin kein Antisemit!"

„O doch," sagte der Arzt sehr sanft.

Ferdinand, erstaunt, blickte hochmütig auf.

„Doch, Herr Legationssekretär!" wiederholte der Arzt. „Sie wissen's nur nicht!"

„Wenn Sie mich besser kennen als ich selbst!"

„Es interessiert mich auch mehr als Sie," sagte der Arzt, in dem gedehnten, leise singenden Ton seiner mährischen Heimat. „Es gibt Antisemiten, die's wissen, und Antisemiten, die's nicht wissen. Uns fällt die Wahl schwer! Sie waren halt auch noch nicht in der Lage, Herr Legationssekretär! Aber ich wette, Sie geben mir selber recht — hören Sie nur! Nehmen wir an, unser gemeinsamer Freund Heitlinger oder sonst irgendwer, irgend ein Arier, begeht morgen eine kleine Falschheit oder Niedertracht an Ihnen: Sie kommen ihm auf einen Verrat, auf einen Betrug, auf irgend etwas, dessen Sie sich von ihm niemals versehen, woran Sie niemals gedacht hätten. Was wird sein? Nun, Sie werden sagen, Sie haben sich in dem Heitlinger oder wer es ist, Sie haben sich

getäuscht in ihm! Nicht? Und damit wird der Heitlinger dann auch für Sie verflossen sein oder wer es halt ist, und damit wird der Fall erledigt sein, wenn es sich um den Konzipisten Franz Heitlinger, um einen Arier handelt. Nicht? Nun! Jetzt nehmen wir aber an, daß Ihnen der Fall, derselbe Fall, zum Beispiel mit mir passiert! Ich weiß schon, es ist nicht dasselbe, wir sind nicht befreundet, bei weitem nicht, immerhin haben wir uns im Spital, wie man so zu sagen pflegt, wir haben uns gut gesprochen, und Sie sind ein argloser Mensch und trau'n mir also zunächst nichts auffällig Böses zu. Nicht? Und nun nehmen wir aber an, Sie hätten sich getäuscht, und eines Tages benehm ich mich miserabel gegen Sie. Was wird sein?"

Ferdinand sah den Arzt lächelnd an und sagte: „Ich glaub's nicht.„

„Kann man wissen? Ich glaub's ja hoffentlich auch nicht. Aber weiß man denn? Und wir nehmen ja bloß an! Was wird sein? Sagen Sie!"

„Ich wäre sehr enttäuscht!" sagte Ferdinand achselzuckend. „Es tät mir leid. Und ich wäre halt um eine Erfahrung reicher."

„Nein! Sie wären zunächst vielleicht etwas erstaunt, und vielleicht wär Ihnen wirklich einen Augenblick leid, dann aber, wissen Sie, was dann wär? Dann, Verehrtester, würden Sie sich einfach sagen: er is halt doch ein Jud! Das würden Sie sich sagen." Und er wartete.

„Ich weiß nicht," sagte Ferdinand dann, um nur überhaupt etwas zu sagen. Er war in Verlegenheit.

„Ich weiß es aber," sagte der Arzt. „Und sehen Sie: das ist der Unterschied. Was der Franz Heitlinger tut, fällt auf ihn, er hat es zu verantworten, er allein! Sie werden, wenn er niederträchtig ist, nicht sagen: die Statthaltereikonzipisten sind niederträchtig, oder die Wiener sind niederträchtig, und nicht einmal: die Familie Heitlinger ist niederträchtig! Wenn aber ich niederträchtig bin, sind's die Juden! An mir sind immer gleich die Juden schuld! Das ist der Unterschied! Er hat's eigentlich viel leichter, ein schlechter Kerl zu sein, er schadet niemandem damit. Ich muß mir's doch erst etwas überlegen, weil ja gleich mein ganzes Volk darunter leidet. Drum sag ich ja: wir werden purgiert. Wenn ich mich gegen Sie schlecht benehm, tragen Sie das jahrelang jedem Juden nach. Wenn ich mich schlecht benehm, muß ich wissen, daß dafür vielleicht nach Jahren noch irgend ein armer alter Hausierer in einem Vorort Prügel kriegt. Ich hab's eigentlich sehr schwer, mich schlecht zu benehmen. Es is höchst erzieherisch für die Juden. Wir machen aber freilich nur einen diskreten Gebrauch davon!"

Er stand jetzt vor Ferdinand, sah ihn lächelnd an und sagte: „Nein, Herr Baron, ich identifiziere mich nicht, das stimmt nicht. Und daß ich identifiziert werde, dafür kann ich nichts. Aber ich beklage mich ja nicht, ich hab auch gar keinen Grund, im Gegenteil! Dagegen Grund zum Antisemiten, ja den hab ich, und reichlich! Weshalb Sie das wirklich lieber mir überlassen sollten!"

Und bevor Ferdinand, erstaunt aufblickend, sich

dagegen verwahren konnte, fuhr er lachend fort: „Aber bitte! Wozu? Lieber Herr Baron! Wozu? Hätten Sie bloß Ihr Gesicht gesehen, als Sie mir öffneten! Und ich nehm's Ihnen doch nicht übel! Glauben Sie, darauf war ich nicht gefaßt? Bei wem ich immer anläute, von Jugend auf, mir zeigen alle dasselbe Gesicht! Da kriegt man Übung mit der Zeit. Und solang man sich aber dann wenigstens noch einreden kann, es ist halt der uralte Haß, das Erbteil unseres Volkes, der treue Schatten auf allen seinen Wegen, solang geht's ja noch! Mir gelingt das leider nicht mehr. Ich hab nicht das Glück zu den schmerzlichen Juden zu gehören, zu den Juden mit der verlogenen Träne. Und g'rad das, daß ich mir aber noch sagen muß, das Gesicht hat ja recht, daß ich es begreife, daß der Kerl, der sich nicht erst überwinden muß, um mir die Hand zu reichen, mir selber ekelhaft wäre, sehen Sie, das macht mich so — begabt zum Antisemiten!"

„Und eifersüchtig auf jeden, der sich auch dazu begabt fühlt? Anderen erlauben Sie's nicht!" Ferdinand ärgerte sich über seinen eigenen hochmütig spöttischen Ton. Er konnte sich einer grundlosen Gereiztheit gegen den Arzt und doch zugleich auch wieder einer unerklärlichen stillen Sympathie für ihn nicht erwehren. Ja diese gerade schien jene nur noch zu steigern, es war ihm gar nicht behaglich.

„Es kommt darauf an," sagte der Arzt.

„Dem Heitlinger gönnen Sie's nicht?"

„Nein. Tut mir leid!" erwiderte der Arzt trocken. „Der darf nicht. Ich darf. Denn entschuldigen Sie,

Herr Baron, ich muß doch um ein biss'l Logik bitten! Daß die Juden scheußlich sind, berechtigt und entschuldigt keinen, noch scheußlicher zu sein. Womit, bitte, gar nicht der Heitlinger gemeint ist! Der ist eine Privatangelegenheit von mir, als Nationalunglück der Juden wär er zu ertragen, wir haben Ärgeres überstanden. Sondern was ich sagen will, ist, daß wenn die Juden heute der Aussatz der Menschheit sind, dies nicht Sie, Herr Baron, den ich schätze, für den ich sogar eine gewisse mir selbst unverständliche Schwäche oder wie man das nennen soll, sagen wir vielleicht einen auffallenden Mangel an Widerwillen, vor dessen ganzer Art ich jedenfalls einen Grad von Hochachtung habe, der an mir ungewöhnlich ist und der doch auch dadurch, daß ich Sie jetzt gerade brauche, daß ich was von Ihnen will, allein noch nicht hinlänglich motiviert scheint, kurz, ich will sagen: selbst einen Menschen wie Sie kann das noch lange nicht ermächtigen, Antisemit zu sein, sondern die gräßliche Gemeinheit der Juden, der heutigen Juden, über die wir ganz einig sind, wär eher für mich ein Grund Antichrist zu sein — bitte, gedulden Sie sich nur noch einen Augenblick!" Er wischte sich den Schweiß ab, der auf seiner großen weißen Stirn stand. Dann die runden glänzenden Augengläser wieder befestigend, fuhr er fort: „Es ist ein Unglück, daß der Mensch, wenn er einmal versucht, klar zu denken, heutzutage gleich paradox scheint! Was wahrhaftig mein letzter Ehrgeiz wäre!"

„Antichrist?" wiederholte Ferdinand lächelnd.

„Antichrist," bestätigte der Arzt gelassen. „Das bin ich! Natürlich nicht konfessionell. Religion ist nicht mein Fach. Interessiert mich nicht. Weder so noch so. Nicht dafür und nicht dagegen. Ich lasse mich überhaupt da nicht ein, weil mir das Organ offenbar fehlt — sicher ein Manko von mir, aber der Blinde kann ja nichts dafür, wenn er nichts sieht, er soll nur dann auch nicht so tun! Das gehört auch zu den Erbärmlichkeiten der Neujuden, daß sie so tun! Der wirkliche Jude glaubt an sein Volk so stark, daß ihm für keinen anderen Glauben was übrig bleibt! Christ ist mir also, wenn ich von Antichristen spreche, bloß ein Sammelname für alles, was nicht Jud ist, ob's jetzt Gläubige, Ketzer oder Heiden sind. Ja die Gläubigen unter den Christen mein ich noch am wenigsten, weil in denen doch immerhin viel altes Testament lebendig geblieben ist."

„Und was nicht Jude ist, das —?" fragte Ferdinand.

„Alles was nicht Jude ist, das —"

Er hielt plötzlich ein, sah Ferdinand errötend an und sagte rasch: „Wir sprechen aber doch rein akademisch, nicht?" Er hatte zuweilen auf einmal im Blick, der sich erstaunt gar nicht gleich recht besinnen zu können schien, und im ängstlich bittenden, ja schmeichelnden Ton etwas von der Unschuld eines aufgeweckten neugierigen Kindes.

„Ganz akademisch natürlich!" sagte Ferdinand lächelnd. Er konnte sich kaum einer gewissen Rührung erwehren über den widerwärtigen Menschen.

„Ganz akademisch also," fuhr der Arzt treuherzig fort, „muß ich sagen, daß ich, wenn Sie's etwa noch nicht bemerkt haben sollten, daß ich alles, was nicht Jude ist, hasse. Ja." Er sagte das ganz ruhig, dachte nach, nickte befriedigt und fuhr dann fort, immer in demselben Tone gelassenen Erklärens: „Hasse. Hassen muß. Logisch notwendig. Und gerade ja weil mir die Juden so scheußlich sind! Beim Judenhaß kann man nicht stehen bleiben, es geht weiter. Wer an den Juden so gelitten hat, wie — wie nur ein Jude daran leiden kann, der ist genötigt, ob er will oder nicht, das durchzudenken, und bis ans Ende, der muß schon durch, es hilft ihm nichts! Sie, Herr Legationssekretär, haben sich offenbar noch nie gefragt — natürlich nicht, Sie haben's ja nicht nötig, es betrifft Sie nicht, sonst hätten Sie sich doch einmal fragen müssen, warum es nur noch scheußliche Juden gibt! Ihr Gefühl ist ja nämlich ganz richtig, Ihr Ekel vor den Juden, Ihr Grauen, Ihr Abscheu vor jeder Berührung, dem Hauche, der bloßen Nähe schon. Ganz richtig, Herr Legationssekretär! Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, wie richtig."

„Übertreiben Sie nicht!" sagte Ferdinand verlegen.

„Nein. Es wär auch wirklich nicht nötig. Aber ist Ihnen das nie aufgefallen? Ein ganzes Volk verpestet? Ein ganzes Volk, das nur noch aus Scheußlichkeit besteht? Jeder versöhnende Zug, alle Rechtschaffenheit, ja fast scheint's: die letzte Spur von Menschlichkeit auf einmal ausgestorben in einem

ganzen Volk? Is das nicht doch recht merkwürdig? Wir kennen kein anderes Beispiel in der Geschichte! Dabei, bitte: doch ein Volk, das offenbar einst anders war! Es hat immerhin einst Einiges geleistet. Es hat unter allen alten Völkern den reinsten Begriff Gottes erfaßt, das kann Ihnen, Herr Baron, nicht gleichgültig sein, und es bleibt auf alle Fälle schon eine logische Leistung. Auch ist in diesem Volke der Christengott geboren worden, es hat ihn nicht estimiert, es hat ihn, da wir doch akademisch sprechen, ganz akademisch, nicht?, es hat ihn vielleicht nicht erst nötig gehabt. Und doch aber auch vorher schon, bitte: der Moses, die Propheten, sind das nicht ganz respektable Nummern? Und doch auch nachher noch! Da war immerhin noch ein gewisser Maimonides, doch den kennen Sie kaum! Immerhin: ein Volk jedenfalls, das sittlich hoch über den Griechen steht, das einzige der alten Völker, das den strengen Begriff der Gerechtigkeit, der Vergeltung, einer Verantwortlichkeit von Geschlecht zu Geschlecht kennt, das einzige von den alten Völkern, das metaphysisch lebt, das jede tägliche Handlung auf die Ewigkeit bezieht, während der Zeus doch auf Erden höchstens einmal ein Rendezvous hat, weiter kümmert man sich da gegenseitig nicht, und ein Volk, mit dem sich an Entschiedenheit der inneren und äußeren Organisation, der planvollen und zielbewußten Führung seines eigenen Schicksals, des bis in die kleinste gleichgültigste Begebenheit des Alltags hinein von demselben Geiste durchdrungenen Da-

seins nur die Römer allenfalls noch messen können. Und dieses immerhin an Tugend, Kraft und Geist einst nicht ganz unerhebliche Volk ist jetzt auf einmal sittlich nicht etwa bloß minderwertig geworden, es ist einfach sittlich erloschen, es hat jede Möglichkeit, jede Fähigkeit zum Sittlichen eingebüßt —"

„Wer sagt denn das?" rief Ferdinand ungeduldig. „Das wird doch nicht behauptet!"

„Sie irren. Es wird behauptet. Und übrigens: ich sag's. Ich sag's Ihnen! Und mir können Sie's ruhig glauben! Und sehen Sie sich doch bloß um! Sehen Sie sich die Juden bloß an! Die heutigen Juden, die hiesigen Juden! Es gibt auch andere noch, o ja! Millionen arbeitender, ackerbauender, ganz menschlicher Juden gibt's! Im Osten, in Rußland, in Polen! Auch in Galizien, in Ungarn, in der Bukowina kommen ihrer noch vor, obwohl da schon die Zivilisation beginnt. Aber von diesen barbarischen Juden reden wir ja nicht. Die haßt doch auch niemand! Schon weil sie ja niemand kennt. Und was sollte man denn an ihnen hassen? Es stünd doch wirklich nicht dafür! Die heutigen, die hiesigen Juden aber, durch die der Name Jude zum Schrecken aller Völker geworden ist, die bitte, die sehen Sie sich an! Was können die dafür? Wodurch zeichnen sie sich aus? Wozu braucht man sie? Wozu läßt man sie hier ein, ja würde man sie, wenn sie nicht von selber kämen, herholen, mit Gewalt herschleppen müssen? Wodurch haben sie sich unentbehrlich gemacht? Diese verhaßten Juden, ohne die's doch aber nicht geht! Was können sie?

Wuchern, gaunern, jobbern, und auf eine den anderen überlegene Art. Worin besteht diese Überlegenheit? Sie wird auch nicht durch den kleinsten Rest sittlicher Bedenken im mindesten gehemmt. Keine falsche Scham, nicht einmal der Schatten einer Erinnerung an das, woran die Verdiener anderer Völker doch durch den heutigen, wenn auch ganz mechanischen Gebrauch des Wortes Sittlichkeit doch noch leise zuweilen gemahnt werden, wenn auch vergeblich, aber doch so, daß sie zögernd einen Atemzug lang aufblicken im Gaunern, Wuchern, Jobbern, und das is schon ein Zeitverlust, den unser Tempo nicht mehr verträgt, und den ersparen sich die Juden, das is ihre Überlegenheit, ihre Unentbehrlichkeit! Diesen heutigen, hiesigen Juden ist's gelungen, wirklich moralinfrei zu werden. Sie sind in der ganzen Geschichte das erste und bisher einzige Beispiel einer vom Gewissen völlig unbeirrten Menschenart. Eben der Menschenart, die allein die Menschheit des Abendlandes jetzt brauchen kann. Der einzigen, die für den Betrieb paßt. Daß der Betrieb, der einzige von allen Göttern, an den die Menschheit noch glaubt, der Herr der Welt, den Juden nicht entbehren kann, das ist unser Fluch! Als ich noch Sozialdemokrat war, in den Flegeljahren meines Verstandes, als ich noch nicht wußte, daß die ganze Sozialdemokratie doch auch nur der Erziehung des Arbeiters zum Bourgeois dient, zu ganz demselben platten angefressenen geldverblödeten Bourgeois, nur als Nachfüllung, und ich hab aber wahrhaftig nicht erst den Krieg dazu ge-

braucht, durch den ist's freilich überall ruchbar geworden!, also damals als ich noch im marxistischen Geschirr ging, hätt ich gesagt: der Jud ist der ideale Bourgeois! Denn wirklich, die tiefste Sehnsucht Europas, den letzten Wunsch, den reinsten Traum aller Christen erfüllt ja nur der Jude ganz, nur der Jude vermag allen Geist, alles, was man früher Seele nannte, jeden geringsten Unterschied vom Tiere so völlig abzutun und dann dieses denkende Tier, das übrig bleibt, erst auch noch, gelähmten Willens, erstarrter Instinkte, verloschenen Gefühls, nach völliger Narkose so zum bloßen Reflex auf jeden Reiz und, da doch jeder andere Reiz ausgeschaltet ist, zum bloßen Automaten des Geldes zu mechanisieren, wie das der Betrieb verlangt. Ohne Juden wär der Betrieb nicht möglich, der Sinn der abendländischen Geschichte, worauf alles hindeutet, wonach seit Jahrhunderten alles verlangt, wär noch immer unerfüllt, wir Juden sind's, erst wir haben der abendländischen Zivilisation, der Heitlinger würde sagen: der christlich germanischen Kultur, die Krone, das Diadem, den Strahlenkranz des Betriebs aufgesetzt — ihr braucht's ja deshalb nicht kleinmütig zu werden, denn bei der Unverdrossenheit, mit der ihr von uns lernt's, kann der Tag nicht mehr fern sein, wo der Schüler den Meister erreicht, ja der Affe sein Vorbild noch übertrifft, sicher, denn, was der Affe nur erst trifft, übertrifft er auch, und sicher kommt der Tag, wo ihr uns gar nicht mehr braucht's und eure eigenen Jasons habt's! Nein, ihr dürft's nicht verzagen,

wir aber dürfen uns nicht rühmen! Denn wenn wir Juden die Erzieher des Abendlandes geworden sind, so ist das gar nicht unser eigenes Verdienst, und so wenig sich an uns eine gewisse angeborene Begabung zur Entmenschung, Unterzweckung und Versachlichung, Verdingung, zur Selbstentinnerung und Selbstveräußerung verkennen läßt, sie hätt nicht genügt, wir wären aus eigener Kraft nie betriebsfähig geworden, dazu haben wir erst von euch gezüchtet werden müssen, und wenn ihr uns den Betrieb verdankt's, so zahlen wir euch damit nur eine alte Schuld mit Zinsen zurück, es is eine lange Rechnung, die wir miteinander haben, und sie geht noch nicht so bald auf. Wenn wir jetzt eure Erzieher sind, so sind wir's doch erst in eurer Schule geworden. Wem das Ideal zuerst aufgedämmert ist, das Ideal des Betriebs —? Man wär fast versucht, an den Teufel zu glauben, es is übermenschlich. Aber unsere Befähigung dazu habt ihr jedenfalls früher als wir selbst erkannt. Ihr habt uns selber unsere eigene Scheußlichkeit erst entdeckt, und wirklich, das muß euch der Feind lassen, keine Mühe gescheut, sie zu züchten. Das System der jüdischen Aufzucht zum kapitalistischen Betrieb is ja staunenswert! Zunächst: der Ausschluß von der Menschheit, ein Leben in ewiger Todesangst, das Ghetto, der gelbe Fleck, der sich ja mit der Zeit auch einfrißt, in die Seele hinein! Dann, wenn's so weit ist, wird dem einen oder dem anderen versuchsweise behutsam aufgetan: dieser und jener darf aus uns heraus, darf zu euch hinein, doch immer nur, wer innerlich

schon verläßlich gelb geworden ist, sonst muß er gleich wieder zurück. Das ist ja der Inhalt unserer Geschichte in Europa bis zum heutigen Tag: nur die Scheußlichen unter den Juden werden eingelassen und nur zu Scheußlichkeiten werden sie zugelassen. Das wozu sich der Christ zu gut is, was ihm damals noch zu gemein, was so scheußlich is, daß er anfangs doch noch zurückschrickt, es selber zu verüben, so dringend er auch bereits wünscht, es verübt zu sehen, das wird den Juden zugewiesen, der Schmutz, die Schande, das Verächtliche. Diese Bedingung wird ihm gestellt, nur wer sich dafür eignet, darf herein. Und die Juden beeilen sich, es eignen sich viele, wunderbar, wie sie sich eignen!" Er sah Ferdinand an und sagte dann achselzuckend: „Den Juden tut Europa nicht gut. Wir vertragen das Klima nicht. Wir können einmal Asien nicht entbehren. Bevor wir nicht wieder daheim sind, werden wir niemals erlöst." Seine geröteten schmerzhaften zuckenden Augen irrten aus dem Zimmer in die winterliche Finsternis hinaus. Die Stille war so bang, daß Ferdinand etwas sagen mußte: „Die Juden sind das tragische Volk."

„Trauerkränze verbeten," sagte der Arzt brüsk. „Kondolenzen dankend abgelehnt. Das wär nämlich ein Mißverständnis, Herr Legationssekretär! Ich spekulier nicht auf Ihre Rührung, ich möchte Sie nur auf einige Tatsachen aufmerksam machen, doch ich hab Ihre Geduld wirklich schon —"

„Nein, so geschwind dürfen Sie mir jetzt nicht

aus, das Judenproblem interessiert mich längst," sagte Ferdinand hastig.

„Zu gütig! Von einem, der's doch gar nicht nötig hätte. Da wüßt ich mir andere!" Seine Stimme klang auf einmal hart und frech. Und ungeduldig fuhr er fort, die Sätze zerhackend: „Gar nicht die Juden will ich Ihnen zeigen, sondern die Christen, Herr Baron! Und daß unsere heutige Scheusäligkeit gar nicht jüdischer Eigenbau, sondern das Ergebnis einer sinnvoll betriebenen methodischen Wahl ist. Auslese der Scheußlichen! Wie auf Verabredung haben alle Völker Europas darüber gedacht, nur das Schlechte der Juden zu sich einzulassen. Aber alles Schlechte! Systematisch. Instinkt und Überlegung halfen den Juden, sich diesem europäischen Ideal von ihnen anzupassen. Is ein Jud aber erst soweit, daß er Asien verrät, den inneren Orient, in dem er wurzelt, dann kommt's ihm auf alles andere schon auch nicht mehr an. Denn Ihre heiligsten Güter, bedaure, das is uns kein Ersatz für unsere. Wenn diese nicht, dann schon lieber gleich nichts. Und es arbeitete sich auch leichter, ganz unbelastet. Wir hatten den kapitalistischen Betrieb herzustellen. Ob uns das Verdienst der Erfindung zukommt? Zweifle. Wir legten aber jedenfalls der Menschheit den ersten Entwurf des Betriebsmenschen vor. Mit den Maschinen allein wär's noch nicht getan gewesen. Erst mußte noch der Mensch abgesetzt, seine Natur ausgelöscht, bis auf die Geldgier, und diese nun der einzige Trieb und die schwingende, belebende, lenkende Kraft

dieser rotierenden Null werden, die von ihm übrig blieb. Man hat an uns Niedertracht genug verübt, aber nicht mehr als wir, nachher!, redlich verdient haben. Die Schuld, den neuen Geist Europas erschaffen zu haben, aus dem Succus aller Infamien unserer vaterlandslosen, in die Welt ausgespieenen, durch ruchlose Bedrückung vor Qual und Schmach toll gewordenen Rasse, die zahlen wir in der Ewigkeit nicht ab. Wissen Sie, was bei uns ein Epikores heißt? Schwer zu schildern. Ein Jüngl, das los hat, daß alles Betrug ist, alles, und das nun entschlossen ist, sich nicht mehr betrügen zu lassen, sondern jetzt selber zu betrügen. Und dann geht das Jüngl in die nächste Stadt und in immer größere Städte. Epikores is der Ahnherr aller Jasons. Epikores gibt's in jedem Fach, für jedes Bedürfnis, in jedem Format. Epikores begegnet Ihnen auf Schritt und Tritt. Denn Epikores ist, der alles liefert. Was man braucht, hat Epikores, ist Epikores, und Epikores macht das Geschäft damit! Männerstolz? Unabhängigkeit? Freie Meinung? Können Sie haben! Bürgersinn? Volksaufruhr? Untertanentreue? Können Sie haben! Der Bannerträger des deutschen Idealismus? Ein Epikores! Der nackenstarre Kämpfer gegen Rom, der glorreiche Monist? Ein Epikores! Der Schöngeist, der Dichter, der Artist im elfenbeinernen Turm? Alles und überall Epikores! Epikores is alles, Epikores hat alles, Epikores kann alles, Epikores macht alles und — handelt mit allem: er macht alles wieder zu Geld. Denn Epikores hat eins voraus, er weiß,

daß alles nichts ist, daß nichts ist, daß nur das Nichts vorhanden ist, und daß man aber, wenn man nur das einmal weiß, aus dem Nichts alles verfertigen kann — die ganze heutige Kulturwelt wird vom Epikores verfertigt! Und der Fluch unseres Volkes is, daß es, in Europa hier, immer mehr zu einem einzigen ungeheuren Epikores wird! Und euer Neid auf uns, mein lieber Herr Baron, is nur, daß ihr meint's, doch noch immer keine rechten Epikores zu sein — das ist's doch, was den armen Heitlinger nicht schlafen läßt. Er unterschätzt sich. Wie ja der ganze Antisemitismus, den der Arier mein ich, im Grunde nur auf einer Selbstunterschätzung beruht: sie trauen sich noch immer nicht zu, so gemein zu sein, wie sie gern wären. Aber dann möchten sie freilich auch noch was: sie möchten gern ein Epikores sein, aber ohne daß sie selber was davon bemerken. Wie der polnische Jud gesagt hat: Schlagobers is gut, Knoblauch is gut, wie gut muß erst Schlagobers mit Knoblauch sein! Ja das wär's, was der Arier möcht: Schlagobers mit Knoblauch, ein Schuft von Kapitalisten, aber mit dem guten Gewissen eines Kalviners! Wie das ja jetzt wieder der Prozeß Jason zeigt: geraubt haben alle mit ihm, ihren Knoblauch haben sie schon, nun aber wollen sie noch den Oberschaum der moralischen Genugtuung! Geraubt haben alle, gehängt wird der Jud. Das nennt man dann ein reinigendes Gewitter. Und man wird ihm den Prozeß machen, verlassen Sie sich, man wird! Wenn der Kretin auch glaubt, man kann nicht, denn man müßt ja

dann die ganze Räuberbande von Exzellenzen, die mitgestohlen und mitgewuchert und mitgeplündert haben, auch mitanklagen und miteinsperren, glaubt der dumme Jud! Umgekehrt, Esel! Gerade zur Beruhigung der Exzellenzen, zur Sicherung ihrer Diebereien, damit bewiesen wird, daß wir in einem Rechtsstaat leben, und damit man aber in diesem Rechtsstaat auch künftig ungestraft weiter stehlen und gaunern und plündern kann, damit den Exzellenzen nicht am End das Animo vergeht, muß die Sache „bereinigt“ und der Jud, eben noch ein Halbgott des Hochadels, der Wohltäter der Menschheit, der Schirmherr der Künste, muß gestäupt werden. Trauen Sie mir eine besondere Sympathie für den Jason zu? So viel Jahre Zuchthaus, als ich ihm gönnen möchte — und er hätt immer noch mehr verdient! Aber daß ganz Wien jetzt nach diesem Prozeß schreit, dasselbe Wien, das sich jahrelang von ihm hat aushalten lassen — aus jeder seiner Hosentaschen hängt ihm ja noch ein schmarotzender Hofrat heraus, und das Maul, das ihn jetzt lästert, trieft noch vom Fett des letzten Diners bei ihm! Ganz Wien schreit nach diesem Prozeß: die einen, weil sie nicht mitverdient haben, und die anderen, damit man's nicht merkt, daß sie mitverdient haben — es is ein elementarer Ausbruch des sittlichen Bewußtseins!“ Er stand atemlos, er hatte nur immer noch schneller gesprochen, nicht laut, zuletzt fast flüsternd, heiser, zischend vor Wut. Die kochende Gehässigkeit widerte Ferdinand an.

Der Arzt bemerkte das, und indem er mit

einem Gaumen laut seinen Grimm wegzuschnalzen schien, fuhr er in einem erzwungen sachlichen, spöttisch lehrhaften Ton fort: „Der Fall Jason ist mir ja bloß ein erwünschtes Beispiel, um Ihnen daran die Funktionen des Judentums in der heutigen Weltordnung zu zeigen. Ihr dienen die Juden erstens dazu, alle die widerwärtigen, ihr aber unentbehrlichen Gemeinheiten zu verüben, zu denen der Arier zwar den besten Willen, aber nicht genug Courage hat. Und doch auch, um ganz aufrichtig zu sein, nicht Verstand genug. Ihr habt einen prachtvollen Instinkt zum Bösen, der is Prima, doch fehlt dazu der rechte Geist, euer Geist geniert sich! Mit jenem grandiosen Instinkt zum Bösen habt ihr die Weltordnung des Mittelalters zerschlagen — ich mag sie nicht, hätt auch keinen Grund, immerhin: es war eine, und ihre ruhige Kraft und Schönheit zu zerbrechen, dazu gehörte schon eine ganz respektable Kraft. Damit war's aber auch aus, denn dann steht euer Instinkt zum Schlechten auf einmal ratlos da! Zerstören hat er können, aber es scheint, daß es gewissermaßen bloß eine Kraft aus gereizter Ohnmacht gewesen ist, denn gleich zeigt sich: schaffen kann er nichts! Und da muß also der Jud her. Für den abgesetzten Geist soll doch irgend etwas eingesetzt werden! Der Jude setzt das Geld ein. Der Aufbau der neuen Weltordnung, die Pyramide der Geldherrschaft ist ganz unser Werk. Wir liefern auch das erste Menschenmaterial dazu und geben euch damit zugleich das plastische Vorbild der Menschenart, die

jetzt notwendig wird; ihr habt es gut benützt, eure ganze Geistesgeschichte besteht seit der Renaissance doch nur in einer fortlaufenden Verjudung. Das war unsere zweite Funktion, und sie wird wohl noch lange nicht aus sein. Und drittens: ihr braucht aber dann auch noch eine Deckung, einen Wall, ein Versteck, um den Kapitalismus ungefährdet zu verüben. Wenn's doch einmal einschlägt, sind wir der Blitzableiter. Wenn das arme Volk, mit dessen Blut der Betrieb geheizt wird, einmal nach Sühne schreit, sind wir der Sündenbock. Ihr habt euch das gut eingeteilt, es läßt sich gar nichts sagen." Er sah nach seiner Uhr, erschrak und sagte lächelnd: „Entschuldigen Sie den jüdischen Exkurs! Er hat Ihnen ja nur erklären sollen, warum ich wieder ins Feld muß. Ich muß! Ich muß halt. Es is noch der einzige Platz für mich, der einzige Platz für uns — Altjuden! Und doch auch eine gute Vorübung, ein wichtiger Übergang nach — Palästina, hoffentlich. Und so wär's schon sehr lieb von Ihnen, ein Wort bei der Gräfin Freyn für mich einzulegen, sie protegiert ja so gern!"

Er bestand darauf, daß sich Ferdinand noch von ihm untersuchen ließ, horchte sein Herz ab und war zufrieden. „Und wann?" fragte Ferdinand. „Denn ich möcht auch lieber heut als morgen wieder hinaus!"

„Das glaub ich Ihnen!" sagte der Arzt. „Draußen macht sich der Krieg nicht so fühlbar, oder doch weniger unangenehm. Nur ein bissel Geduld noch! Aber im siebenten oder achten Kriegsjahr sicher!"

Und während er ungeschickt dabei war, den Säbel umzuschnallen, nach seiner Art sich wiegend und immer von dem einen Fuß gleich wieder auf den anderen tretend, war er so beflissen, seine Dankbarkeit zu beteuern, daß er Ferdinand auf einmal wieder recht unliebsam wurde. „Ich staune selbst, woher ich den Mut nahm, Sie zu belästigen, und gleich so schamlos lang noch dazu! Das haben Sie von Ihrer Liebenswürdigkeit, Sie verwöhnen die Menschen alle, Herr Legationssekretär! Sie müssen sich nur aber zu meiner Entschuldigung doch auch vorstellen, was ein Mensch, dem wie mir das Gespräch ein Lebensbedürfnis ist, in einer Stadt auszustehen hat, wo man ja das wirkliche Gespräch nicht kennt, sondern nur den entsetzlichen Wiener Plausch! Ich bin oft geradezu krank nach einem Gespräch! Dazu sind aber Sie doch fast der einzige hier!"

„'s war eher mehr ein Selbstgespräch?" sagte Ferdinand trocken.

Aufblickend antwortete der Arzt: „Gespräche, wirkliche Gespräche sind immer Selbstgespräche, doch mit einem besseren Selbst!"

Fast ablehnend förmlich sagte Ferdinand: „Sie sind zu liebenswürdig, Herr Oberarzt!"

„Das ist sonst nicht mein Fehler," sagte der Arzt. Er hatte jetzt endlich den Säbel fest. Schon im Vorzimmer blieb er aber noch einmal stehen und sagte: „Sie haben nämlich, was hier so selten ist, Sie sind fähig, um des Denkens willen zu denken, rein aus Lust am Denkgeschäft, an der Operation

des Denkens selbst. Das gilt in Wien ja schon für talmudistisch! Und —" Er hielt ein, maß Ferdinand aus seinen zwinkernden Augen, hinter der spiegelnden Brille hervor, und setzte lächelnd hinzu: „Und ja wirklich! Vielleicht hat der Wiener gar nicht so unrecht. Eigentlich, es is eigentlich schad, daß Sie kein Jud sind!" Er lachte laut auf und sagte dann noch, sich verbeugend, mit einer Grimasse der Entschuldigung: „Weil Sie mich ja gereizt haben, liebenswürdig zu sein! Es ist die größte Liebenswürdigkeit, die ich einem Menschen sagen kann!"

Ohne darauf einzugehen, sagte Ferdinand sachlich: „Die Lust am Denken haben wir gemein. Doch mit einem gewissen Unterschied. Ich habe dazu nämlich auch noch den Glauben an eine sittliche Welt!" Gleich wieder ganz ernst, antwortete der Arzt: „An die glaub ich schon auch. Nur daß sie mir mit der logischen zusammenfällt!"

„Mir eben nicht," sagte Ferdinand hochmütig. Er empfand ein starkes Bedürfnis, sich innerlich von dem Arzt scharf abzugrenzen, vor allem für sein eigenes Gefühl.

Die Hand schon auf der Klinke der äußeren Türe, sagte der Arzt: „Fällt denn nicht im Grunde schließlich alles zusammen? Kommen wir nicht bei konsequentem Denken zuletzt notwendig an einen Punkt, wo doch überhaupt kein Unterschied mehr ist, wo dann alle Scheidungen aufhören, die ja doch bloß von uns gezogen sind, als bloße Hilfslinien unseres Denkens, und wo so wirklich, wie gesagt,

alles zusammenfällt, als der Weisheit allerletzter Schluß?"

„Das mein auch ich," sagte Ferdinand ruhig. „Doch in einem anderen Sinn wie Sie. Es gibt einen Punkt, an dem sich das Denken verirren kann. Und an diesem Punkt fällt dann wirklich alles zusammen — ich mein das aber wörtlich: es fällt ein, es stürzt ein, es bricht ein, alles versinkt und nichts bleibt übrig als das ewige Nichts, das gähnende Nichts, das Grauen der Verneinung — wirklich der Weisheit allerletzter Schluß, nämlich Schluß mit ihr und Schluß mit uns, Schluß mit allem! Ich hasse, fürchte, fliehe diesen Punkt. Er ist der Tod des Geistes. Wir werden uns aber kaum verständigen."

„Wir werden uns nur beide verkühlen," rief der Arzt lachend. Das Vorzimmer war ungeheizt.

„Ja," sagte Ferdinand.

Der Arzt rief noch von draußen zurück: „Und Sie vergessen mir aber meine Bitte nicht?"

„Nein," sagte Ferdinand, aufatmend, ihn los zu sein. Dieser Mensch grinste vor Verstand. Und so sehr er einem leid tat, man war dabei fast schadenfroh.

Um das Licht zu löschen, trat Ferdinand an die Wand und erschrak: er hatte sich im Spiegel erblickt und gar nicht gleich erkannt. Da stand er und betrachtete sich. An Schönheit hat er ja nie gelitten, aber jetzt! Die großen grauen Augen so leer, die Wangen so matt, er sah mehr seiner eigenen Totenmaske gleich, so müd, so zerronnen, nur noch

der Grundriß übrig; unter dem weichen glatten Haar hing das ganze Gesicht nur noch an der harten Nase, es war da wie ein zerdrücktes altes Gewand an einem großen Haken aufgehängt. Und wie er sich da so stehen sah, diesen hageren, aufgeschossenen, langhalsigen Menschen, wirklich nur noch einen schäbigen Rest von sich, da kam er sich recht verlassen vor. Er drehte rasch das Licht ab, um sein eigenes Gespenst zu bannen, und ging in das warme Zimmer zurück. Er hatte sich auch heute zu viel zugemutet! Der weite Weg, die scharfe Winterluft, Heitlingers Geschwätz! Und jetzt gar noch dieser ermüdende Jude! Sein alter Fehler auch, so stark an den Menschen teilzunehmen! Was gingen ihn die Juden an? Was Heitlingers Pläne? Was schließlich sogar, ob Recht oder Unrecht in der Welt war? Er wird's nicht ändern, er ist zu schwach, er lud sich immer zu viel auf! Er mußte da doch aber selbst über sich lachen. Was denn? Er ist auf dem Kahlenberg gewesen und hat einen mißvergnügten Juden angehört. Auch schon was! Er ließ sich nur immer gleich zu tief ein, er litt jedes Leid der anderen mit, er litt darunter mehr als sie, sie raunzten es sich weg und damit war's erledigt, auf ihm aber blieb's drückend liegen. Der Heitlinger hat sicher, seit sie sich trennten, schon ein neues Dutzend von Projekten, und dem Arzt genügte, geschmust zu haben, das war ihm wohl eigentlich die Hauptsache. Wer die Menschen ernst nimmt, wird bloß lächerlich! Doch was hilft's, sich das tausendmal vorzusagen? Er fällt doch jedem

wieder herein! Aber, mein Gott, was hat man denn schließlich von ihm verlangt? Mit einem Besuch bei seiner Kusine, ja mit ein paar Zeilen an sie wär's getan, ihr schmeichelt's noch, und ob's hilft, kann ihm ja gleichgültig sein! Und es ist doch auch gar nicht wahr, das macht er sich doch bloß vor! Aber nein: nicht das Leid der Menschen drückt ihn und er leidet es auch gar nicht mit, sondern er hat einfach miserable Nerven! Die Nähe von Menschen, ihre bloße Berührung, ihr Anblick schon verstört ihn! Er muß es sich gestehen: die zierliche Mütze, schief in die blonden Locken des koketten Oberleutnants gedrückt, und die wegstehenden Ohren des strampfenden Hebräers, überhaupt die leibhaftige Gegenwart, die physische Menschlichkeit von Menschen, der Zwang ihrer wirklichen Erscheinung, das ist's, was er jetzt einfach nicht mehr verträgt! Und vielleicht hat er's früher, solang er noch gesund war, eben bloß nicht bemerkt, es ist ihm damals nur noch nicht bewußt geworden, jetzt aber, wo seine geschwächten Nerven versagen, hat er die Kraft nicht mehr, es zu beherrschen. Aber wenn er sich erinnert, wenn er sich erforscht, ist das eigentlich immer schon so gewesen, auch im Gymnasium schon, er hat's nur damals nicht gewußt, er hat sich's nicht eingestanden, er hat sich's anders ausgelegt, aber die anderen haben's immer gefühlt, daher ja das Gefühl der ganzen Klasse gegen ihn als einen Fremden; die Bauernbimpfe, damals in Ried, hatten ganz recht: er ist nicht heimisch unter Menschen, er ist wirklich menschenfremd, er

ist eigentlich ein Menschenfeind! Sie machen ihn nur müd, es erschöpft ihn, mit Menschen zusammen zu sein, sie nehmen ihm nur, sie geben ihm nichts, und er bleibt dann entleert, ausgeronnen, verödet zurück, wie er jetzt, enttäuscht, ermüdet, verloren, in seinem lieben Zimmer sitzt, stier vor sich hin. Wär er nur lieber wieder im Felde draußen! Hätt er wenigstens den Wenzl hier! Der fehlt ihm! Merkwürdig: der gute dumme Wenzl mit den traurigen bangen Augen in seinem großen stummfragenden böhmischen Gesicht, an dem hat ihn die leibhafte Nähe nie gestört, seine gehorsame Gegenwart tut ihm immer wohl und warm — vielleicht weil der eher ein Hund war!

Er sitzt jetzt bei seinem kargen Nachtmahl, läßt den Tee ziehen und spinnt sich ein.

Menschenfeind? — Doch er sehnt sich ja so nach Menschen, er vergeht doch fast vor Einsamkeit! Wenn er nur erst wieder soweit wäre, geigen zu dürfen! Es regt ihn noch zu sehr auf. Wenn er auf seiner Geige kratzt — schön ist's wirklich nicht, er hat Musik im Ohr, aber leider gar nicht in der Hand, was macht's? er kratzt ja bloß für sich, da liegt nichts dran: wenn er auch falsch greift, er selber hört schon das richtige! Wenn er erst wieder mit seiner Geige sitzt, da hört dann der Menschenfeind auf. Da hätt er ja doch oft am liebsten gleich die ganze Menschheit umarmt! Wenn er Beethoven spielt — es hört's niemand, daß es Beethoven ist, doch er selber hört ihn schon, und der nimmt ihn dann, nimmt ihn weg, nimmt ihn in sich auf, und

er entströmt sich, strömt über, ergießt sich, jeder eigene Wunsch erlischt, und die große Liebe trägt ihn fort. Er spielt dann längst nicht mehr, er hat die Geige bloß im Schoß, er hört nur noch. Er hört die Menschheit ihn rufen. Und er hört sich antworten, voll Zuversicht, Bereitschaft und Ungeduld, recht zu werden, stark zu sein und alles zu wagen, alles zu können, alles einzusetzen für die Pflicht, für das Vaterland, für das unbekannte große heilige Ziel, das ihm sein Schicksal bestimmen wird. Nein, dann ist er wahrhaftig kein Menschenfeind! Wie hat er doch schon als Bub geglüht nach großen Taten! Alexander, Cäsar, Bonaparte! Sich ganz darbringen dürfen mit allem, was man ist und kann und will, in einer einzigen ungeheuren, das eigene winzige Selbst verzehrenden Tat, die den Täter ihm selber entreißt, weit über ihn empor, in das geheime Land empor, wo er dann nur noch das blinde Werkzeug der Vorsehung ist. Welcher Pläne, welcher Entwürfe, welcher Vermessenheiten hat er sich in solchen hymnischen Stunden nicht erdreistet, tief bei sich seiner Sendung so selig gewiß! Wenn er nur erst wieder geigen dürfen wird! Aber übrigens: in der Front, da hat er keine Geige, keinen Beethoven, bloß eine Mundharmonika hat der Wenzl mitgehabt, auf der er abends oft leis irgend so ein altes seufzendes böhmisches Volkslied blies, und auch das war grad so gut! Wenn er sich erinnert, mit welcher beherzten Freudigkeit, welchem Wunderglauben an das Vaterland, welcher ungeduldigen Entschlossenheit, an der ungeheuren Größe des

Augenblicks dienend teilzunehmen, er heimgekehrt war, selbst in seinen Ohnmachten noch davon fiebernd! Aber seit er aus dem Spital entlassen und wieder nur unter Wienern und wieder in seinem Ministerium ist, da wird's einem halt doch schwer, hymnisch zu sein. Und er will das aber doch nicht verlieren, er muß sich sein Erlebnis bewahren! Nur nicht nachgeben, nicht schal und matt und lasch werden, nur sich nicht wieder entspannen lassen!

Er sprang auf, wie um Hilfe in seiner Not. So still war das liebe Zimmer! Kein Laut der Stadt kam so hoch herauf. Er trat ans Fenster, den Silberstift des Turmes nur noch fühlend in dem feinen Winterabenddunst. Er irrte wieder ins Zimmer zurück. Ihm war bang. Sein Blick suchte, da traf er das Büchl auf dem Tisch. Ja die Stimme Hölderlins stärkt! Sie bringt ihn auch immer gleich in die Front zurück, aus jedem Verse klingt ja die Stunde wieder, in der er ihn dort zum erstenmal las.

Er gab das Buch wieder weg. „Tatenarm und gedankenvoll," so stand da. Sinnend saß er. Er wollte doch so rein, so stark, so recht! Blieb's immer nur beim bloßen Willen? So viele wollten das doch auch, alle meinten es gut! Wenn man die Menschen reden hörte, waren alle bereit! Und immer ist das doch in Österreich so gewesen! Wenn er nur an den Großvater denkt! Jetzt sind's verärgerte alte Herren, ungläubig und hoffnungslos geworden, und haben doch einst auch an Österreich

geglaubt und Österreich gewollt und auf Österreich gehofft. „Gedankenvoll und tatenarm." Wird aus ihm schließlich auch einmal nichts als so ein verärgerter alter Pensionist in Graz geworden sein, der sich schämt, wenn er seines gedankenvoll tatenarmen Lebens gedenkt? Aber Taten! Wie denn? Wo denn? Was man ihm im Ministerium zu „tun" gibt, hätte jede Tippmamsell ebenso besorgt. Man läßt bei uns die Menschen zu lange warten, inzwischen sind sie meistens verdampft.

Auch bangt ihm tief vor seiner grauenhaften Einsamkeit. Wie hat er sich im Spital auf sein liebes Zimmer gefreut! Wie haben sie sich das ausgemalt, wenn er das erstemal mit ihr zusammen — aber nein, er hat sich doch sein Ehrenwort verpfändet, daß er nicht mehr an sie denken wird! Nein. Das ist weg. Ausgelöscht. Als wär's gar nie gewesen. Es darf gar nie gewesen sein. Weg. Durch seine Schuld! Durch seine schändliche tierische Gier. Weg!

Und er entflieht sich, nimmt wieder das Büchl und will, seinen müden armen Kopf in die heißen Hände gestützt, nichts mehr hören als den erzenen Klang dieser reinen Stimme!

Viertes Kapitel

Ferdinand ging gleich am andern Tag zur Kusine Freyn, traf sie nicht an, ließ ihr ein paar Zeilen zurück; damit war's erledigt, er hatte seine Pflicht getan. Heimkehrend wäre er auf dem Ring fast von einem Auto überfahren worden, aus dem ihm, als er eben zu schimpfen und etwas von Kriegswucherern zu murmeln beginnen wollte, ein feiner Handschuh lebhaft zuwinkte; das Auto hielt, er hätte sie wirklich kaum erkannt, in dem koketten Häubchen der Pflegerin, das zu der leidenden Miene, zu dem schmerzlichen Augenaufschlag sehr gut stand. Er stieg ein, die Kusine nahm ihn mit, sie schien sehr erfreut, ihn endlich wieder zu sehen, sehr gekränkt, daß er sich gar nicht mehr um sie kümmerte, sehr entzückt zu hören, daß er eben von ihr kam, sehr neugierig auf seine Wünsche, sehr hilfsbereit, aber sehr gehetzt, von Sitzung zu Sitzung, sehr bedrängt von Pflichten, sehr geschäftig, sehr beredt, sie schien überhaupt alles sehr. Nun, das war ja die Anna Scharizer immer schon! Aber die Gräfin hatte sie doch stark verändert. Wie sie so jetzt neben ihm saß, eilig erzählend, niemals aber aus, so daß man, was eigentlich gemeint war, mehr erraten mußte, doch allerliebst mit ihrem bleichen, sehr strengen und so geheimnisvollen Gesichtl, fand er, daß sie noch ganz

wie damals und doch ganz anders war: es war alles noch da, Zug um Zug, doch gar nicht gleich kenntlich, es war dasselbe Spiel Karten, aber anders gemischt, alles war an ihr noch da, doch alles war sozusagen avanciert, es ging ihm mit ihr, wie wenn jemand umzieht, aus der Vorstadt in ein feines Haus, und man nun in der neuen geräumigen hohen Wohnung gar nicht gleich bemerkt, daß es ja noch die gewohnten alten Möbel sind, sie machen nur jetzt viel mehr her. Auch war sie jetzt so schrecklich geheimnisvoll! Sie hatten sich lange nicht gesehen. Zuletzt bei der Hochzeit, doch eigentlich zählte das kaum mit, denn da war sie bloß Braut gewesen, nichts als die Braut, Erscheinung der Braut, wirklich zum Malen, er traute sich nachher kaum, ihr du zu sagen, sie hatte das ausgezeichnet gemacht! Aber damals kam er ja gleich darauf nach Athen, dann nach Petersburg, und inzwischen war der Konrad Freyn Bezirkshauptmann in Murau geworden. Erst von Heitlinger, diesem lebendigen Tratschtaschenbuch, erfuhr er ihre Verwandlung ins Hochgeborene. Er hätte gerade das von ihr am wenigsten erwartet, aber konnte man ihr's eigentlich verdenken? Der Stoß war auch zu hart! Dem Vater, den sie vergöttert, den sie kindlich fanatisch liebt, auf den sie stolz, der für sie der beste Mensch, der echte Mann, das Ideal ist, sieht sie sich auf einmal entrissen: es ist nicht ihr Vater, erfährt sie! Wer will sich vermessen, seiner selbst so sicher zu sein, daß ihn ein solches Erlebnis nicht wanken macht? Ja, der Konrad hat's freilich auch

erlebt, die beiden haben bloß die Väter getauscht, der Konrad Freyn ist eigentlich, wenn auch nicht von Rechts wegen, doch von Bluts wegen ein gemeiner Scharizer, wie die Anna von Bluts wegen eine Komtesse Freyn ist. Dem Konrad merkt man aber das Erlebnis nicht an, er ist derselbe geblieben, auch in seiner Empfindung für den Grafen Gandolf. Der Gandolf hat bloß zu seinem Sohn auch noch eine Tochter gekriegt, der Hofrat Scharizer hat die Tochter verloren, den Sohn nicht gewonnen, er ist auf einmal ohne Kind. Es sieht nur so aus, als hätten beide dasselbe erlebt. Alle finden, daß der Konrad sich besser benimmt als die Anna. Vielleicht aber nur, weil es ihnen bequemer ist, wie er sich benimmt. Es ist im Leben immer das Bequemste, man drückt die Augen zu. Daß die Anna das nicht kann, daß es immer ihr Bedürfnis war, sehend zu leben, daß sie deshalb, seit sie weiß, gar nicht die zu sein, für die sie sich bisher hielt, sondern eine andere, nun auch diese andere werden will und jene verleugnet, was ist daran so lächerlich? Sie verleugnet ja nur eine Lüge! Sie war ja das Bauernmädl nie, gerade das Bauernmädl, den Innviertler Trotz, das ganze Stephan-Fadinger-Getue Scharizers, das hat sie doch bloß gespielt, wenn auch im besten Glauben! Und jetzt, wo sie nicht mehr spielen, sondern Ernst machen will, Ernst mit dem, was sie wirklich ist, Ernst mit sich selbst, jetzt heißt's: sie mimt die Gräfin, jetzt findet man's unverzeihlich, daß sie nicht mehr demokratisch lümmelt und, nach des Hofrats angenehmer Ge-

wohnheit, dem adeligen Tischnachbarn den nahen Galgen prophezeit! So streng bestehen die Herrschaften auf dem Geburtsschein, fast als hätten sie Angst, wenn das etwa jetzt Mode würde, da genauer nachzurechnen!

Und er findet gar nicht, daß sie die Gräfin mimt! Wie sie so neben ihm sitzt, aufrecht und doch lässig, bildhaft, doch ungesucht, streng und bequem zugleich, an allem vorüberzublicken, nichts anzusehen scheint, aber dabei doch alles bemerkt, eigentlich mit ihm spricht, als wären sie zu Haus, sich offenbar auch auf der Gasse zu Haus fühlt, offenbar das Gefühl hat, wo sie auch immer ist, zu Haus zu sein, ja dieses zu Haus überall gleichsam selber mitzubringen, auch schon die Art, wie sie spricht, wie sie die Worte ganz achtlos fallen läßt, der leise Ton, der sich erst keine Mühe geben muß, gehört zu werden, vielleicht auch nicht viel Wert darauf legt, die Freiheit, mit der sie das Gespräch wechselt, den eben begonnenen Satz verläßt, weil ihr was anderes einfällt, das sie doch im Grunde geradesowenig interessiert, dann auf einmal sehr lebhaft etwas fragt, aber niemals die Antwort darauf abwartet, das Gespräch eben durchaus zwecklos nimmt, nicht um irgend etwas zu sagen, sondern rein um zu sprechen, um das Thema durchzuführen, „Gespräch mit dem Kusin", recht nach der Kunst, wie sie, ganz anders wieder, doch ebenso recht nach der Kunst, auch im Gespräch mit dem Verwalter oder, bei Hofe, das Gespräch mit Ihrer Kaiserlichen Hoheit, oder, im Spital, das

Gespräch mit dem Verwundeten durchgeführt hätte, jedes genau dosiert, jedes besonders nuanciert, aber ihr alle gleich geläufig, sozusagen auswendig, und mit einer Anmut, einer Unbeschwertheit, einer perlenden Natürlichkeit, der nun aber das Maskenhafte des ermüdeten, auch lächelnd noch starren und ausdruckslos eben nichts als schönen Gesichts, das Leblose ihrer Lebhaftigkeit erst die rechte Patina gab — nein, sie hätte ja gar nicht echter sein können, er kannte gar keine Gräfin, die so echt war, seine schöne Kusine war höchstens vielleicht um einen Grad zu echt! Und irgend ein Schatten lag auf ihr, irgend ein Hauch von Geheimnis; vielleicht war aber daran auch nur das Klösterliche der Schwesterntracht schuld, dem sie sich, vielleicht etwas gar zu sehr, überließ. Er zweifelte nicht, daß er ihr, wo immer er ihr begegnet wäre, die Gräfin auf den ersten Blick angesehen, doch es konnte sein, daß er eher auf etwas Exotisches geraten hätte: Polin oder auch eine der Ragusäerinnen mit dem venezianischen Einschlag von Tizianblond. Aber auf ein Schloß an der Aschach zu raten, wär ihm kaum eingefallen. Irgend ein Luftzug der großen Welt war um sie, den man sonst in unserem österreichischen Adel nicht so sehr spürt. Sie bedauerte lebhaft, Ferdinand nicht im Spital besucht zu haben, sie nahm sich's immer wieder vor, es ging nur aber halt leider nicht, sie hat selbst ihr eigenes Spital, da kommt sie so schwer los, auch sind dann die gewissen Eifersüchteleien zwischen den Spitälern, und grad mit dem des Hofrats hat ihres einmal

einen großen Verdruß gehabt; sie nannte, wenn sie von ihrem Vater sprach, ihn immer einfach den Hofrat. Auch war sie ja damals grad die längste Zeit gar nicht hier, sie hat einen Hilfszug vom Roten Kreuz ins Feld begleitet. Unvergeßlich! Diese rührenden Menschen! Wirklich jeder ein Held. Ein Volk von Helden. Konrad? O dem geht's sehr gut. Acht Kilo, schreibt er, hat er abgenommen, es war Zeit. Und abgebrannt! Ortler als Ersatz für den Lido. Sie beneidet jeden, der draußen ist. Wien ist ungemütlich geworden, man wird nachher desinfizieren müssen. Und die deutschen Brüder! Schulter an Schulter! Danke. Aber lieber danke nein!

Ferdinand hörte geduldig zu. Sie war so töricht! Alles war töricht, was sie sprach. Aber es klang so lieb! Sinn war nicht viel darin, aber darauf kam's doch auch gar nicht an. Es tat ihm so wohl! Er hätte nur immer so sitzen und ihr zuhören mögen. Es hing alles gar nicht zusammen, sie wußte wohl kaum, was sie sprach, vielleicht hätte sie gerade so gern auch das Gegenteil gesagt, es kam ihr nicht darauf an, und ihm auch nicht! Es klang so gut. Und sie macht auch ein so herziges, feierlich vergnügtes, furchtbar ernst gleichgültiges Gesicht dazu, dem man's ansieht, wie wenig sie sich um alle ihre Sorgen im Grunde sorgt, und doch aber die Freude zugleich ansieht, von solchen Sorgen durchdrungen zu sein. Wie wenn Kinder Erwachsene spielen; und sie treffen es oft so gut, daß sich der Erwachsene daran ein Beispiel nehmen könnte:

vielleicht reicht, um etwas zu treffen, nicht hin, daß man es bloß ist. Und es paßt auch alles so gut zu ihr, und sie paßt so gut in das große weite tiefe Auto, das etwas von einer Arche hat, aber auch wieder gleichsam von einem nur obenhin leicht modernisierten spanischen Hofwagen, das Grandezza hat, doch sozusagen inkognito; und das glänzende Auto paßt so gut auf den heiteren Ring, und der lachende Ring paßt so gut in den strahlenden Wintertag, und daß der Hofrat Scharizer, mag da noch so lang noch so viel Krieg sein in der Welt, sich niemals sein Auto nehmen lassen wird, paßt so gut zu diesem in aller Ewigkeit unveränderlichen, Gott sei Dank unverbesserlichen Wien! Alles paßt so gut, daß er sich selber in seinem armseligen Ernst eigentlich sehr albern vorkommt und unwillkürlich selbst allmählich auch schon in ihren flatternden Ton einstimmt. Er ist der langweilige Držić nicht mehr, er ist ein junger Diplomat! Diplomat mit Gräfin im Auto, denkt sich, wer sie vorüberfahren sieht, und so will er das auch selbst genießen und einmal wirklich diese zwanzig Minuten lang nichts als Diplomat mit Gräfin sein, es ist doch so schön! Und nur ganz leise, wenn im flatternden Gespräch sein Blick einmal auf das kokett schmerzliche, mechanisch andächtig leere Gesicht fällt, denkt er insgeheim, wohin denn ihr Seelchen entwichen sein mag. Es geht ihn aber ja weiter nichts an.

Und er hätte fast vergessen, sein Anliegen vorzubringen. Es war gar nicht so leicht, das Gespräch einmal auch nur einen Augenblick festzuhalten. Hörte

sie zu? Heitlingers Plan schien ihr vertraut. „Aber gewiß!“ sagte sie, mit bedeutender Miene. Doch damit war es offenbar auch wieder erledigt für sie. „Der Heitlinger hat's immer gar so eilig!“ Und mit einem Anfall der tiefgeheimnisvollen Art, die dem arglosen Puppengesicht so gut stand, fuhr sie fort: „Das will doch alles auch erst gründlich erwogen sein! Man muß abwarten, wie sich die Konstellation der Dinge entwickelt!“

Die „Konstellation“ klang allerliebst in ihrem Kindermund. „Daß wir nach dem Krieg eine viel intensivere Tätigkeit entfalten werden müssen, ist sicher.“ Sie sagte das aber, wie man davon spricht, auszufahren oder Handschuhe zu kaufen; der Zeitungsstil bekam dadurch etwas Menschliches. „An der Organisation der Gutgesinnten fehlt's doch vor allem! Wir wirken alle jeder nur auf eigene Faust. Das kann nun aber natürlich nur eine ganz große Persönlichkeit!“ Doch war sie so liebenswürdig, gleich hinzuzusetzen. „No aber, wenn du glaubst!“

Ferdinand sagte trocken: „Der Heitlinger glaubt!“

„Das Sonett ist ja herrlich!“ sagte sie mit einem Augenaufschlag, von dem aber in ihrem Ton nichts zu merken war.

Ferdinand schwieg lieber. Ihm fiel ein, was der Oberarzt erzählt hatte: Schlagobers mit Knoblauch. Nach diesem Rezept war das berühmte Sonett Heitlingers verfaßt. Man sah jetzt erst, wie der gute Johann Gabriel Seidl doch immer unterschätzt worden ist. Und schon die Anmaßung, es ein Sonett zu nennen, fand Ferdinand unverschämt.

„Aber weißt du,“ fuhr die Gräfin mit ihrer teilnahmslosen Lebhaftigkeit fort, „ich hätt ihn eigentlich lieber fürs Burgtheater. Heitlinger ist mein Burgtheaterdirektor! Aber wenn du willst, natürlich!“ Sie hätte ihn ebenso „natürlich“ zum Finanzminister gemacht.

„Gar so wichtig ist mir's ja nicht, weder das eine noch das andre,“ sagte Ferdinand, „und ihm wird's am Ende auch gleich sein.“

„Es braucht dir nicht bang um ihn zu sein. Bei seiner Begabung! Weißt du, daß er schon im Gymnasium ein Verhältnis mit der Rahl gehabt hat?“

„Früh übt sich,“ sagte Ferdinand.

„Und er spielt entzückend Klavier, besonders Schumann!“

„Also was willst denn noch mehr zur bedeutenden Persönlichkeit?“ fragte Ferdinand lachend. Er fand dieses ganze Wien so bezaubernd unwirklich. Hier war, da doch jeder den Schein eben bloß als Schein nahm, aller Betrug des Daseins überwunden! Auch der Krieg. Irgendwo war Krieg draußen in der Welt. Aber hier ließen sie sich nichts davon merken, und der junge Diplomat fuhr mit der schönen Gräfin im sausenden Auto durch die strahlende Stadt. Wiener sein, war noch die beste Lösung. Es gehört nur etwas viel Geld dazu, wirklich Wiener zu sein.

Der Wunsch, den der Oberarzt ihm anvertraut hatte, stieß erst auf Widerstand. „Den Papa Hofrat,“ sagte sie kurz, „bitt ich nicht gern. Gott, man hat

dann immer Verpflichtungen!“ Sie schlug vor, den Oberarzt in ihr Spital übernehmen zu lassen; das kann man arrangieren, ohne daß der Hofrat erst lange gefragt wird. Der Gedanke schien ihr sogar Vergnügen zu bereiten. Daß jener aber in die Front wollte, durchaus in die Front, entweder überhörte sie das immer wieder oder es war ihr unmöglich, sich vorzustellen, daß es ihm ernst damit sei.

„No ja, das sagen alle, natürlich, doch willst du denn, daß dein Protegé —“

„Er will.“

„Glaubst du?“ Ganz entsetzt sahen ihre großen leeren Augen auf.

„Mein Gott, der Konrad ist auch draußen, nicht?“

„Der Konrad ist doch kein Jud!“ rief sie rasch, so sehr entrüstet, als es für ihr Stilgefühl die Schwesterntracht zuließ.

„Es wird halt unter den Juden auch vielleicht verschiedene geben.“

„Glaubst du?“ sagte sie, durch seine Bemerkung wie geblendet.

„Scheint!“

„Übrigens, seit wann protegierst du Juden?“ fragte sie lachend. „Was ist das?“

„Ich bin ihm sehr zu Dank verpflichtet. Viel ist ja mein bissel Leben nicht wert —“

„Pfui!“

„Dann tu mir aber auch den Gefallen und schau, daß sein Wunsch erfüllt wird.“

„Selbstverständlich! Gerade bei Ärzten nimmt man's ja auch nicht so genau, wenn's Juden sind." Und sie nahm ein zierliches, altmodisch gebundenes, winziges Büchelchen heraus und fing, um alles erst noch einmal fragend, die Beine gekreuzt, das Büchelchen auf dem Knie, mit ihrer feinen Hand eifrig zu notieren an. Er fand es allerliebst, wie sie so saß, sichtlich Angst hatte, nur ja nichts zu vergessen, und dabei nach Kinderart mit dem zarten, sehr kostbaren, aber schlecht gespitzten Bleistift immer wieder an die Zunge fuhr, um ihn anzufeuchten. Vielleicht kam da doch das Bauernmädel heraus, es kann aber auch sein, daß diese Frauenart bis an die Stufen des Throns dringt.

„So!" sagte sie, das Büchelchen verwahrend, aufatmend von der Arbeit, stolz auf ihre Leistung. „Und du kannst dich darauf verlassen! Leicht wird's ja nicht sein, man ist pedantisch und argwöhnt gleich alles Mögliche, wenn einer Extrawünsche hat — man kann's den Herren nicht einmal verdenken! Aber verlaß dich drauf, ich hab immerhin einigen Einfluß, man sagt mir nicht so leicht Nein. Und du kriegst dann jedenfalls gleich Nachricht von mir!"

Sie waren angelangt, die Kusine stieg aus, ganz in ihre Schwesternwürde gehüllt, gleich von geschäftigen jungen Herren umringt, die schon der Patronessen harrten, um sie zur ersten Sitzung des neuen Komitees zu geleiten. Während das Auto, das ihn ins Ministerium bringen soll, es in der engen Gasse schwer hat, umzukehren, muß er nach

allen Seiten grüßen, es kommen immer noch Bekannte nach, er muß lachen: es ist fast wie vor dem Künstlerhaus am Tag der Eröffnung oder auf der großen Stiege des Burgtheaters bei Premieren!

Aber die schöne Kusine ließ dann nichts mehr von sich hören. Er wartete vergeblich. Es war ihm unangenehm, vielleicht von dem Juden gemahnt zu werden. Er wollte das auch los sein, er hatte sich dann doch, so gut es eben ging, revanchiert! Nach zehn Tagen entschloß er sich, sie zu besuchen. Vielleicht erwartete sie das! Sie hatte nur doch aber so getan, als wäre sie den ganzen Tag im Spital! „Und wenn du's einmal versuchen willst, dann noch am ehesten gegen drei, da sind wir hoffentlich allein!“ Er war also verwundert, als er um diese Zeit kam, das Vorzimmer so mit Pelzen und Hüten behängt zu finden. Und der schöne Hofrat Wax mit dem stadtberühmten noch immer schwarzen Bart, sich eben ausschälend und sein kostbares Halstuch sorgsam faltend, sagte vergnügt: „Natürlich! Auch Sie sogar! Hat das doch auch Sie sogar aus Ihrer Einsamkeit gelockt? Auch der Eremit hat seine Grenzen!“ Und er zwang seinem rosigen Gesicht auf einmal eine feierliche Betrübnis auf, kniff die flinken weinseligen Augen ein und nickte sorgenvoll. „Mein lieber Baron! Ja! Was sagen Sie? Was sagen Sie? Was ist aus unsrem armen Wien geworden?“ Gleich aber den Ton wechselnd, wieder aufleuchtend, ihm beide Hände hinstreckend, fuhr er fort: „Übrigens ich gratuliere! Hab schon ghört! Da kann man doch

noch stolz sein auf Sie! Lungenschuß! Bravo! Aber schon wieder alles gut, hoffentlich? Ja die Jugend! Noch einmal jung sein können! Ich kann mich zwar nicht beklagen! Wahrhaftig nicht!“ Und seine kleinen eiligen Augen zwinkerten schlau: „Man stellt immerhin noch seinen Mann!“ Und dann auf einmal wieder mit der Trauermiene: „Aber was sagen Sie? Was ist aus unsrem lieben alten Wien geworden? Daß man das erleben muß!“

Sie traten ein, da kam auch Anna lachend auf Ferdinand zu: „Natürlich! Auch du? Hier ist heut der reine Wartesaal!“

Erst allmählich erriet Ferdinand: der Prozeß Jason hatte heute begonnen, und da die Kusine in der Günthergasse wohnte, ging man in den Pausen der Verhandlung oder, wenn es langweilig wurde, einstweilen um die Ecke zu ihr herüber, auf einen kleinen Plausch. Bei der großen Zahl der Zeugen, dem Ehrgeiz der Verteidiger und den aufregenden Zwischenfällen, deren man sich versah, konnte sie gewärtig sein, die ganze Woche jetzt täglich „ein ausverkauftes Haus“ zu haben, und ohne den mindesten Aufwand zur Unterhaltung, die jeder neue Gast selbst bestritt, die neueste Nachricht bringend und schon wieder vom nächsten mit einer noch neueren verdrängt. Es war ein unablässiges Hin und Her, Kommen und Gehen, Fragen und Antworten, Vermuten und Bezweifeln, Auf und Ab von Erwartungen und Enttäuschungen, Erregungen und Ermüdungen, Entrüstungen und Erheiterungen, man wußte ja noch gar nichts, alles

war möglich, gerade das Unwahrscheinlichste vielleicht sogar noch das Möglichste, einer überbot den andern an Tips. „Es geht zu," gackerte der alte Klauer, „es geht hier zu wie in der Freudenau an einem großen Tag!" Und von der Herrlichkeit dieses Einfalls bis in seinen enormen, von der aufgedunsenen Weste kaum zu fassenden Wanst hinein erschüttert, wiederholte er nur immer: „Wie in der Fraide, ä, ä, Fraide, ä Fraijdenau!" Und er schob seine wankende Masse schnaufend durch die Gruppen, um es überall zu verkünden, indem er die Vokale durch seine fleischige Nase blies: „Ganz wie in der Fraidenau! Nicht? Finden's niicht?" Und seine verschwollenen Augen krochen gierig aus dem Fett hervor, um Beifall bettelnd.

Die Fürstin Aldus, im anderen Zimmer auf dem Staatssofa thronend, eigentlich nur ein ungeheurer, von Schmuck überrieselter, bunter Schal, dem sich bloß der krumme Schnabel eines bösen Papageis drohend entrang, sagte gemütlich, mit ihrem leise böhmelnden Baß: „Ihr werdt's sehn, das gibt wieder eine Mordsblamasch! No mir kann's recht sein! Es tät mich aber nicht wundern, wenn dem Jason die Geduld reißt und er einfach den ganzen hohen Gerichtshof einsperren läßt, alle miteinand. Der is im Stand! Und der Schluß wird sein, daß er zur Beruhigung noch Graf wird. No ja! Die Juden hätt man lieber nicht loslassen sollen. Wenn man's aber einmal losglassen hat, dann soll man's schon in Ruh lassen. Es nützt ja doch nix, sie sind einmal die Gscheiteren! Uns hat man ja nix davon gsagt,

daß das auch nötig wär, und jetzt auf unsre alten Tag, ja so gschwind geht das nicht! Laßt's die Juden lieber in Ruh! Man kann sich's schon arrangieren mit ihnen! No mir kann's ja recht sein!"

Der Hofrat Wax nahm Ferdinand unterm Arm. „Ja, Baron, wo leben Sie denn? Die ganze Stadt ist auf, es existiert überhaupt nichts mehr als dieser Prozeß, Wien existiert für nichts mehr als für diesen Jason, und Sie? Wissen einfach nicht! Aber sehn's, das ist Wien! Das war Wien! So war Wien! Sie sind noch einer von den letzten Wienern, die sterben aber aus! Was waren wir für Menschen! Wir haben die anderen werkeln lassen, da draußen in Europa, Gschäftln machen und Welt erobern und Geld verdienen und lauter solche Sachen, uns hat das nicht geniert, wir haben gewußt, das is nichts für uns, das können wir doch nicht, da kommen wir doch nicht auf, wir bleiben schon besser wir, wir haben's auch gar nicht nötig, wir sind keinem neidig, wir gehn zum Heurigen und paschen, da kommt uns doch keiner gleich, das habn doch nur wir! Wer denn sonst? Wo denn? Solln's nur einmal probieren, ich bitte! Die waren aber gscheit und haben's erst nicht probiert, sie hab'n gwußt das können doch nur wir! Wir waren aber dumm und hab'n glaubt, wir müssen auch noch das andre können! Wozu denn? Is uns gar nix angangen! Wir haben unser liebes altes Burgtheater ghabt und die Wiener Musik und unsre Mehlspeisen und unsre Fraun und den Wienerwald — jetzt frag ich: Wenn man den Johann Strauß und den

Girardi hat, braucht man da ein Bismarck und ein Zeppelin? Dank schön! Und wären wir beim Girardi blieben, so hätt's sein Lebtag keine Sezession geben und kein Weltkrieg und den Jason auch nicht, das hängt doch alles z'samm! Aber nein, unser liebes altes Wien war uns auf einmal nicht mehr gut genug, wir hab'n glaubt, wir müssen auch das andre noch können, beim Hochmut hat uns der Teufel packt, auf einmal hat der Wiener ein Preuß werden müssen! Wirtschaftlicher Aufschwung, Export, Großindustrie, lauter solche Sachen, ja ganz schön, aber halt einmal nix für uns, der Mensch muß ja nicht von allem haben! In den Siebzigerjahren hat's zum ersten Mal gebrandelt. Ich war noch im Gymnasium, aber ich erinner mich genau. Der schwarze Freitag, der Krach! Das bissel, was wir ghabt hab'n, hat mein armer Vater damals an der Börs verspielt, Gott hab ihn selig! Da hat's angfangen! Dann haben's unser altes Burgtheater abgerissen und den Kasten für Taubstumme hingstellt, dann habn's den Mehlmarkt verschandelt, und dann hat uns nix mehr als das allgemeine Wahlrecht gfehlt! Der Lueger hätt die richtige Nasen gehabt, aber da war's halt auch schon zu spät! Wien war schon einmal hin! No und jetzt ist halt das feierliche Begräbnis, da drüben im Landesgericht! Denn da hab'n wir uns was Schönes einbrockt. Sie werden sehn! Wie kann man denn? Ich bitt Sie! Der Jason wird sich nicht genieren! Und warum denn? Es hab'n doch alle gewußt, daß er stiehlt, er hat doch kein Geheimnis draus ge-

macht! Aber zuerst ist er zwei Jahre lang der rettende Engel gewesen, und auf einmal? Jeder hat doch nur mitstehlen und auch sein Stückl davon erwischen wollen! Ich bin überzeugt, es is von vornherein schon alles abgemacht mit ihm, es is ausgemacht, was man ihn fragt, es is ausgemacht, was er sagt, hauptsächlich aber, was er nicht sagt, und die Straf, die er kriegt, und wann er begnadigt wird und was für ein Geschäft schließlich dabei für ihn herausschaut, denn da wett ich, was Sie wollen, daß hinter dem ganzen Prozeß nichts als ein Riesengeschäft für ihn steckt, er hat seinen Rebbach dabei, den hat er schon schwarz auf weiß, das laß ich mir nicht nehmen, Sie werden sehn, sonst hätt er ja den ganzen Prozeß nie erlaubt! Denn wenn die so saudumm gewesen wären, ihn nicht um Erlaubnis zu fragen und nicht alles im vorhinein mit ihm auszumachen und sich nicht genau zu vergewissern, daß er nicht alles sagt, daß er das meiste nicht sagt, was er weiß — no dann, gehorsamster Diener, dann gnad uns Gott, dann stinkt's nach hundert Jahren noch! Aber möglich ist ja bei uns alles! Möglich, daß vielleicht auch der Staatsanwalt bisher noch nicht gewußt hat, wer dieser Herr Jason eigentlich ist und was mit ihm ist! So wie Sie, lieber Baron — nichts für ungut — ich beneid Sie, Sie sind ein unschuldsvoller Wiener, Gott sei Dank, daß es das noch gibt! Aber wenn das vielleicht ein unschuldsvoller Staatsanwalt ist, der lieber zu Haus Schubert spielt und heimlich Gedichte macht, das gibt's nämlich

auch, und der nun von dem Jason bisher noch gar nichts bemerkt hat, der Glückliche, und jetzt nur sieht, da hat einer gestohlen, und glaubt, den kann man ja einsperren, da wird der ahnungslose Staatsanwalt was erleben, dann schau'n wir gut aus! Es kann aber auch sein, daß alle ganz genau wissen, was da für ein Unglück gschieht, und daß nur jeder zu feig ist, offen zu sagen: das geht doch nicht, da kommt zu viel heraus, dem muß man die Millionen, die er gestohlen hat, schon als Schweiggeld lassen! Es kann sein, daß jeder denkt: muß ich mir denn das Maul verbrennen? solln's die andren, Jokele, geh du voran! Und dann gibt's immer auch noch Idioten, die glauben, es muß „gereinigt" werden! Wär ja ganz schön! Aber bitt schön, doch so, daß überhaupt noch was übrig bleibt! Wenn bei der Reinigung gleich die ganze Stadt weggereinigt wird, haben wir nichts davon, man kann doch nicht alle besseren Leut einsperren, Wien wär ja wie ausgestorben! No hoffentlich nicht! Ich glaub, daß alles mit ihm abgekartet ist! Und sein Wutanfall heut früh, das Duell mit dem Staatsanwalt, die Drohung gegen den Präsidenten, das war alles nur gespielt! Er kennt doch das Geschäft, er is ja vom Theater!"

Aber der gute Hofrat Blaubart ließ Ferdinand noch lange nicht aus. Seit ihn die Kriegsgewinner von seinem Fenster im Café Scheidl verdrängt hatten, wo er sonst den ganzen Nachmittag die Reize der Wiener Stadt erklärte, war sein Bedürfnis nach Mitteilung unterstandslos, er litt an

Blähungen, er war mit „Aperçus“ verstopft. Des Daseins Leid und Lust war ihm doch immer nur ein Anlaß zu seinen Randbemerkungen, darin zog er es auf Flaschen ab, nur so genoß er es erst. Ferdinand mußte schon noch den ganzen Beginn der Verhandlung anhören, mit allen Anmerkungen des Hofrats. Sie war gleich höchst dramatisch geworden. Jason hatte sich den Ton des Staatsanwalts verbeten, gleich den ersten Zeugen unterbrochen, und als ihm der Präsident, ein feiner alter Herr, der lieber seine Ruh gehabt hätte, dies milde verwies, sich so maßlos aufgeregt, daß es einen Augenblick fast schien, er werde mit Gewalt abgeführt werden müssen. Nur der unerschütterliche Gleichmut des Präsidenten, der ihn ruhig toben ließ, bis er schließlich erschöpft von selbst verstummte, hatte die Störung vermieden. Aber die Zeugen waren eingeschüchtert, keiner hatte Lust, sich von diesem Rasenden anfahren zu lassen, und Jason, bald wieder bei voller Kraft, benützte das, um sie durch unerwartete Fragen, dreisten Spott, ja schon seinen hochmütig verächtlichen Ton allein so zu verwirren, daß schließlich der cholerische kleine Staatsanwalt in hellem Zorn aufsprang: ob der Angeklagte denn meine, die Verhandlung zu leiten? Worauf dieser, mit einer wahrhaft salomonischen Würde, die der Hofrat gar nicht genug zu rühmen wußte, ruhig erklärt habe, er bedaure, hier allem Anschein nach der einzige zu sein, der die Verhandlung zum Rechten zu leiten gewillt sei. Und nicht bloß gewillt, sondern fest entschlossen, dies

durchzusetzen! Und er habe bei diesen Worten, um sie zu bekräftigen, mit der Faust auf das Pult geschlagen, so daß sein eigener Verteidiger, offenbar auch schon etwas eifersüchtig auf den großen Eindruck, den der Klient im ganzen Saale machte, nicht umhin gekonnt, ihm dringend vorzustellen, wie sehr er sich dadurch doch nur selber schaden müsse. Der gütige Präsident aber hatte sich begnügt, ihm zu versichern, daß in diesem Saal doch alle nur dasselbe wollten, das Recht! Dem Staatsanwalt war vor Wut sein Bleistift abgebrochen. Jason aber, mit einer Gebärde von grandioser Ruhe, hatte das Erscheinen aller Minister für den Nachmittag verlangt, drohend, er werde sich sonst jeder Aussage leider entschlagen und darauf verzichten müssen, einem Verfahren Beachtung zu schenken, das sich nur die Grimassen des Gerichts auszuborgen scheine. Die Herren Minister hätten ihn so oft zu sich bemüht, daß es keineswegs anmaßend von ihm sei, nun auch einmal auf ihren — Gegenbesuch zu rechnen. Und der Hofrat konnte sich von der unbeschreiblichen Gewalt dieser Szene noch immer gar nicht erholen. „Schon rein als schauspielerische Leistung! Wir hätten am liebsten applaudiert! Und wie das überhaupt vom Anfang an inszeniert war! Und Schlag auf Schlag! Und sehn Sie, das ist ein kleiner Jud aus Sadagora! Talent halt! Da kann man nix machen! Wohin ist unser liebes altes Wien entschwunden? Hab'n wir das nötig gehabt? Aber jetzt is's ja zu spät! Jetzt noch aufmucken, jetzt auf einmal? Da ver-

derben wir's uns nur mit den Juden! Und so stark sind wir nicht! Ich fürchte! Ich fürchte!“

Er nahm Ferdinand wieder am Arm, und indem sein rosiges Gesicht in dem schwarzen Rahmen sich auf einmal gleichsam entleerte, gleichsam zerging, fuhr er fort: „Wie wollen wir denn das einmal alles zahlen? Was soll denn sein, wenn der Krieg einmal aufhört? Das kann uns doch auch noch passieren! No und dann? Ich bin neugierig! Ich fürchte, ich fürchte, bloß mit der Erfindung des Herrn Gutenberg allein wird's dann am End doch nicht mehr gehn! Aber was sonst? Wir sind nicht stark. Ich mag die Juden auch nicht, aber das hätten wir uns vorher überlegen müssen, jetzt is nicht der Augenblick dazu, der kleine Heitlinger wird sich verrechnen, jetzt brauchen wir sie, wir brauchen die Juden! Wer soll's denn sonst machen? Denn sehn's, der Jud, der hilft sich — weiß der Teufel wie! Talent halt! Ohne die Juden schaun wir gut aus, der Waffenbruder wird uns auch nicht helfen. Drum bin ich halt dafür: piano, piano! Daß wenigstens vielleicht doch noch ein Restl von unsrem lieben alten Wien heil davon kommt!“

Sie waren wieder unter die Walze des alten Klauer geraten. Da man, bei diesem Verbrauch von Ministern, doch nicht sicher war, ob nicht zuletzt auch er wieder einmal hervorgesucht werden würde — „man müßt ihn halt nur ein bissel abstauben,“ sagte der Max — so fand sich noch immer ein Kreis ehrfürchtiger Hörer um ihn. Er schoß gerade seinen

neuesten Einfall los. „Ich weiß, wozu ich den Jason verurteilen möcht! Also raten! Wozu?“ Die winzigen Punkte seiner glänzenden Äuglein krochen herum. Niemand erriet es. Geschmeichelt entlud er sich: „Namensverlust! Gibt's einen Adelsverlust, so kann's auch einen Namensverlust geben. Und für ihn wär das ja die größte Straf! Für uns aber wär's das größte Glück, wenn wir nur wenigstens einmal den Namen schon los wären! Man hört ja schon überhaupt nichts mehr als Jason, Jason, Jason!“ Er schwelgte gackernd. Die beflissenen Hörer eilten zu lachen, doch er winkte mit seiner schwammigen alten Hand ab, es kam nämlich erst. „Und dann! Was wär aber dann? Erst nix. Er lacht uns dann erst noch aus. Er hat nämlich auch dafür schon vorgesorgt, das Schlaucherl sorgt ja für alles vor! Was man ihm auch wegnehmen wird, er hat schon noch irgendwo was versteckt! Drum hat er sich auch ein Stückel Namen aufgehoben, für den Notfall!“ Er lauerte gierig, die Hörer sahen einander betreten an. Da rettete sie Heitlinger noch, indem er lächelnd sagte: „Er hieß ursprünglich Jakobson; Exzellenz meint, den Kob hat er sich als Altenteil aufgespart!“ Nun konnten sie lachen, und Heitlinger gewann sehr bei der Exzellenz. Er entzog Ferdinand dem bärtigen Hofrat, nahm ihn ins Fenster und sagte, nach Klauer schielend: „Und siehst, das war vor dreißig Jahren der Kopf eines Ministeriums, so hat das attische Salz der Liberalen ausgeschaut!“ Gleich aber fuhr er sachlich fort: „No wie is es? Hast du mit ihr g'redt? Jetzt

wär doch der Augenblick! Es ist ja jammerschad! Dieser Prozeß, was wär das für ein Anfang gewesen, auf den ersten Schlag hätt sich das Blattl durchgesetzt!" Und als ihm Ferdinand erwiderte, er sei eben da, um die Kusine leise zu mahnen, fuhr er gereizt fort: „Aber nicht zu leise, sei so gut! Pumper nur fest an, die Herrschaften hören etwas schwer! Sie glauben immer, wenn sie jammern und unglücklich sind, damit is's getan! Ich frag mich schon oft, ob ich nicht die richtige Seiten verfehlt hab, die Juden lassen einen nicht so lang warten!"

Um ihn zu beruhigen, sagte Ferdinand lächelnd: „Sie hat vielleicht andre Pläne mit dir. Du wärst der richtige Mann fürs Burgtheater!"

Das frische Gesicht des schmucken Offiziers erstrahlte „Das wär ja natürlich auch schon was! Nicht für mich, mein ich, sondern für die Sache. Wo man sich der Juden zunächst erwehrt, ist schließlich gleich, wenn nur endlich einmal angefangen wird!"

„Du mußt halt noch ein bissel Geduld haben!" sagte Ferdinand.

„Geduld!" rief Franz. „Wenn ich dir erzählen möcht, du würdest staunen, wieviel Geduld ich hab! Aber nichts als Geduld haben, wird einem mit der Zeit halt zu wenig! — Also bitt dich, ich wär dir schon sehr dankbar, nur sag ihr, daß es wirklich Zeit ist, sie wird sonst selbst lächerlich, man weiß doch, sie bemüht sich für mich! Daß sie den Leuten erklärt, ich wär der richtige Mann fürs Burgtheater, davon hab ich nichts, denn wenn's so

weit sein wird, wird sie finden, ich wär der Chefredakteur für die amtliche Wiener Zeitung! Das kenn ich jetzt schon, davon kann ich nicht leben, das ist auch eine Wiener Art, einen umzubringen, damit daß man für alles einmal der richtige Mann gewesen wär, nur halt immer zur unrechten Zeit!" Und eilends bat er noch: „Also sei so gut! ich muß ja jetzt wieder hinüber, schau'n, wie sich der Jason entwickelt! Indessen sprichst du mit ihr und sagst mir's dann, lauf mir aber nicht weg!"

Es war nur gar nicht so leicht, seiner schönen Kusine habhaft zu werden. Auf dem Weg fing ihn die Fürstin Aldus ab, der gebieterische Wink ihrer Augen ließ sich nicht übersehen, sie lud ihn zu sich auf das Staatssofa. „Tut's mir," sagte sie mit einem mütterlichen Blick auf die Gräfin Anna, die nebenan in ein Gespräch mit dem malerisch lässig an der Türe lehnenden Korz vertieft war, „tut's mir die schöne Gruppe nicht immer stören! Laßt's die zwei doch! Seid's nicht so neidisch!" Sie schien in den Anblick des schönen Paars ganz versunken. Dann aber, mit dem Krummsäbel ihrer Nase Ferdinand bedrohend, fragte sie: „Glaubst, ich kuppl? Ich weiß schon warum. Das is grad, was die brauchen, die zwei Leutln! Gott, den Korz kenn ich doch, wie er noch den Schüler im Faust gespielt hat! Mit zwanzig Jahren war er ja schon im Burgtheater, hat aber meistens nur in der Schauspielerloge sitzen dürfen. Wenn uns damals wer gsagt hätt, daß das einmal der berühmte Korz sein wird! So ein zerzaustes armseliges Ding

war er! Damals hat doch auch ein Liebhaber noch einen ordentlichen Bauch haben müssen, es war noch nicht die Spatzenmod! No und dann is er durchgangen, vielleicht sein Glück!, denn in Berlin habens dann entdeckt, daß er so schön is! Und seitdem is er in Wien auch auf einmal schön! Eine soll sich dort sogar umgebracht haben für ihn, vielleicht war das aber auch vom Jason bezahlt, der hat ihn ja gemacht. No beim Theater gehört das halt dazu. Ich hab ihn aber gern. Nöt als Schauspieler. Diese euere Manier, alles mit dem Rücken zum Publikum, und das Herumspringen, wie die Affen in Schönbrunn — aber mein Gott, wenn's den Leuten gfallt! Und er is doch ein sehr ein ordentlicher Mensch! Wir haben uns bei der Nahl kennen glernt. Ein gscheiter Mensch und ein anständiger Mensch. Natürlich, die Leut dürfen das nicht merken. Solang er noch immer den Romeo spielt, muß er schon auch im Leben noch der Hudriwudri sein, sonst glauben sie ihm's gleich nicht mehr, es graust ihm genug! Mir hat er einmal direkt leid getan, ich weiß nicht, wie wir darauf kommen sind, daß er mir erzählt hat, sein Unglück wär, daß sich für ihn halt keine Frau von Stein gefunden hat; der Goethe, sagt er, hat leicht lachen können! No wieso denn?, frag ich. No, sagt er, die Frau von Stein hat ihn doch nicht erhört! Wie gesagt, damals hat mir der arme Kerl direkt leid getan. Es muß schon ein harter Beruf sein! Und ich begreif's doch, es gehört dazu, die Leut wolln sich nicht bloß was vormachen lassen, der Romeo muß

auch im Leben danach sein! Und wenn man sich das aber dann vorstellt: so Jahr um Jahr, unerbittlich — der eine Sohn is doch schon Konzipient und die Tochter hat schon das zweite Kind, aber der arme Großpapa soll noch immer!"

Sie sah zärtlich auf das anmutige Bild: die schöne Gräfin saß, den Arm auf die Lehne gestützt, ernst aufblickend zu dem schlanken Mann mit den bleichen weltmüden Zügen — wirklich, gutes altes Burgtheater! „No und da bin ich halt recht froh, daß sich für ihn zu guter Letzt doch noch eine Frau von Stein gefunden hat. Das wird ihm auch den Übergang zum père noble erleichtern, einmal muß es ja doch sein! Es ist mir aber auch für die Anna recht! Sehr! Und auch für den Konrad, da drunten auf dem Ortler, is es gut! Und man hat eine Freud, wenn einmal in einem Fall alles so wunderschön stimmt, daß jedes sein Vergnügen und niemand sich zu beklagen hat. Auf die Art kann der Korz noch mit achtzig Jahren den Romeo spielen und der Konrad hat Zeit, ruhig in Neapel einzumarschieren. So was freut mich immer! Ein bissel brandeln schadt dabei gar nicht, wenn man nur acht gibt, daß nix gschicht! Und ich geb schon acht! Schon aus alter Freundschaft für den Korz! Wenn sich aber wo wer sein ungewaschenes Maul darüber zerreißt, den, bitte, schick nur gefälligst zu mir!" Sie maß ihn drohend und sagte dann lachend noch: „Was machst mir denn so verliebte Augen? Möchst vielleicht meine Frau von Stein sein? A freilich!"

Ferdinand hörte der Aldus so gern erzählen zu: man wußte stets, daß ja nicht alles ganz wahr war, oder daß es doch anders wahr war, vielleicht höher wahr war, als es der gemeinen Wahrheit je gelingt; in ihren Erzählungen betrugen sich die Menschen so, wie sie sich ihrer Natur nach hätten betragen müssen, deshalb schien es, daß sie grotesk übertreibe, und während sie des guten Glaubens war, einen genau zu beschreiben, fand der meistens, sie habe ihn lächerlich gemacht. Sie war eher gutmütig, ja gerade dies erlaubte ihr, Illusionen entbehren zu können, sie konnte den Anblick der Wahrheit ertragen. „Ich hab einen guten Magen," pflegte sie zu sagen, „mir vergeht nicht leicht der Appetit auf einen Menschen." Ihr Name, der große Reichtum, ihr hohes Alter gaben ihr auch ein solches Gefühl von Sicherheit, daß sie Dummheit und Niedertracht ruhig gewähren ließ, sie blieb doch unbedroht davon und freute sich unbesorgt des besonderen Exemplars. Ihre stadtbekannte Leutseligkeit war im Grunde Hochmut: sie konnte sich mit jedem einlassen, sie blieb doch unberührt. Die Unbefangenheit ganz einfacher Menschen, die sich gehen lassen können, weil sie ja nichts zu verlieren haben, war in ihr noch von der Gewißheit begleitet, daß sie doch auch nichts mehr zu gewinnen hatte. Ruhm, Glanz, Huldigungen, Volkstümlichkeit, Würden und Applaus, alle Freuden der Eitelkeit war sie so gewohnt, daß sie sie zwar nicht gern entbehrt hätte, doch aber eher langweilig fand. Was nicht zu den paar ganz

alten Familien gehörte, lag so tief unter ihr, daß für sie dann zwischen so einem Grafen oder gar irgend einem Minister, Geheimen Rat, Statthalter und einem Fiaker, Handwerksburschen oder Straßenkehrer eigentlich schon kein Unterschied mehr war. Bloß mit ihresgleichen konnte sie doch nicht leben, „wir sind dekorativ, aber zu fad," sagte sie. Trat sie nun aber einmal aus ihrem Kreise, so war's ihr dann schon gleich, in welchen, ihr Hochmut gerade schlug ins Demokratische um, es war ihr jeder recht, unter der einzigen Bedingung, daß er amüsant war. Und natürlich auch, daß sie für ihn die Fürstin Aldus blieb; denn da hätte sie keinen Spaß verstanden, Ordnung war von Gott geboten. Und ließ sie sich schon einmal mit dem Pöbel ein, so zog irgend etwas in ihr sie mehr in die, wie sie sagte, „unteren Regionen". Bureaukratie, Großindustrie, Professoren, alles, was sie die „gspreizten Leut" nannte, mochte sie nicht, überhaupt Bürgertum nicht, sie war ganz unbürgerlich. Aber in der schönen verklungenen Friedenszeit hatte sie gern, wenn sie von einem Diner kam, den Wagen noch am Schottenhof halten und sich „ein Paar Heiße" geben lassen, um mit ihrem Freund, dem Würstelmann, einen längeren Diskurs zu führen. In ihren Instinkten war sie Volk, und wie sie jetzt da vor ihm in dem bunten Schal mit Ringen und Gehängen auf dem Staatssofa saß, dachte sich Ferdinand, fehlte nichts als der große Schirm mit den Butten zum Naschmarktweib, nur hätte man dann wahrscheinlich gesagt: die schaut

aber eigentlich einer alten Fürstin gleich! Sie hatte was von einer Lerchenfelder Klytemnästra: zugleich sehr Volk, doch vom Uradel der Menschheit; höchst real, aber phantastisch unwirklich. Übrigens kam ja Ferdinand dies alles so seltsam unwirklich vor, dies alles hier!

Er freute sich, daß die Fürstin zu seiner Kusine hielt. Diese war dadurch immerhin beschützt. Als er der Fürstin dafür dankte, sagte sie: „Die gute Anna ist nur eine Gans, sie bemüht sich zu sehr! Die Gräfin ist ihr in den Kopf gestiegen, das überschätzt sie, natürlich sagt man sich dann: oho, da muß was nicht ganz richtig sein! Sie hat die Leut erst selbst mit der Nasen darauf gestoßen! No und natürlich, wenn man schon einmal mißtrauisch ist und schaut genau hin, verdächtig is sie ja: so echte Gräfinnen kommen ja nur noch auf'm Theater vor, sie hat was von einer Hochstaplerin! No mit der Zeit wird sie's schon gewöhnen, wenn erst der Reiz der Neuheit vorüber ist, sie muß nur ein bissel schlamperter werden! Und ich predig doch allen: Gehts lieber hin, ihr könnts nur lernen von ihr! Aber sie fürchten sich halt alle vor ihr, sie genieren sich, das is nämlich der eigentliche Grund. Is ja nicht wahr, daß man sie nicht „anerkennen“ will oder was weiß ich! Das soll sie sich doch nicht einreden lassen, so blöd is doch niemand bei uns! Blöd sind wir schon, blöd sind wir auch, aber anders, das is gar nicht so einfach, wie wir blöd sind! Unsicher sinds halt, Hascherln sinds, und das fehlt der Anna, sie schrecken sich vor ihr, weil sie kein

Hascherl ist! Und sie kann alles zu gut, sie kann's besser als die, die's von klein auf können sollten, es is die verkehrte Welt! Aber wo is denn die Welt schließlich nicht verkehrt? Das ghört halt schon einmal dazu! Nur hat's halt die gute Anna auch ein bissel gar eilig, sie kann's nicht derwarten! Und das is die Gefahr, denn wenn sie sich die Wohnung mit lauter solchen alten Exzellenzen und Hofräten anräumt, kanns wirklich nicht verlangen, da hätts lieber gleich ein Juden heiraten sollen! Nur schad um die schöne Einrichtung! Geschmack hat der Scharizer ja, das muß man ihm lassen! Und eigentlich is's doch rührend von ihm! Kriecht der Lackl, der Grobian, der Oberösterreicher Flegel auf seine alten Tag bei allen Tandlern herum und schmeißt das sündhafte Geld, das er sich mit der Blinddarmschneiderei verdient hat, auf echte Möbel für sein Kuckucksei hinaus! Sie muß den Schreibtisch vom Kaunitz haben und ohne das Bett von der Fanny Elßler tät sie's nicht! Von ihm is's aber doch wirklich rührend! Ihm muß doch jeder Isabey, an der Wand da!, den Magen umgedreht haben! Und wo hat der Kerl aber den Geschmack her, mit seinen Pratzen?" Ihr Blick wurde plötzlich drohend, sie griff nach Ferdinands Hand und befahl ihm barsch: „Jetzt mach Konversation! Gschwind! Und energisch! Ha, ha, ha, ha!" Sie lachte laut, schlug lustig mit dem Taschentuch nach ihm und flüsterte dabei: „Da schleicht sich dieser Klauer schon wieder heran; der lauert die ganze Zeit schon auf eine Gelegenheit! Mach Konversation!

Denn sonst gschieht ein Unglück, da kenn ich mich! Jeder solche Kerl, der einmal ein paar Jahr lang Österreich ruiniert hat, glaubt, man muß sich lebenslänglich dafür von seinen Fadessen anstrudeln lassen! Ich sag dir, mach Konversation! Es gschieht ein Unglück!“

Er hatte sich aber nicht anzustrengen, sie machte die Konversation schon selbst, und mit einer Unnahbarkeit ihrer wachhabenden Nase, die auch einen Mutigeren als den wedelnden Klauer abgeschreckt hätte. Und Ferdinand konnte sich ruhig der seltsamen Empfindung überlassen, die sich schon die ganze Zeit immer dichter um ihn spann. Er schien mit offenen Augen zu träumen. Dies war doch offenbar eigentlich alles gar nicht! Er empfand deutlich, daß das sicher alles eigentlich gar nicht mehr war. Kein unangenehmes Gefühl übrigens. Im Gegenteil. Alles wurde dadurch nur noch schöner. Die Fürstin neben ihm, Sibylle, Kaiserin und Bettelweib zugleich, der große Schauspieler im lässigen Faltenwurf seiner schmerzlich getragenen, schon leise nachdunkelnden Würde, das zarte Bild der leeren Schönheit seiner Kusine, hinter der draußen im silbrigen Dunst die Votivkirche verblich, der wankende Schatten der fetten Exzellenz, das Schweben und Schwirren der geschwätzig um den Blaubart schwimmenden Schar, der leise Tritt des alten Grafen Gandolf, der gern unauffällig seine schmale Gestalt durch die Gäste geschlängelt hätte, der Johann, der uralte Diener, ein Erbstück, noch vom Grafen Achaz, den erstarrten Blick in das

Teebrett auf seiner zittrigen Knochenhand verbohrt: das alles war ihm wunderschön, aber war es denn? Es war doch nicht! Es war einmal! Doch das war längst vorbei! Und grad das war doch das Schöne, das Rührende, das erheiternd und beruhigend, aber freilich auch ein bißchen traurig Zärtliche daran, daß man wußte: das alles ist ja längst vorbei, das alles ist nur ein Hauch von sich, ein Klang von sich, und aber doch noch so täuschend natürlich! Gespenstisch? Nein. Gespenster sind stärker. Ein bissel, ein ganz kleines bissel unheimlich vielleicht, dabei doch aber auch wieder eher anheimelnd. Totentanz? Auch nicht. Dazu war's zu still, zu lieb. Nein: ein Schattentanz! Schatten von lieben alten Sachen an der Wand. Diese lieben alten Sachen sind längst weg, nur ihre Schatten haben sie halt liegen lassen, und den armen Schatten geht halt auch schon bald der Atem aus. Aber vielleicht —? Vielleicht ist grad das der Reiz! Kann's nicht sein, daß wir am End alles, was wir vor den anderen voraus zu haben meinen, das bißchen Anmut, stille Selbstgenügsamkeit und Unschuld, das uns noch und, scheints fast, doch in ganz Europa keinem als uns geblieben ist, daß wir das gerade bloß eben dieser unserer Unwirklichkeit verdanken? Vielleicht gerade weil wir ja gar nicht mehr sind, weil wir doch längst vorüber sind, sind wir allein unter den heutigen Menschen noch allenfalls erträglich, gerade weil wir nichts als Schatten einer abgeschiedenen Wirklichkeit, nein nicht einmal Schatten, dazu reicht's ja gar nicht mehr, kaum Erinnerung an

Schatten, eigentlich bloß der letzte Hauch vom leisen Nachhall eines verklungenen Echos sind. Vielleicht ist der Mensch heute nur noch in unserer äußersten Verdünnung erträglich. Vielleicht wär's ein Unglück, uns doch wieder einmal ein bißchen rotes Blut nachzufüllen, wir würden dann nur gerade so scheußlich wie die andren auch. Eigentlich war's ja doch wunderschön, inmitten der heutigen Menschheit von ihr ganz unberührt zu sein! Gewissermaßen um Mitternacht: Mond scheint, Stille liegt träumend, da bewegt sich's, schwebend und flatternd und huschend, Leben regt sich, schwatzt und lacht, rennt und drängt und hat's eilig, aber man weiß doch, gleich schlägt's jetzt eins, und dann ist alles wieder aus, es tut ja nur noch so! Vielleicht ist das unser großes Geheimnis: nur noch so zu tun! Vielleicht sind wir auch bloß deshalb so beliebt! Und vielleicht ist's ja wirklich das einzige moralische Verhältnis zu dieser Welt!

Ferdinand saß bei der Fürstin, wie man an einem Bächlein sitzt: es rauscht und man hört doch nur sich darin. Er fand sich hier ebenso allein wie in seinem einsamen Zimmer daheim. Und die Hauseinsamkeit war doch nicht so gespenstisch!

Graf Gandolf begrüßte die Fürstin. Anna kam her, um ihm die Hand zu küssen. Sehr echt, mit vollkommener Töchterlichkeit, bildhaft. Der Graf schien etwas verlegen, eher ausweichend, von einer mehr summarischen Zärtlichkeit. Er war sichtlich froh, sich zu Korz in ein Gespräch über das Burgtheater zu retten, in Erinnerungen schwelgend,

nur wenn er auf die Gegenwart kam, verließen ihn die Namen, er sagte dann nur immer: „Der Dingsda, wissens?, der ein bissel zuzelt," oder „die Dings da, wissen's? mit dem dürftigen Gestell!" aber Korz wußte schon und gab ihm lächelnd recht.

„Eins fehlt bei Dir," sagte die Fürstin der beflissen aufhorchenden Anna. „Da kannst du ja nichts dafür, es kommt halt immer mehr ab, mir fallt's auch nur grad ein, weil ich immer, wenn ich ihn seh, an die schönen Zeiten denken muß, wo der gute Giger noch gelebt hat!"

„Der gute Giger!" bestätigte Graf Freyn wehmütig.

„Mit dem is eigentlich," fuhr die Fürstin fort, „mit dem is die Musik in Wien gestorben. An ihn war man so gewöhnt. Jetzt wie er weg war, hätt man sich erst wieder um einen umschaun müssen. Da is dann die Musik auch nach und nach zu den Juden übergegangen. Gar wie dann auch noch der Hauptmann Föderl gestorben ist. Hat der alte Esel auch noch heiraten müssen, mit seinen sechzig Jahren?" Und sie sagte lachend zu Ferdinand: „No, schau nicht so, du kannst ja nichts dafür!"

Ferdinand lächelte verlegen. Der Name hatte ihn aufgeschreckt. Wie kindisch! War das noch immer so stark über ihm, daß er schon vor ihrem Namen erschrak? Nein, die Fürstin ahnte nichts! Es war gewiß nur ein Zufall! Niemand ahnte ja, Gott sei Dank!

„Und ich muß halt sagen," fuhr die Fürstin fort, „mir is leid, daß die Hausmusik ganz aus

der Mod bei uns kommt. Früher hat Musik dazugehört. Es plauscht sich doch auch viel angenehmer! Freilich war sie damals auch noch danach, jetzt is's ja narrisch worden! Aber wenn ich denk: der gute Siger — er hat ja nicht bloß den Greislerbart vom Schubert ghabt!, und seine Tochter, die Kathi, Gott, was war das Mädl schön, aber halt keinen Knopf, die Sigerischen hab'n immer ein großes Loch in der Taschn ghabt!, no und dann der Hauptmann und bei festlichen Gelegenheiten als gefeierter Flötist —" Fast zärtlich sah sie den Grafen Gandolf an, ihr Gesicht war auf einmal ganz jung. Und langsam den großen alten Kopf leise schüttelnd, fragte sie traurig: „Was is denn mit der Flöte? Gar nicht mehr?"

Der Graf stand wie gescholten da, hilflos. Er sann nach, es fiel ihm nichts ein, er sagte schließlich, mit einem Achselzucken um Entschuldigung bittend: „Es sind doch alle tot!"

„Dem darf man nicht so nachgeben!" antwortete die Fürstin hart, ihr Gesicht zusammenziehend.

Der Graf sagte, mit einem letzten schwachen Versuch, sich zu verteidigen: „Seit auch die Kathi dann gestorben ist —!" Und mit einer stillen Gebärde des Überwundenen ergab er sich.

„Die Kathi hat alles immer so eilig gehabt!" sagte die Fürstin, doch war sie schon wieder versöhnt und fuhr fort, die ‚Musikantenwirtschaft' zu schildern. Gute Mischung. Der Großvater ein ungarischer Schwab, seine Frau, die Tänzerin, aus Mailand, daher auch beim Sohn, bei dem unseren, der ge-

wisse kreuzbrave Leichtsinn, immer ein bißl Mussieren, aber ohne daß es übergeht, die Wälischen gehen nicht über! Denn eigentlich, wenn unser guter Giger auch ein rechter Hallodri war, das hat sich doch immer in gewissen Grenzen gehalten! Während der Föderl, der Sohn eines Beamten und in der Kadettenschule erzogen, viel eher die Neigung gehabt hätt auszuarten: gerade der Mittelstand, wie's da nur ein bißchen nachlaßt, geht's leicht gleich ganz schief! Die Leut haben alle, wie der gute alte Giger dann gestorben ist, den Hauptmann Föderl bewundert, daß ihn die Kathi derbarmt und er mit seinen sechzig auf dem Buckel sie noch geheiratet hat. Das war aber eher umgekehrt, das weiß ich besser. Erstens ist er seit Jahren dort Zimmerherr gewesen. Ausziehen? Katastrophe! Zu wem auch? Wer hätt denn achtgeben, daß er's Schnupftüchl und den Hausschlüssel nicht vergißt? Dann hat er doch auch die Musik gebraucht; die Musik aber und die Gigerischen, das war doch für ihn nicht zu trennen. Gar nicht aus Erbarmen hat er sie geheiratet, sondern es is schließlich noch das G'scheiteste gewesen. Weniger g'scheit war, daß dann die zwei alten Leut, die gute Kathi doch auch schon damals an die vierzig, noch ein Kind haben kriegen müssen. No und egoistisch, wie die Männer immer, hat er sich dann hingelegt, ohne viel zu fragen, was seine Witwe, mutterseelenallein in der Welt, mit dem armen Wurm jetzt anfangen wird. Kurasch hat schon dazu gehört; Kurasch hat's aber auch gehabt, Schulden war's

von Zuhaus gewöhnt, und wo die Klavierstunden nicht gelangt haben, hat's halt noch als Kartenaufschlägerin und Handleserin ein bissel nachgeholfen, schließlich is 's doch gangen. Da muß ich schon sagen: alle Achtung vor ihrer Kurasch, z'erst hat sie sich um den Vater sorgen müssen, dem nix als seine berühmte Symphonie im Kopf g'steckt ist, dort is's auch stecken blieben, man hat nie mehr was g'seh'n oder g'hört von ihr; und kaum war der Vater tot, hat's den Hauptmann trösten müssen und dann is's mit dem Wurm dag'sessen. Zu lachen hat sie wirklich nix g'habt und — hat doch immer g'lacht, zu allem hat's g'lacht, es muß schon in ihr selber g'wesen sein. Das war halt noch das richtige Wien, alle Achtung! No, die Kurasch hat ja die Paula von ihr, sonst is's aber halt ein bissel zu kurz g'raten, ein Wunder, daß es bei den zwei alten Leuten überhaupt noch für ein lebendes Wesen g'reicht hat. Wenn's jammern, daß die Paula so moros is, sag ich immer: probierts es erst! An ihrer Stell auch noch ein freundliches G'sicht machen — nein, das is doch ein bissel zu viel verlangt. Ein Glück, daß sie's bei ihrem Geschäft ja auch nicht braucht — im Gegenteil, da macht sich's ganz gut, wenn's so wie ein Uhu dasitzt, daß einem gleich ganz anders wird, es gehört dazu. Wenn ich mir von der Kathi hab aufschlagen lass'n, das war doch mehr zum Spaß! No, die Paula macht ja das überhaupt ganz anders, mit Tabellen und Berechnungen und lateinischen Ausdrücken, genau nach'm Büch'l, sie hat ja d'rauf studiert! Es wird

auch ein Schwindel sein, aber halt doch wissenschaftlich! Und der Seni, denk ich mir, wird auch dem Wallenstein g'rad kein freundliches Gesicht g'macht haben! Wenn ich mir vorstell, ich müßt mich für das Horoskop von einem jeden interessieren — was man da doch alles zu sehen, was man da mit der Zeit für einen Begriff von der verehrten Menschheit kriegen muß — no ich dank schön! Und das Mäd'l hat sich damit doch eine gewisse Position gemacht, es kommt ihr in ihrem Fach jetzt keine gleich, sie versteht's auch: sie setzt sich in Respekt, auf's Honorar versteht sie sich auch ganz gut, no mir macht sie ja noch den alten Preis, Freundschaftspreis, aber ich glaub, so die reichen Juden, da geht's streng, wie beim Zahnarzt! Und sparsam is 's; also wenn das so weiter geht, wird's in ein paar Jahren eine ganz gute Partie sein. Ich bin neugierig, denn der Mann, der hat's nicht leicht! Es muß auch nicht angenehm sein mit einer Frau, die schon alles über einen aus den Sternen weiß, das is indiskret. Und sie weiß! Ich glaub eigentlich gar nicht d'ran, man soll's nicht, mir is's auch nicht recht, wenn mir bei der Whistpartie jemand über die Schultern ins Blatt schaut: unwillkürlich denk ich, der lacht mich vielleicht im stillen aus — also g'rad angenehm kann das ja für den lieben Gott auch nicht sein! Aber man möcht halt doch zu gern! Und sie weiß! Das Mäd'l weiß halt! Ich glaub eigentlich ja nicht daran, aber es trifft halt immer ein! Ich hab dem Minister g'sagt: der gebührt ein Diplom! No: Doktorin der Astrologie, das wär

doch was, das habens in Berlin noch gar nicht! Und sie hätt ja das richtige Gesicht zum Professor!" Und sie wendete sich zu Ferdinand und fragte: „Was hat sie denn dir prophezeit? Wirst einmal Botschafter in Paris? Sie hat mir doch erzählt, sie war in deinem Spital."

„Mein Bettnachbar hat sie holen lassen. Ich bin aber nicht neugierig." Ferdinand log. Sie hatte nur von Anfang an immer Ausflüchte gemacht. Sie war's, die sein Horoskop nicht stellen wollte. Sie bat ihn dann einmal geradezu, daß er es ihr erlassen möge, Grund wußte sie keinen dafür zu sagen. Es war ihm das erste Zeichen einer inneren Näherung gewesen.

„Fürcht'st dich?" fragte die Fürstin. „Wär doch eine Schand, abergläubisch darf man nicht sein! Ich halt von dem allen nichts, aber wenn sie mir was Angenehmes sagt, freut's mich doch. So mach ich das!"

Aber, eben noch lachend, zog sich ihr Gesicht auf einmal zusammen, ihre kleinen alten Augen wurden bös und, den Schnabel ihrer drohenden Nase zum ersten Zimmer gekehrt, rief sie: „Was is denn? Ihr da draußen! Was habts denn auf einmal?" Sie horchten alle jetzt zum ersten Zimmer hin. Da schwieg auf einmal alles. Und es war ein so panisches Schweigen, daß es gleichsam in allen Zimmern zu hören war.

„Was ist denn da?" fragte jetzt auch Korz, und alle Blicke folgten ihm, als er gegen die Türe ging, gleich aber wieder hielt, unentschlossen zurück-

blickend. Aus Furcht? Was war denn? Er wußte selbst nicht. Aber die Stille da draußen, diese Stille hielt ihn zurück.

„No?" schrie die Fürstin, mit ihrer Lorgnette trommelnd, wie um sich Mut zu machen. Der Graf trat zu Korz. Auch Ferdinand stand auf.

Heitlinger erschien in der Türe. Er kam aus der Verhandlung. Mit ihm war's draußen so still geworden.

„Was machen S' denn für ein Gesicht?" herrschte die Fürstin ihn an.

„Durchlaucht!" sagte Heitlinger gehorsam. Er war noch sehr bleich, aber das Gefühl seiner Wichtigkeit half ihm die Fassung wiederfinden.

„Also g'schwind!" sagte die Fürstin. „Was hab'ns denn? Was ist passiert?" „Der Jason," sagte Franz, „man weiß ja noch nicht. Es war furchtbar! Schlaganfall. Oder epileptisch? Im Fallen hat er den ganzen Tisch mit umgerissen, die Verwirrung war ungeheuer. Niemand hat gewußt: ist er plötzlich wahnsinnig? erwürgt er den Präsidenten? Und ein unglaublicher Lärm, ohnmächtige Frauen, es is nur dem Hofrat Scharizer zu danken, der Herr Hofrat —!"

Er verneigte sich artig gegen die Gräfin Freyn und benützte die Gelegenheit, Atem zu holen.

„Tot?" fragte die Fürstin trocken.

Achselzuckend antwortete Franz: „Weiß noch niemand. Er hat sich im Fallen verletzt. Ganz blutüberströmt. Der Herr Hofrat wird erst — der Saal ist gleich geräumt worden." Er atmete wieder

und sagte dann selbstgefällig: „Mir geht gewiß nicht so bald etwas auf die Nerven!“

„Erzähl'ns ordentlich, der Reih nach!“ sagte die Fürstin.

Geschmeichelt erzählte Franz, er hörte sich gern. Jason hatte gleich anfangs in seiner fast insolenten Art gefragt, wann die Minister verhört würden. Worauf der Präsident, der dies zu überhören schien, höflich angeordnet oder eigentlich mehr: vorgeschlagen, zunächst die Vernehmung der Zeugen fortzusetzen. Jason, sich mit einem Achselzucken begnügend, war stumm geblieben, gegen alle Aussagen ganz gleichgültig, bis nach einer sehr langweiligen Stunde die Richter sich zur Beratung zurückzogen und wenige Minuten darauf von dem immer gleichartig lächelnden Präsidenten der Beschluß verkündet wurde, der Gerichtshof habe den Antrag auf Vernehmung der Minister abgelehnt, weil er dazu keinen sachlichen Anlaß gefunden. „Ich will Ihnen den Anlaß geben!“ hatte Jason gesagt. Der Präsident, immer noch mit derselben Höflichkeit: „Sie scheinen das Wort zu wünschen, Herr Geheimer Kommissionsrat?“ „Ja.“ „Darf ich fragen, zu welchem Antrag?“ „Zu keinem Antrag, sondern ich will nur erzählen, was diese Herren Minister, was das für —“ doch das folgende Wort hatte niemand mehr gehört, denn mit einer Schärfe, mit einer schlagenden Kraft, die man dem feinen alten Herrn, der sonst die Stimme kaum erhob, niemals zugetraut hätte, war wie ein Peitschenhieb die Unterbrechung gefolgt.

„Machens keine dichterischen Vergleiche!“ fiel die Fürstin ein. „Das hab ich in einer ernsten Sach nicht gern, erzählens, wie's war! Alles zu seiner Zeit!“

Der zustimmenden Verbeugung Heitlingers merkte man seinen stillen Ärger nicht an. Das Wort: Angeklagter, das bisher in der ganzen Verhandlung vom Präsidenten immer vermieden worden war, sei dem Jason so unerwartet gekommen, daß es ihm zunächst, wie man zu sagen pflegt, die Rede zu verschlagen schien. Es war einen Augenblick lang totenstill im ganzen Saal gewesen, und erst als der Präsident nach einer langen Pause, in der er die Wirkung des fürchterlichen Wortes auszukosten schien, es in einem Tone kühler Gleichgültigkeit wiederholte: Angeklagter, Sie können sich setzen!, da war, ja da war etwas Unbeschreibliches geschehen. Jason hatte, zunächst eigentlich nur erstaunt und als ob er sich verhört haben müßte, den Präsidenten angeblickt, der aber, in seinen Akten kramend, weiter keine Notiz mehr von ihm nahm. Da auch sein Anwalt, durch Jasons eigenmächtiges Betragen gereizt und mit dem Gefühl, doch nichts mehr retten zu können, für seine starre Verwunderung nur ein ablehnendes Achselzucken hatte, sah Jason nun eine Zeit lang, vielleicht nur einen Atemzug, der aber bei der drückenden Stille, in der man nichts als die raschelnden Akten und kratzende Federn vernahm, zur Ewigkeit wurde, ganz stier vor sich hin, in seiner massiven, formlosen, schweratmenden Erscheinung

mit dem aufgedunsenen unbeweglichen Gesicht und dem feisten aufgeschwollenen Halse einem ratlosen großen Tier, einem plötzlich aufgehaltenen verblüfften Bullen gleich, bis er dann, mit einer der ihm geläufigen großen theatralischen Gebärden sich aufrichtend und offenbar zu einer längeren Verkündigung ausholend, in gewohnter Feierlichkeit begann: Herr Präsident! Da hatte der kleine Justizsoldat neben ihm, sich auf die Zehen stellend, die Hand auf seine Schulter gelegt und ihm, als er sich, der Unterbrechung nicht gewärtig, ärgerlich verwundert umsah, militärisch kurz bedeutet, daß er jetzt zu schweigen und sich zu setzen hätte. Nun aber war alles so rasch gegangen, in dem wüsten Lärm des keifenden Staatsanwalts, der Glocke des Präsidenten, kreischender Weiber, umfallender Bänke, rennender Diener und dem Durcheinander aufspringender, gestikulierender, Ordnung, Hilfe, Ruhe verlangender Gestalten war es so schwer gewesen, irgend etwas deutlich zu behalten, daß Franz sich nur noch eines furchtbaren tierischen Schreis entsann, aus dem sich dann eine wilde Flut, ein prasselnder Steinfall, ein Hagelschlag röchelnder geifernder Verwünschungen erbrach, in einem scheußlichen Jargon ausgespieen, den man kaum mehr verstand, einer wahren Jauche, voll von Unflat und Gestank, so grauenhaft —

„Schon gut!“ sagte die Fürstin abwinkend. „Wir können es uns jetzt schon ungefähr denken. Er hat noch zum Schluß gejüdelt!“

„Es war,“ fuhr Franz fort, in dem der Feuille-

tonist wieder erwachte, „sozusagen eine Mischung von Jesaias und Thersites, galizianisch umgerührt. Aber, Durchlaucht, es ist nicht zu leugnen, im Augenblick hat das doch, so grauslich es war, fast eine gewisse Größe gehabt. Und wie er dann, von dem kleinen Justizsoldaten weg, hinaufgeht und sich vor den Präsidenten hinstellt, die beiden Arme links und rechts ausstreckt und ganz ruhig erklärt, er tut nicht mehr mit, er hat die blöde Komödie satt, er pfeift auf alles, man soll ihn abführen, einsperren, aufhängen, er pfeift darauf!, er hat sich sogar noch drastischer ausgedrückt, und mit diesem Wort hat er Abschied genommen von der Welt, er ist auf einmal kopfüber eingestürzt, man kann's wirklich nicht besser sagen: eingestürzt! Übrigens vielleicht, der Hofrat Scharizer war ja bei der Hand, vielleicht —?! Es wär aber eigentlich schad: einen so schönen Abgang hat er nicht leicht ein zweites Mal."

„Ich hab's gleich gewußt," sagte die Fürstin, „daß mit dem ganzen Prozeß nichts herausschaun wird. Man hätt ihm, doch unter der Hand zu verstehen geben können, daß es jetzt schon genug is, wir haben genug von ihm und er hat genug von uns, es is Zeit, daß er wieder um ein Häuserl weitergeht mit seinen G'schäft'ln. Diese Manie, die schmutzige Wäsch öffentlich zu waschen, is dumm. Was wird das Resultat sein? Daß die Juden wieder einen Nationalhelden haben!"

Der Generalstabsarzt Hofrat Scharizer trat ein. Er schlug die Türe zu, unter seinen ungeduldigen

harten Tritten erbebte der kleine weiße Salon, rasch kam er ins andere Zimmer, sein ungeduldiges höhnisches Gesicht wurde hell, als er seine Tochter erblickte. Die Neugierde der Gäste nicht bemerkend, trat er auf die Gräfin zu, gab ihr barsch einen zärtlichen Backenstreich, nickte der Fürstin zu, schlug klatschend die Hände zusammen und herrschte den zittrigen alten Johann an: „Essen möcht ich was. Rasch!“ Und er saß, mit seiner enormen Hand im Notizbuch kritzelnd.

„No?“ gebot ihm die Fürstin ungeduldig.

Er ließ sich nicht stören und sagte nur: „Futsch! — Nix mehr zu machen!“

Franz schoß fort, er war zu neugierig, er mußte hinüber, auf die Gasse, durch die Stadt, um die Wirkung der Nachricht zu sehen. Die anderen, von der Aufregung erwärmt, eilten, die Sensation nun aber auch recht auszukosten.

Man hätte gern mehr von Scharizer gehört. Exzellenz Klauer wälzte sich schnaufend an ihn heran: „Was wird aber also jetzt sein, lieber Hofrat?“

„Was sein wird?,“ sagte Scharizer. „Ein Jud weniger. Das werden wir ja noch ertragen können.“ Und er schrieb weiter. Da sagte Korz: „Ich muß doch bitten!“ Es klang so scharf, und die biegsame Gestalt des Schauspielers war so straff, als der gelenke Fechter vortrat, daß alle horchten und selbst Scharizer aufsah, verwundert, über seine glitzernde Brille hinweg, kurz fragend: „Was hab'ns denn?“

„Ich muß doch bitten!“ wiederholte Korz, anfangs seine Stimme gleichsam erst versuchend, mit ihr manschettierend. „Dieser Mann, Herr Hofrat, geht mich nichts an. Wir waren seit Jahren in Feindschaft. Er hat mich für kontraktbrüchig erklären lassen, hat mich verfolgt, hat mir alle deutschen Bühnen versperrt, und wenn ich damals nicht verhungert bin, ist das wahrhaftig nicht seine Schuld, er hat alles dazu getan, was in seinen Kräften stand. Er war gewiß kein erfreulicher Mensch. Von seinen Geschäften versteh ich nichts. An ihrer Unsauberkeit hat nie jemand gezweifelt, über den Verdacht einer ehrlichen Handlung war er erhaben. Aber dieser Bösewicht, Herr Hofrat, ist dabei ein seelenguter Kerl gewesen. Es wird nicht viele deutsche Schauspieler geben, die ihn niemals angepumpt hätten, er hat mit offenen Händen das Geld ausgestreut — vielleicht gar kein großes Verdienst, denn es war ja nicht seins! Immerhin: andere stehlen auch, geben's aber nicht gleich wieder weiter. Er war von einer tollen Gutmütigkeit! Nicht bloß daß jede seiner Schauspielerinnen für ihn eine Dame war, und auch nicht bloß aus Eitelkeit, auch aus Eitelkeit natürlich, aus dem Wunsch, der Grandseigneur zu sein, das war's schon auch, doch war's noch mehr, es war eine Leidenschaft großen Stils, und von einer fast fatalen Macht, einer unheimlichen, geradezu schicksalhaften Macht über ihn, die Leidenschaft, von der er wie besessen war: Freuden zu spenden, Glück auszuteilen, überall um sich nur glänzende Augen,

strahlende Mienen und lachende Lippen zu sehen, ein lichtbringender Gott zu sein! Es hat's ihm niemand gedankt, und wenn er die Menschen betrogen hat, sie haben's ihm redlich vergolten. Und er hat das gewußt, er hat die Menschen gekannt! Er war ein Narr, aber dumm war der wahrhaftig nicht, er hat gewußt was es für eine Bande von Schmarotzern ist. Es war ihm aber gleich, er hat nach ihrem Dank überhaupt nicht gefragt, er hat ihn nicht gebraucht, er hat nur Licht um sich und das Rauschen von Glück und den Schwall erregter Lust gebraucht. Sein ganzes Leben ist ein einziges Fest der anderen gewesen, denn er selber — er hat seinem französischen Koch den Gehalt eines Tenors bezahlt, selber aber dann heimlich in einer Knackwurst mit Olmützer Quargeln geschwelgt, dieser Prasser wär viel lieber ein Asket gewesen. Wenn er mich nicht aussteh'n konnte, so lag das an mir: ich lasse mich nicht gern beglücken, und ich huldige nicht gern. Doch er hätt eher noch auf die Huldigungen verzichtet, aber daß ich keine Lust hatte, von ihm traktiert zu werden, das hat er mir nicht verzeihen können. Er war mir unverständlich, bis ich einmal in Czernowitz gastierte: wenn man da die rumänischen Bojaren sieht, die vom Land kommen, durch die Stadt ziehen, und wen sie nur erwischen können, einladen und mitnehmen, je größer das Gefolge wird, desto mehr freut sie's, es kommt ihnen nicht darauf an, wer mit ihnen schmaust und zecht, sondern auf die Zahl und auf das Maß: je mehr schmausen und zechen und je

mehr geschmaust und gezecht wird, desto größer ist ihre Seligkeit, für ihre Gier nach Fraß und Völlerei reicht offenbar das eigene Maul, der eigene Magen nicht aus, sie brauchen tausend Gurgeln und tausend Bäuche, um sich satt zu saufen und zu fressen. Vielleicht ist es der Anblick eines solchen bojarischen Silen mit seinen armseligen, vom Ringplatz aufgelesenen Korybanten gewesen, der in Jason, als er noch ein schäbiger kleiner Bocher war, diese unheimliche Passion, die ganze Menschheit auszuhalten, entzündet hat. Wer von uns weiß denn, woher er seine Ideale hat? Das Jasons war, der Souteneur Europas zu werden. Es entstand vielleicht aus seiner vollkommenen Unfähigkeit, selbst zu genießen. Essen, Trinken, Weiber, Pracht, Lust, Glanz, das war alles für ihn tot, nichts hat ihn gereizt, nichts hat ihm geschmeckt, er hat nur durch andere genießen können, er hat immer Stellvertreter gebraucht, und da das offenbar doch nicht die rechte Sättigung ist, ist er unersättlich gewesen, hat er sich ins Maßlose steigern müssen. Ich kann nicht sagen, daß es mir sympathisch war. Immerhin: wenn ein Mensch erreicht, ganz zu sein, was er ist, das nötigt mir doch eine gewisse vorsichtige Bewunderung ab. Gebt mir volles Maß! wie der in ‚Was ihr wollt‘ sagt. Und kleinlich ist der Mann nicht gewesen! Er hatte, was heute selten ist, er hatte schon ein ganz respektables Format. Ich bin da ganz unbefangen, für mich war sein Wiener Triumph nicht angenehm. Da man wußte, daß wir beide den Wunsch hatten, einander nicht

zu begegnen, haben fast alle meine Freunde lieber auf mich verzichten müssen. Ich war genötigt, die beiden letzten Winter fast als Einsiedler zu leben. Fast!“ Er sah die Gräfin an und fuhr mit einem dankbaren Lächeln fort: „Es hat mir sehr wohlgetan, aber der Eitelkeit, die ja nun einmal zu meinem Metier gehört, gab's doch einen kleinen Klaps! Mein Trost war, daß es ja sicher ein schlechtes Ende nehmen würde. Mit Bojaren nimmt's stets ein schlechtes Ende, die Leute langweilt's auch, immer von demselben souteniert zu werden. Jason, der sich, glaub ich, über seine Mitbürger ziemlich klar war, wird darüber kaum sehr verwundert gewesen sein. Er hat nur, da er selber im Grunde höchst gutmütig war, vielleicht die Grausamkeit unterschätzt, die hinter unserer berühmten Gemütlichkeit lauert. Und ich muß schon auch sagen: warum diese Viecher alle, die seinen Triumphwagen zogen, jetzt so jubeln, ihn los zu sein, weiß ich eigentlich auch nicht, sie müssen sich doch wieder einen suchen. Na!“ Er gab einen leise schnalzenden Zungenlaut von sich, sah hochmütig gelangweilt im Kreise herum, mit einem seiner schläfrigen Blicke, denen es nicht der Mühe wert schien, die Welt zu berühren, und sagte dann noch in seiner nichtswürdig höflichen Art: „Mir kann's übrigens ja gleich sein. Mich geht's im Grunde nichts an. Mir liegt das alles doch ziemlich fern. Ich meine nur, Herr Hofrat, ganz so einfach ist der Mann nicht abzutun. Er war doch immerhin Jemand.“ Die Gräfin trat auf ihn zu, ihm ihre

weiche Hand reichend, die er, mit der Verbeugung eines Pagen, an seine schmalen Lippen zog.

„Sie meinen," sagte Scharizer, der, die Serviette vorgebunden, sich den Imbiß schmatzend schmecken ließ, „daß er also gewissermaßen ein Idealist war? Wir danken ergebenst!" Und er lachte gereizt.

„Ja für Idealisten dankt Wien immer, auch in der kleinsten Dosis." Korz sagte dies, ohne sich noch einmal zum Hofrat zu wenden.

Die Fürstin unterhielt es sehr: Scharizer war immer gereizt, den Schauspieler vorzufinden, den er einfach beneidete; daß seine Tochter, gegen ihn selbst von dieser tadellosen, prompten, doch sichtlich bloß angeheirateten Zärtlichkeit, das Gefühl, um das er so plump warb, nicht bloß an den albernen alten Grafen Gandolf, sondern jetzt auch noch an diesen schmalzigen Brettlhelden wegschmiß, konnte der Gewaltmensch, der sich sonst noch jeden Wunsch erzwungen hatte, nicht verwinden. Er hatte der Fürstin neulich ungestüm sein Leid geklagt, seine Frau verwünschend und schmähend, denn von der hatte sie's ja, die war auch so ein heimtückisches stilles Wasser gewesen, und eine Visage, als ob sie nicht bis drei zählen könnte, was sie aber nicht abhielt, — und noch dazu mit diesem Gandolf!, ujeh, was der dabei vor Todesangst geschlottert haben muß!, und lächerlich von der Anna, die doch eine Scharizer ist, da hilft ihr nichts, und wenn sie sich noch so viel Hochgeborenheit d'raufschminkt, nutzt nix, sie bleibt eine Scharizer, seine Tochter, und ge-

rade wie sie sich jetzt gegen ihn benimmt, beweist das nur, diese Niedertracht ist echt scharizerisch!

Die Fürstin hörte das immer wieder gern. Äußerungen von Schmerz oder Wut konnten stets auf ihre neugierige Teilnahme zählen. Ihr machte nichts mehr Vergnügen als der Anblick starker menschlicher Leidenschaft, die sie ja meistens nur im Theater zu sehen bekam und also auch im Leben doch nur für Theater hielt. Lange nachher noch erinnerte sie sich solcher „animierter Unterhaltungen", wie sie das zu nennen pflegte. „Wissens!" sagte sie jetzt zu Scharizer, „Ihr Fehler is, Sie plazieren Ihre Gefühle falsch. Ein Gefühl muß man dort anlegen, wo sich' am besten rentiert. In Gefühlen darf man nicht sentimental sein!"

„Sentimental! Ich?" lachte Scharizer höhnisch.

„Windelweich sind Sie," stellte die Fürstin mit Befriedigung fest. „Und nur weil Sie sich das nicht eingestehen wollen, mach'ns den Krampus!" Sie sah ihn an, nickte langsam und sagte dann ernster, als es sonst in ihrer Art war: „Das Malheur is, es fehlt Ihnen an der rechten Demut!"

Scharizer sah sie belustigt an. „Ich werd mir ein Beispiel an Ihnen nehmen!"

„Es hapert auch bei mir noch," sagte die Fürstin gelassen, „aber ich hab doch das voraus: ich möcht wenigstens! Schau'ns, daß 's wenigstens möchten, Herr Generalstabsarzt!"

„Lassens mich mit dem blöden Generalstabsarzt

aus!“ schrie Scharizer ärgerlich aufspringend: alles Militärische war ihm verhaßt, doch trug er an der freien Männerbrust die hohen Orden.

„Sollte nur eine kleine Vorübung in der Demut sein, Herr Hofrat!“ sagte die Fürstin vergnügt. „Warum übrigens Hofrat weniger beleidigend is als Generalstabsarzt, weiß ich nicht. Es tut einem die Wahl weh.“

Ferdinand war endlich seiner Kusine habhaft geworden, um ihr das Anliegen Heitlingers und den Wunsch des kleinen Doktor Beer in Erinnerung zu bringen. Sie schlug erstaunt die verträumten Augen auf, sie schien ja, wenn man mit ihr sprach, immer erst erwachen, sich gleichsam erst holen zu müssen, war aber dann gleich mit der eifrigen, ja begeisterten Gleichgültigkeit, die sie für alles hatte, bei der Sache seiner Schützlinge, die nur freilich erst noch „reiflich erwogen“ sein wolle, jedenfalls aber schon, er könne sich darauf verlassen, „bestens eingeleitet“ sei, wenn auch natürlich „in dieser schweren Zeit“ das Schicksal des einzelnen vor den gemeinsamen Fragen des Vaterlandes zurücktreten müsse. Sie sagte das gewissermaßen auswendig auf, mit einer höchst geheimnisvollen Miene ungemeiner Wichtigkeit, wie kleine Mädchen mit ihren Puppen spielen, und eigentlich entnahm Ferdinand daraus nur, wie wunderhübsch doch ihr liebes, vielbeschäftigtes, leeres Gesichtl war, auf dem eine Stimmung nach der andern auftrat und nach einer zierlichen Verbeugung wieder abging. Er hatte schließlich übrigens seiner Freundes-

pflicht genügt, auch war ihm um Heitlinger weiter nicht bang. Der half sich schon selbst; doch was der Oberarzt von ihm denken mußte, wenn er ihn noch länger ohne Nachricht ließ, war ihm peinlich. Er überwand sich also, trat an Scharizer heran und trug ihm selbst seine Bitte vor.

„Lauter so jüdische Sachen!“ sagte Scharizer, kaum recht zuhörend. „Ein Narr, der Beer! Mit seiner Hand! Diese Hand ist eine Goldgrube! Doch da kommt der jüdische Weltschmerz, der Heldenwahn und was weiß ich, was noch alles den verzwickten Makkabäer aufbläht! Ich sag's ihm täglich: In der Front verrecken kann bald einer, aber operieren wie Sie kann heut niemand als Sie, also lassens den Dreck draußen und operierens! Mit seiner Hand, Dunnerwetter! Es wär einfach ein Verbrechen an der Wissenschaft! Der verfluchte Jud hat nämlich die Hand, die, wenn nicht alles in der Natur besoffen wär, meine Hand hätt sein müssen, mir gehört sie, da hätt ich euch was gezeigt, Steinteufel!“ Und er schlug mit seiner schweren groben Bauernfaust auf den Tisch, in Wut über sie. „Nein, fallt mir nicht ein! Seine Hand laß ich nicht mehr aus! Die g'hört jetzt mir! Was will er? Was fehlt ihm? Orden? Titel? Geld? Kann er ja haben, sag ich ihm doch täglich! Und wenn der schäbige Rest von ihm sich durchaus totschießen lassen will, wär mir nur ein Vergnügen, er geht mir genug auf die Nerven mit seinen jüdischen Melancholien, aber die Hand bleibt da, die Hand brauch ich, da gibt's nix, laß ich ihm sagen, und im

übrigen soll ihn der Teufel holen!" Und er sprang auf und schrie zum Hofrat Wax hinüber: „Natürlich! Das schaut euch gleich! Ich hab's ja gewußt, der Jason wird noch selig gesprochen!"

Drüben hatte Hofrat Wax, lange schon lauernd, das Gespräch an sich gerissen, indem er, Korz zustimmend, erst behutsam, bald immer kräft'ger das Lob Jasons zu singen begann, der bei allen seinen Fehlern, wer hat keine?, doch schließlich kein alltäglicher Mensch gewesen sei, schon das Format, wie Herr von Korz es so wunderschön ausgedrückt, bezeuge das. Im Grunde hätten wir uns seiner nicht zu schämen! „Ein Hochstapler? Mein Gott, ja! Jeder zahlt seiner Zeit den Tribut! Wir sind nur aber, wenn über uns das Moralische kommt, halt gleich gar so streng! In Berlin sagt man in solchen Fällen einfach: Betrieb! Dieses schöne Wort deckt dort alles zu. Wo hat er's denn gelernt, der Jason, als in Berlin? Und heißt's bei uns nicht immer, wir sollten uns ein Beispiel nehmen an Berlin? Das Großzügige fehlt uns! No und was war schließlich sein ganzes Verbrechen? Den Berliner Betrieb hat er uns gebracht! Haben wir uns das nicht immer so gewünscht? Großzügig, das muß ihm der Neid lassen, großzügig war er doch! Vielleicht sogar ein bißchen mehr als gerade nötig gewesen wäre, zugegeben, obwohl — die Berliner mäßigen sich auch nicht! Aber das is bei uns immer so, an den anderen bewundern wir's, da heißt's: ja das können wir halt nicht!, wenn dann aber einer von uns zeigt, daß

wir's auch können, gerade so gut, ja noch besser, dann is uns das auf einmal auch wieder nicht recht, dann ziehen wir auf einmal die moralischen Hosen an! Ja großzügig und moralisch, beides zusammen, das hat noch niemand erfunden! Und wenn man's genau nimmt: was hat der Jason eigentlich verbrochen? Millionen verdienen is ja nicht schön, es wird jedem übel vermerkt, und daß es ohne gewisse Lumpereien dabei selten abgeht, da haben wir nicht erst den Jason gebraucht, um das zu wissen. Sein ganzes Verbrechen is: er hat Schwung in die Sache gebracht! Und da muß ich doch sagen, die Sache kann ich nicht billigen, aber der Schwung verdient Bewunderung! Schwung is an sich immer was Schönes und Schwung hat er gehabt, er war wenigstens nicht kleinlich, es war eine Erscheinung großen Stils!"

„Während Döltsch," fiel da Klauer gackernd ein, „bitte doch nur gefälligst an Döltsch zu denken! Wo war aber damals die Moral? Der Methode nach, in seiner Technik, die Parteien zu behandeln, hat Döltsch dem Jason geglichen, aber aufs Haar, er war auch amoralisch, wenn auch auf einem anderen Gebiet, er war ein Jason der Politik! Aber freilich ohne Größe! Darum hat man ihm alles verziehen, dem Jason aber nichts! Denn da stimm ich ja meinem verehrten Hofrat Max völlig bei: kleinlich war dieser Jason nicht, und das hat ihm den Hals gebrochen! Während der Döltsch, ja der hat alles dürfen! Ich bitte, der Döltsch!" Er troff von Haß gegen seinen

alten Feind, der ihn vor dreißig Jahren gestürzt hatte.

Und einer nach dem anderen stimmte jetzt ein, und alle fanden, man habe dem guten Jason eigentlich unrecht getan, er sei jedenfalls noch lange nicht der Schlimmste gewesen, und jeder trug eilig noch ein neues Lob für ihn herbei, sie wetteiferten an Gerechtigkeit und Rührung: des leichtsinnigen, ja gewiß sträflichen, aber doch im Grunde so gutmütigen, nachlässigen, ja, doch harmlosen, selbst auch wieder ausgebeuteten und dabei doch so generösen, gar für einen Juden wirklich noblen Menschenfreundes Jason Verklärung begann.

Scharizer grölte lachend: „Ein Dreckkerl war er! Aber, meine Herren, ich habe nichts dagegen, es is vielleicht das einzig Richtige! Das ganze Leben besteht bloß aus Dreck!“ Und er spie das Wort vor sie hin, die rohe Tatze schlenkernd: „Dreck, Dreck, Dreck, es is noch nie was anderes dabei herausgekommen! Aber das Schönste war sein Schlußwort. Er ist den Tod eines Bekenners gestorben!“

Und er kehrte sich zur Fürstin: „Wünschen Durchlaucht das Schlußwort des Edlen zu hören?“

„Nein, ich danke, Herr Generalstabsarzt, ich muß nicht von allem haben,“ sagte die Fürstin kühl und zog den Schauspieler ins Gespräch.

„Schad,“ sagte Scharizer, noch eine Flasche Bier öffnend.

Ferdinand war glücklich unbemerkt entwischt.

Da stand er auf dem weiten leeren Platz. Die Winterluft tat ihm wohl. Ein feiner grauer Dunst schwamm, drüben glitzerten Lichter. Still war's; nur ein dumpfes Wogen drüben; und manchmal das Bimmeln der Elektrischen. Und er stand allein mit den zwei zarten silbrigen Türmen. Er sah nach den erleuchteten Fenstern dort oben zurück, und noch klang ihm der merkwürdige Ton nach, den dort oben alles hatte, dieser einwiegende Ton einer berückenden Unwirklichkeit. Es fiel ihm auf, wie gut die Votivkirche dazu paßte. Er mochte sie sonst eigentlich nicht sehr, in ihrer Zuckerbäckergotik. Nun empfand er zum ersten Male die Reinheit ihrer Verhältnisse, die Anmut ihrer Haltung. Und wenn sie dabei doch nichtssagend blieb, so gewann gerade dies jetzt Bedeutung für ihn: als ein vollkommenes gotisches Wesen ohne jede gotische Wirkung schien sie recht ein Gleichnis dieser Stadt, wo sich alle lebendigen Kräfte frei bewegten, aus sich selbst, um sich selbst, in sich selbst, doch nichts bewegten. Und war denn das nicht eigentlich wunderschön? War damit nicht vielleicht die letzte Wahrheit erreicht? Diese Menschen glichen jungen Pferden im Winde, schnaubend, sich schüttelnd, springend, übers Feld rennend, dann aber wieder einhaltend, im stillen Nachgenuß des erregenden Laufes. War das nicht viel schöner, als eingespannt zu werden, um irgend einen Karren irgendwohin zu ziehen? Und wenn es ganz unbewußt, in aller Unschuld und gewissenlos geschah, weil sie gar nicht anders konnten, weil sie noch vom Baume der Erkenntnis nicht gegessen

hatten, machte nicht gerade dies sie zur höheren, jedenfalls zur glücklicheren Menschenart? Und war er nicht einfach ein ärgerlicher Pedant mit irgend einem dicken Tropfen im stockenden Blut, wer weiß woher? Aber indem er auf die Stadt zuschritt, in den gelinden Abenddunst hinein, traf ihn der Gedanke sonderbar, daß indessen irgendwo Krieg sein soll, da draußen irgendwo. Weltkrieg! Wie komisch das hier klang! Und aus weiter Ferne vernahm er den Wutschrei, die Raserei, das Elend, den Gestank, den Schmutz, die Öde des Schlachtens. Aber die da draußen wußten nicht, daß daraus schließlich immer nur nichts als eine Nachricht wurde, fünf oder zehn Zeilen lang, die dann die hier lasen, mit einer angenehmen kleinen Gemütsbewegung, die, schmerzlich oder freudig, enttäuschend oder ermutigend, ihnen eine gute Verdauung und einen gesunden Schlaf gab. Es war ihm selbst nicht klar, ob er das scheußlich oder bewundernswert fand. Er selbst schien offenbar eher für draußen begabt zu sein als für hier; doch das bewies ja noch nichts. Wer ist der Stärkere: der sich das Leben aufdrängen läßt oder der es zum Spiel seiner eigenen Laune macht? Und wo war eigentlich Österreich, draußen oder hier? Und wenn jenes Österreich von draußen heimkehren wird? Gott, das wird dann für die hier ein schöner Anblick sein, ein Schauspiel mehr, ein neuer Anlaß zu belebender Erregung. Und dann wird jenes Österreich wieder an die Arbeit gehen, auf den Acker und in die Fabrik, und dieses Österreich wird lange noch in den großen Erinnerungen

schwelgen. Es war alles sehr gut eingeteilt, er mußte sich nur entscheiden. Aber das war's doch: er konnte sich nicht entscheiden! Er trug jenes und dieses Österreich in sich, in ihm war ein Stück von beiden. Und das geht halt nicht! Er wird sich doch entscheiden müssen.

Fünftes Kapitel

Als Ferdinand zwei Tage später morgens ins Ministerium ging, eilig, weil er sich etwas verspätet hatte, war ihm auf einmal, als ob er ein Bild von sich erblickt hätte. Er sah sich unwillkürlich um, hinter ihm ging ein alter Herr, eine Zeitung in der Hand, im Gehen lesend. Ungeduldig war Ferdinand vorgegangen; er ärgerte sich noch, daß der alte Herr seinen Stock dabei schief unter der Achsel mit dem Arm angepreßt hielt, den Weg versperrend. Und während er sich noch ärgerte, war ihm plötzlich, als wenn er sich selbst erblickt hätte, in Uniform mit dem Signum laudis, so wie er neulich im Spital, kurz bevor er es verließ, photographiert worden war. Er konnte sich durchaus nicht erklären, wodurch er gerade jetzt daran erinnert wurde, er schien schon Visionen zu haben. Als er aber in die Trafik am Wege trat, da war es keine Vision mehr, er sah mit Augen sein Bild auf der ersten Seite des Illustrierten Blattes. Es verdroß ihn, doch war

er neugierig und steckte das Blatt zu sich. Die würdige Trafikantin sagte leise: „Ich erlaube mir auch herzlichst zu gratulieren, Herr Baron." Er antwortete gedankenlos: „Dank schön." Dabei fiel sein Blick wieder auf den Stoß von Zeitungen mit dem Bild auf der ersten Seite, und seine Augen lasen die Aufschrift: „Der Millionenerbe". Schon war er wieder auf der Gasse, keines Gedankens fähig. Jedermann schien ihn so merkwürdig anzusehen, er bildete sich sicher das bloß ein. Er wagte nicht das Blatt auf der Gasse zu lesen. Er bemühte sich ein gleichgültiges Gesicht zu machen. In zwei Minuten wird er es ja lesen; irgend ein Mißverständnis offenbar. Der Kutscher des Ministers, vor dem Hause wartend, der feierliche Portier mit dem langen Stab, der alte böhmische Amtsdiener oben, sie wissen es alle auch schon, es steht doch in ihrem Blatt. Ein abgeschmacktes Mißverständnis!

Endlich ist er allein, doch er schämt sich seiner Ungeduld vor sich selbst, ganz langsam legt er ab, setzt sich erst und sieht nach den Briefen, bevor er das Blatt nimmt, entfaltet und liest, daß Jason seinen natürlichen Sohn, den Legationssekretär Ferdinand Baron Držić, zum Universalerben eingesetzt hat. Zunächst ist nichts in ihm als der Gedanke: nur ein unbefangenes Gesicht machen! Er braucht noch eine Zeit, bis er gewahrt, doch nicht mehr auf der Gasse zu sein. Er greift nach den Briefen und liest, ohne zu wissen, was er liest. Er nimmt die Feder, als ob er etwas zu schreiben hätte. Er hat ein Bedürfnis nach mechanischer

Tätigkeit. Plötzlich hört er sich laut auflachen. Ist er besoffen? Ist er verrückt? Und irgend etwas muß doch aber jetzt geschehen, das tolle Mißverständnis aufzuklären. Er schrickt zusammen, aber das ist ja nur das Telephon! Er meldet sich, der Notar Doktor von Raibl ruft ihn an, der unliebsamen Notiz wegen. Wann der Notar ihn sprechen könnte, wenn der Herr Baron nicht vielleicht vorzieht, selbst die paar Schritte —. Er geht hin. Nur nicht hier still sitzen und noch warten müssen! Denn jetzt weiß er, daß es wahr ist. Er hat noch gar keinen Gedanken, er hat gar kein Gefühl, er weiß nur, daß es wahr ist. Er geht sehr langsam, er wünscht, es wäre weiter. Aber freilich: was würde ihm das schließlich helfen?

Er muß im Vorzimmer einen Augenblick warten. Er kennt den Notar seit Jahren. Es ist ein jüngerer Freund seines Großvaters. Großvaters? Ja, den hat er ja noch, seine Mutter bleibt ihm doch. Es ist alles ganz finster um ihn. Nicht einmal Neugierde hat er eigentlich. Er möchte nur, es wäre schon vorüber.

Der feine alte Herr, sehr klein und zierlich, von einer gemessenen Würde, die seiner angeborenen Beweglichkeit aufzulegen nicht leicht gewesen sein muß, beklagt zunächst nochmals die Indiskretion des übrigens bereits entlassenen Kanzlisten, der diesem angenehmen Illustrierten Blatt die Neuigkeit verraten hat. Übrigens hätte das Testament Jasons schließlich ja doch kein Geheimnis bleiben können. Es ist schon vor vier Jahren verfaßt worden, also

noch vor dem Kriege. Und der Notar verlas es, worauf Ferdinand erwiderte, er sei willens, es auszuschlagen. Der Notar bemerkte: „Sie werden ja zur Abgabe einer Erbserklärung noch gerichtlich aufgefordert werden. Ich, Herr Baron, habe Sie bloß in Kenntnis davon zu setzen. Die Summe, die sich freilich bei seiner Art von Unternehmungen nicht so einfach ermitteln lassen wird, dürfte sich immerhin auf rund einige fünfzig Millionen belaufen, ohne den Grundbesitz in Oberösterreich und Dalmatien, auch die Villa im Grunewald sowie die Gemäldesammlung nicht gerechnet, die ja gar jetzt bei den phantastischen Preisen für alte Bilder alle Schätzung übersteigt."

Da sprach es auf einmal aus Ferdinand zu seiner eigenen Verwunderung mit einer Stimme, die ihm selber ganz fremd klang: „Würden Sie sich Ihre Schande noch bezahlen lassen? Ohne Ausflüchte bitte, Herr Notar!"

Doktor von Raibl erwiderte ruhig: „Auch uneheliche Geburt wäre nach meinen Begriffen keine Schande. Und Sie sind aber ja gar nicht unehelich geboren. Sie bleiben der Baron Držić, da können Sie ganz unbesorgt sein."

Aus Ferdinand aber sprach die Stimme weiter: „Und werde nur dazu noch auf einmal zum Juden ernannt."

Doktor von Raibl wartete erst ab, was Ferdinand noch etwa zu sagen hätte, doch als dieser schwieg, sagte er in seinem leichten, gutmütig skeptischen Wiener Ton: „Gott, man kann sich halt leider

seinen Vater nicht aussuchen, was aber dann auch wieder den Vorteil hat, daß man auch nicht verantwortlich für ihn ist."

Ferdinand haßte jetzt diesen Ton. Die ruhige Behaglichkeit dieser ganzen so sicheren, etwas selbstgefälligen Altwiener Kultur kam ihm läppisch vor. Die hatten's leicht! Ihr Geist, ein zartes schmächtiges Gewächs, war immer in demselben engen Kreise von Geschlecht zu Geschlecht gehegt, vor jedem Luftzug behütet und schön warm gehalten worden, bis er dann solche liebe kleine Blüten trieb. Er durchschaute das jetzt, diese Wiener Anmut war eine Zimmerpflanze. Nein! Er hatte sich hier immer fremd gefühlt! Und er dankte seinem Schicksal, daß es jetzt die Fenster aufriß!

Nachdem er wieder eine Zeit gewartet hatte, fuhr Herr Doktor von Raibl fort: „Exzellenz von Trost, mein verehrter Gönner, hat mich seinerzeit mit der geschäftlichen Regelung der Angelegenheit betraut. Ihre Frau Mutter, ein ungewöhnlich begabtes, doch romantisches Mädchen, wollte durchaus zum Theater, ungern gab der Vater nach und sie ging an das Breslauer Stadttheater, das damals eben von Direktor Jason übernommen worden war."

„Ist es unerläßlich," fragte Ferdinand kühl, „mir das mitzuteilen?"

„Durchaus nicht," erwiderte der Notar. „Wenn es kein Interesse für Sie hat —"

„Wenig," sagte Ferdinand hochmütig. „Es wäre denn, Sie legen besonderen Wert darauf!" Er

empfand ein dumpfes unsinniges Bedürfnis, sich an dem unerträglichen Notar irgendwie zu rächen.

„Ich lege nur Wert darauf,“ sagte Doktor von Raibl, „Ihnen, soweit mir das möglich ist, beizustehen. Und dazu, Herr Baron, geben mir meine Beziehungen zu Ihrer Familie doch ein gewisses Recht.“ „Ich werde mich dieser freundlichen Gesinnung erinnern,“ sagte Ferdinand, „wenn ich einmal Beistand brauchen sollte.“

Der Notar nickte. Man hörte nur die Wanduhr ticken. Nach einer Weile sah Doktor von Raibl auf und sagte zögernd: „Es liegt mir fern, mich in Ihr Vertrauen zu drängen, noch will ich Sie mit meinem Rat belästigen, aber eine Bemerkung müssen Sie dem Älteren, dem Mann von einer gewissen Erfahrung, einer gewissen Übung in menschlichen, allzumenschlichen Dingen, wie sie ja mein Beruf mit sich bringt, schon verzeihen!“

„Nämlich?“ fragte Ferdinand, zur Abwehr bereit.

„Wie Sie sich immer entscheiden werden,“ sagte der Notar leichthin, „und ich muß nochmals betonen, daß das ja mir natürlich ganz gleichgültig ist, ich wüßte wahrlich nicht, warum ich Ihren Entschluß irgendwie zu bestimmen trachten sollte, doch eins muß Ihnen dabei klar sein: es steht Ihnen vollkommen frei, das Testament abzulehnen oder anzunehmen, die Erbschaft anzutreten oder auszuschlagen, aber — bitte, lassen Sie mich aussprechen!“

„Bitte!“ sagte Ferdinand gelangweilt. „Es steht Ihnen vollkommen frei,“ wiederholte der Notar,

„das Testament abzulehnen. Aber, Herr Baron, was ich nicht zu vergessen bitte: nur das Testament, nicht die Tatsache!"

„Die Tatsache?"

„Die Tatsache," sagte der Notar, sich zurücklehnend, Ferdinand ruhig anblickend, „die Tatsache Ihrer Abstammung mein ich. Die bleibt unabhängig von Ihrer Entscheidung. Nicht wahr?"

Das unverschämte Ticken dieser gleichgültigen Uhr machte Ferdinand nervös. Und er hatte das Gefühl, als ob ihm der liebenswürdige feine alte Wiener damit eigentlich die Türe gewiesen hätte!

„Übrigens," fuhr Herr Doktor von Raibl lächelnd fort, „wüßt ich nicht, was Sie diese Tatsache genieren soll, sie hat Sie ja bisher auch nicht geniert!"

„Ich wußte doch nicht!" fuhr Ferdinand auf.

„Was ändert das?" fragte der Notar. „Sie wußten nicht, daß Sie der Sohn des Geheimen Kommissionsrats Jason sind. Aber Sie waren's doch, Sie waren es immer schon! Und vor dem Gesetze bleiben Sie ja der Sohn des Baron Držić. Es hat sich nichts geändert! In keiner Beziehung ändert sich auch nur das Geringste! Und wie Sie sich immer entschließen mögen, auch das kann nichts daran ändern! Sie behalten denselben natürlichen Vater, behalten denselben gesetzlichen Vater und bleiben derselbe. Rechtlich wie wirklich ändert sich nichts. Und wenn Sie sich aber über sich jetzt andere Gedanken machen, nun das ist Ihre eigene Angelegenheit!"

„Sie irren, Herr Notar," sagte Ferdinand aufstehend. „Ich bin nicht trostbedürftig."

„Das sind Sie wahrhaftig nicht," sagte der Notar lächelnd. „Auch wär das nicht mein Amt. Nur eine Frage darf ich mir vielleicht noch erlauben. Ihr Kusin Konrad Freyn hat nicht aufgehört, sich als Graf zu fühlen, aber meinen Sie, wenn Scharizer ihn zum Erben einsetzt, daß Graf Konrad sich das überhaupt erst überlegen würde? Es ändert doch nichts!"

„Ich aber," sagte Ferdinand wider seinen Willen, „ich werde ja nicht bloß aus einem Stand, ich werde doch aus meinem Volk verstoßen!" Er schrie das, vor Wut, daß er sich überhaupt mit dem Notar einließ. Was wußte das zierliche kluge Männchen in seiner gesicherten Kultur davon? Und gereizt durch sein fades Lächeln einer albernen Überlegenheit drang er mit der Frage auf ihn ein: „Oder glauben Sie, daß ein Jud ein wirklicher Österreicher sein kann? Ja oder Nein? Aber ehrlich!"

„Ich hoffe: Ja," sagte der Notar. Ferdinand mißverstand den ironischen Ton und rief höhnisch: „Sie hoffen? Wie gütig?"

„Ich hoffe sehr!" sagte Doktor von Raibl ruhig. „Es wär mir sonst recht unangenehm. Oder halten Sie mich für keinen? Wollen Sie mir das Recht absprechen, ein guter Österreicher zu sein?"

„Ihnen?" fragte Ferdinand verwundert.

„Der Großvater meiner Mutter," sagte der Notar lächelnd, „hat die Seidenzucht in Österreich eingeführt, er war ein frommer Jude, erst sein Sohn

ließ sich taufen, als er unter Kaiser Franz in den Ritterstand erhoben wurde. Von da an ist dann freilich in der Familie meiner Mutter stets gut geheiratet worden, aber keinen Antisemiten wird das abhalten, mich einen Juden zu nennen." Und er fragte dann noch, über Ferdinands betretenes Erstaunen lächelnd: „Wußten Sie das nicht? Ich mache doch kein Geheimnis daraus, ein Judenstämmling zu sein. Es hat mir auch weiter nicht geschadet. Auch innerlich nicht. Ich denke fast: im Gegenteil!" Er sah Ferdinand lächelnd an, und es klang etwas hochmütig, als er fortfuhr: „Sie sind in ganz guter Gesellschaft, Herr Baron!"

„Gerade Sie," sagte Ferdinand kühl, „werden aber also kaum über meinen Fall unbefangen urteilen können."

„Ich bin da selbst Partei, meinen Sie?" sagte der Notar in einem undurchsichtigen Ton.

„Es fehlt Ihnen jedenfalls der nötige, das richtige —." Ferdinand schien ein Wort zu suchen und verstummte mit einem fast feindseligen Blick auf den Notar, der, den Satz übernehmend, ruhig sagte: „Das richtige Verständnis wohl eigentlich nicht, aber es kann schon sein, daß mir der nötige Takt fehlt."

Ferdinand, der das ewige Lächeln des beweglichen alten Herrn suffisant fand, fragte: „Ist sonst noch etwas zu besprechen, Herr Notar?" Und als dieser achselzuckend verneinte, fuhr Ferdinand fort: „Dann hätt' ich nur noch eine Bitte. Nämlich, daß dem Kanzlisten, durch dessen Indiskretion es

in die Zeitung kam, die Strafe nachgelassen wird. Denn ich hab gar nichts dagegen, daß man es erfährt."

Ferdinand freute sich, daß ihm das noch eingefallen war. Nicht bloß um den Notar zu demütigen. Er war entschlossen, jetzt vor aller Welt zu handeln. Er sah jetzt deutlich seine Pflicht: einmal ein Beispiel innerer Redlichkeit zu geben, über die kein äußeres Ereignis Macht hat. Was er war, blieb er doch, sich selbst ließ er sich nicht nehmen! Dies stand ihm fest. Es kam jetzt nur darauf an, ganz unerbittlich gegen sich selbst zu sein, alles Unwahre, Halbwahre, Angelernte, Anerzogene, Angelesene, Zugeflogene von sich abzutun, nichts in sich zu lassen, was nicht ganz hieb- und stichfest war, dieses aber dann, was von ihm übrig blieb, wenn alle bloße Gewohnheit in seinen Gedanken, Empfindungen und Begierden ausgetilgt war, dieses sein persönliches inneres Eigentum zu verteidigen wie das Leben selbst, er hatte ja sonst nichts mehr, er sah sich jetzt ganz an sich gewiesen. Und war er's denn nicht immer schon? War er nicht überall fremd geblieben? Er verstand jetzt seine Kindheit erst! Eigentlich hatte der Notar ja ganz recht: was änderte sich denn? Er war immer fremd und einsam gewesen, er hatte sich überall ratlos und verlegen gefühlt! Sein Erlebnis gab ihm nur jetzt erst das Recht darauf, wie er immer schon gewesen war. Nun galt es nur noch, daß er auch die Kraft dazu bewies. Kraft zur inneren Einsamkeit, Kraft zu seiner Eigenheit. Kraft, keine Fortsetzung zu sein,

sondern selber ein Anfang. Wenn er nur Ernst machte mit sich selbst und stark genug war, sich zu genügen! Aber freilich auch rein! Dies war er sich schuldig, ganz rein zu werden, nicht mehr nach der Welt zu schielen, nichts von ihr mehr einzulassen in sich und sich nicht mehr einzulassen mit ihr, alles von sich abzuwehren, was ihm nicht von seinem eigenen Selbst aufgenötigt wird! Muß er nicht sein Schicksal preisen, das ihn zu dieser höchsten inneren Freiheit zwingt? Mit der Welt, in der er aufgewachsen ist, hat er nichts gemein. Aber es wäre doch ebenso verlogen von ihm, sich nun als Jude zu fühlen! Wie immer er sich entschiede, er wäre beides doch bloß halb, er muß sich schon entscheiden, ganz er selbst zu sein. Die Kraft wird ihm nicht fehlen, für sie sorgt schon der Haß, der überall auf ihn lauert, hier wie dort. Er fühlt das voraus, nie noch war ihm so bewußt, wie stark er ist: die Fröhlichkeit allein, mit der er diese Millionen wegwirft, beweist es ihm ja schon!

Er war, vom Notar weg, achtlos gegangen, durch enge Gassen, abseits, nur so vor sich hin, vielleicht auch, um Begegnungen zu vermeiden. Aufblickend, fand er sich jetzt auf einmal vor der alten Kirche von Maria Stiegen. Seit Jahren war er da nicht mehr gewesen. Sie schien ihn einzuladen. Doch überwand er die sonderbare Laune. Nein: er mußte schon selber damit fertig werden, aus eigener Kraft. Er glaubte nicht, daß die Himmlischen auf Erden helfen. Einer unsichtbaren Welt gewiß, der wir dereinst unser Tun zu verantworten haben

werden, war er doch der Kirche seit Jahren entfremdet. Er hatte kein Bedürfnis, an ihren heiligen Bräuchen teilzunehmen, die ihm nur Symbole schienen, und von einer seinen reineren Begriffen des Guten, Schönen, Wahren ungenügenden Art, so sehr er auch die geistige Macht und den sinnlichen Reiz der Riten noch immer empfand. Sonntags die Messe zu hören, war ihm eine liebe Gewohnheit geblieben, der Mensch kann nun einmal der mythischen Versinnlichung des Geistes nicht entbehren. Die Kirche hat recht, der menschlichen Natur, die gar nicht so sehr erkennen als sehen und hören und mit Händen greifen will, zu dienen, hat recht, sich ihrer zu bedienen, um sie so zur Empfindung des Namenlosen zu geleiten. Und wenn schon einmal Namenloses benannt, das Geheimnis aufgezeigt, Ewigkeit zur Zeit werden soll, schien ihm von allen Mythen, die er kannte, keiner der Wahrheit so nahe, keiner so rein, keiner so gütig, hilfreich und tröstlich wie der katholische; und gar für den frohen Augen- und Ohrenmenschen, der der Österreicher ist, ließ sich kein tauglicheres Gleichnis der Wahrheit denken. Doch er selbst glaubte des Mythischen überhaupt entraten zu können, er hoffte so weit zu sein, daß er kein Gleichnis mehr brauchte. Er hatte sein Gewissen: da sprach Gott zu ihm laut und klar genug. Da wir in uns das Sittengesetz haben, was wollen wir denn noch? Und wenn sich der Sternenhimmel selber tönend öffnete, welche Stimme könnte mächtiger sein als der untrügliche Widerhall in unserer eigenen Brust? An ihm war er ganz un-

mittelbar tief bei sich Gottes in jeder Stunde so gewiß, daß ihm jeder äußere Dienst, ja selbst das Gebet schon, nur ein Umweg schien, Gottes Gebot zu tun, das schien ihm der unmittelbare Verkehr mit Gott. Ihn aber mit Huldigungen unserer stammelnden Ehrfurcht, mit armseligen Lobsprüchen, mit eitlen Versprechungen zu behelligen, und gar mit den albernen Wünschen, Sorgen, Nöten unserer irdischen Erbärmlichkeit, nein, dazu war sein Gottesbegriff zu rein, es hätte die furchtbare Majestät des Schöpfers entheiligt! Soll er da hineingehen und niederknien und Gott erzählen, wie schwer es doch ist, wenn man auf einmal einen jüdischen Papa kriegt? Gehorchen, annehmen, was Gott über ihn geschickt hat, gehorsam sein Schicksal annehmen und es tapfer tragen, tätig tragen lernen, durch die Tat der eigenen Kraft es sich aneignen, nicht murren, nicht verzagen, nicht klein werden, auch nicht bloß dumpf gehorchen, das Schicksal nicht bloß erleiden, sondern den Willen Gottes nun auch selber tun, sich nicht bloß fügen, sondern sich bereitstellen, es als Forderung nehmen, zu verstehen trachten, was das Schicksal damit meint, was es von ihm will! Was aber könnte das sonst sein, als daß er, nun ganz auf sich selbst gestellt, vollen Ernst mit sich machen muß? Er hat immer die Welt abgesucht nach dem rechten Platz für sich, jetzt speit ihn diese Welt aus, er kann also nur in sich selber finden, was er soll! Er ist von ihr befreit, jetzt gilt's, daß er dieser Freiheit auch einen Sinn gibt. Jetzt wird es sich zeigen, ob sein Napoleonkult mehr war

als eine liebe Jugendeselei. Wenn er wirklich einen Stiftermenschen in sich trägt, wenn er seines Hölderlin wert ist, wenn er sich an dem Plutarch und dem Korsen nicht bloß den Kopf erhitzt hat, dann kann ihm die Kraft nicht fehlen, an diesem Schicksal zum Manne zu reifen.

Er trat nicht in die Kirche, verließ die stillen Seitengassen und suchte den Lärm der Stadt auf. Er wünschte jetzt, Bekannten zu begegnen; er hätte jeden angesprochen. Er ging ins Ministerium zurück; vielleicht hat er da Gelegenheit, sich der Welt zu stellen, denn darauf kommt's ihm ja jetzt an, er will sich mit ihr messen. Jetzt bemerkt er erst, daß er das schon im ersten Augenblick gleich gewußt hat. Gleich als er die Zeitung las, da war das erste Gefühl gewesen, ausgestoßen zu sein aus seiner Welt! Er erinnert sich seiner vollkommenen Unfähigkeit, im ersten Augenblick irgend etwas zu denken; er hatte, wie gelähmt, mit einem Schlag zu denken aufgehört und eigentlich nur noch ganz mechanisch gehandelt, auch auf dem Weg zum Notar, auch in der Kanzlei noch. Dies war offenbar eine Art von innerem Selbstschutz gewesen, um ihn vor der vernichtenden Empfindung der furchtbaren Schmach zu bewahren, denn er gestand sich jetzt ein: entehrt, geschändet, beschimpft, gebrandmarkt, in Acht und Bann, ja jeder Möglichkeit eines menschlichen Lebens beraubt zu sein, das war sein erstes Gefühl gewesen, das ihm nur irgend ein unbewußter Heiltrieb verheimlicht oder doch verschleiert hatte. Er gestand sich auch, daß er es zu-

nächst ja gar nicht anders empfinden konnte. Er wunderte sich eigentlich, daß er es jetzt schon anders empfand. Es war doch so ziemlich das Ärgste, was einem anständigen Menschen geschehen konnte. Wenn es ihm vor dem Krieg, wenn es vor seiner Verwundung geschehen wäre, wer weiß?, er hätte doch lieber gleich ein Ende gemacht, um nur nicht als Jude zu leben, gewiß! Was aber hielt ihn jetzt zurück? Erinnerung an jene Minuten dort unten, als er verwundet lag und im Angesicht des Todes die namenlose Seligkeit des Lebens, des Lebens an sich, des Lebens selbst, Seligkeit des bloßen Atmens, Sehens, Hörens, Seligkeit des tierischen Daseins so gewaltig empfand? War's das, was ihn jetzt feige macht? Nein. Er wäre doch so gern wieder draußen. Er weiß, daß er bereit ist, gerade so sein Leben wieder einzusetzen. Draußen oder auch hier. Er wird, wenn sich's trifft, keinen Augenblick zögern, sich zum Duell zu stellen. Nein, Feigheit ist es nicht. Und wahrhaftig auch nicht gemeine Lebenslust. Lust an diesem Leben gar, das ihn jetzt erwartet! Eine rasche Kugel wäre wirklich lustiger. Nein, sondern es ist das andere Verhältnis zum Schicksal, das er seit dem Krieg hat. Er kann's noch gar nicht recht sagen, es ist ihm selbst noch nicht ganz bewußt, er fühlt nur das Schicksal jetzt anders, er fühlt es als Verpflichtung, als Forderung, als Probe, ja gewissermaßen auch als einen Teil von sich selbst, als etwas, wodurch er von außen her erst sein Inneres ganz erfährt! Und wenn er ganz aufrichtig gegen sich ist, so muß er gestehen: was jetzt

in ihm vorgeht, was ihn aufrecht hält, was ihm diese fast unbegreifliche Kraft und Ruhe der Entschlossenheit, auch ein Leben jenseits aller seiner gewohnten Begriffe zu tragen, gibt, das ist einfach eine verwegene Neugierde, doch einmal zu sehen, was er selber wert ist, was er an sich selbst hat, was er, wenn ihm alles Äußere genommen und er ganz nur auf sich selbst, auf sein inneres Ureigentum, sozusagen auf das Minimum seiner angeborenen Selbstexistenz reduziert wird, was er auch dann noch, ganz aus sich selbst allein, etwa vermag. Und dazu kommt vielleicht auch noch der Reiz, sich jetzt sein Leben selbst zu wählen. Das muß er jetzt wagen. Es wird sich ja zeigen, ob er es wagen kann.

Im Ministerium erfuhr er, daß eben Heitlinger nach ihm gefragt hatte. Was will der noch von ihm? Derlei „Freundschaften“ ist er jetzt doch jedenfalls los, das Schicksal hat sie gekündigt. Er wird sich fortan mit den Menschen begnügen müssen, die seinetwegen mit ihm verkehren. Wer ist das? Wer bleibt ihm? Er wird jetzt erst gewahr, in welcher Einsamkeit er immer schon gelebt hat, seit je. Er war überall fremd geblieben, alle hatten immer schon bemerkt, daß er anders war. Jetzt darf er es sein, jetzt hat er ein Recht darauf. Erst neulich noch, bei seiner Kusine: wie bang war ihm unter allen diesen Menschen, deren wesenlose Lustigkeit er so wenig verstand wie ihre leeren Erregungen. Das Geisterhafte, Mitternächtige, Stofflose, das ihm an ihnen so unheimlich war, sein Gefühl ihrer Unwirklichkeit, das Bedürfnis, sich einmal umzudrehen,

nämlich nach ihnen selbst, die er doch offenbar da bisher immer bloß im Spiegel sah, das alles verstand er jetzt erst: sie waren eben nicht von seiner Rasse. Es erleichtert ihn, sie los zu sein. Jetzt darf er sich anders fühlen, jetzt hat er ein Recht, ihre Art von sich abzuweisen, jetzt hat er ein Recht auf sich selbst. Den Verlust dieser Menschen wird er verschmerzen können, Ungezogenheiten wird er sich zu verbitten wissen, Einsamkeit hat er ertragen gelernt. Wenn aber etwa der Jud, der Oberarzt, sich einbildet, jetzt einen Anspruch auf ihn zu haben, dem sähe das ja gleich, er mag nur kommen, aber nein, so toll ist nicht einmal der, ihn als Juden zu reklamieren! Wie viele Juden kennt er denn überhaupt? Was weiß er von ihnen? Was hat er mit ihnen gemein? Ja, wenn er noch das Geld genommen hätte! Doch das ist ja selbstverständlich, daß er die Erbschaft ausschlägt! Und damit sind auch die jüdischen Ansprüche abgelehnt! Und alles ist dann für ihn erledigt! Diese Welt, der er bisher angehört hat und doch immer fremd geblieben ist, ebenso wie die andere, deren freundliches Angebot er dankend zurückweist. Er dankt für beide, so hat er das Recht, sein eigenes Leben zu leben. Er wünschte nur, es wär erst soweit, es wären auch die „Formalitäten“ der Abrechnung, des Austrittes schon vorüber! Denn darüber gibt er sich ja keiner Täuschung hin: in seiner Welt ist er „unmöglich“ geworden. Im besten Falle kann er bei guter Haltung hoffen, eine „schöne Leich“ zu haben; das ist doch was für Wien! Er hat nichts dagegen, er gönnt's ihnen ja,

der Gedanke macht ihm Spaß, seinem eigenen Begräbnisse beizuwohnen. Er wartet nur darauf! Er sitzt die ganze Zeit schon hier und wartet, daß es beginne. So oft die Tür geht, blickt er gespannt auf. Er ist bereit. Kampfbereit. Er weiß genau, was er sagen wird, er weiß den Ton, in dem er es sagen wird, er weiß die Miene, mit der er es sagen wird, auf jede Finte, jede Riposte gefaßt; er sitzt sozusagen auf Mensur. Vorderhand leider vergeblich. Der Vormittag vergeht genau wie sonst. Man ist ganz unbefangen gegen ihn. Nicht anders als sonst, nicht um die leiseste Nuance. Nicht im Blick, nicht im Ton. Um keinen Grad kühler höflich. Aber auch nicht, was er eigentlich erwartet hatte: höflicher als sonst, auch das nicht. Es gelingt ihnen, genau so nichtssagend zu sein wie immer. Nur ihm selbst gelingt's nicht. Zu seinem eigenen Ärger merkt er, daß er sich ungeduldig zeigt. Sie scheinen es nicht zu merken. Sie sind tadellos. Er aber braucht ja seine ganze Kraft, nur um nicht loszufahren! Er schrie sie doch am liebsten an: No also, was sagst dazu, daß ich der Sohn des Jason bin? Aber sie würden nicht mucksen! Sie dächten bei sich: da kommt halt doch der Jud zum Vorschein! Aber sie würden nichts merken lassen, daß sie's denken, und er wäre wehrlos gegen diese Macht ihrer Unwirklichkeit. Es ist unerträglich!

Sein Sektionschef läßt ihn bitten. Auch hier alles wie sonst. Die gewohnte Wichtigkeit: es scheint hier stets um das Schicksal Europas zu gehen, man atmet Weltgeschichte mit dem Dunst sehr par-

fümierter Zigaretten. Alles wie sonst: genau von derselben Feierlichkeit mit einem leisen Schuß von Selbstironie, die zu verstehen geben soll, daß man sich selbst doch keinen Augenblick ernst nimmt. Sogar an der kleinen gewagten Anekdote fehlt's auch heute nicht, mit der ihn der Sektionschef zum Zeichen seiner Zufriedenheit zu beschenken pflegt. Der Sektionschef hält auf den Ruf, lasterhaft zu sein, er nennt das die Tradition Gentz. Und er unterläßt auch heute nicht, mit einem zwinkernden Blick auf das geheime Fach, das seine Sammlung von erotischen Schriften und Stichen enthält, hinzuzusetzen: „Da bin ich jetzt auf einer Spur —!" Er spitzte die Lippen im Vorgenuß. „Sie werden schaun! No ratens!" Auf gut Glück sagte Ferdinand: „Rops?" „Rops!" wiederholte der Sektionschef, den süßen Rauch behaglich durch seine fleischige Nase blasend. „Der ist da doch ein Waisenknabe! Nein das erratens nicht! Ich hoff, er kommt mir nicht mehr aus! Ich hoff's, nächste Mal hab ich ihn schon!" Und auch die gnädige Erkundigung, was sein Großvater von sich hören lasse, mit der üblichen Empfehlung, wenn er an seine Exzellenz schreibe, fehlte zum Schlusse nicht. Alles wie immer. Amtlich schien Ferdinand noch nicht als Jude notifiziert zu sein.

Er hielt es im Amt nicht länger aus. Er ging: Herrengasse, Kohlmarkt, Graben, Kärntnerstraße, den Ring bis zum Stadtpark und wieder zur Oper zurück; er ging Bekannte suchen, sie stellen, sich ihnen stellen. Ging auf sie zu, sprach sie an, was sonst gar nicht seine Art war. Vergeblich. Nirgends

eine Spur von Verlegenheit, Befangenheit oder auch nur Neugierde. Er sah sich dann immer auch noch argwöhnisch um, doch erfolglos: Niemand sah sich nach ihm um. Er konnte sich das nicht erklären. War's Takt? Oder hatten sie's in ihrem leichten Sinn schon wieder vergessen? Oder kam's aus der tiefen Gleichgültigkeit des Wieners gegen alles, was ihn nicht an seinem eigenen Leibe berührt? Oder war's vielleicht aus Ratlosigkeit, aus der Unfähigkeit, über etwas zu sprechen, wofür sich in ihrem Mundvorrat die geläufige Wendung nicht fand? „Was sagt man denn in so einem Fall?", fragten sie sich vielleicht, und solange sie nicht wußten, „was man denn da sagt," sagten sie lieber gar nichts, ungewohnt, jemals selber was zu sagen. Er geriet in Wut. Dabei kam er sich selber so lächerlich vor, mit seinem Gefühl, als würde die Welt einstürzen, als würde jetzt Gericht gehalten werden über ihn, als würde jetzt in der ganzen Stadt erst abgestimmt werden müssen, ob er sich überhaupt noch öffentlich zeigen, ob man ihm noch die Hand geben, ob er sich noch unter Menschen wagen darf! Er erschrak. Empfand er es denn selber so? War ihm für sein eigenes Gefühl so Gräßliches geschehen, daß es ihm unerklärlich schien, wenn nicht die ganze Stadt in Aufregung geriet? War seine Schande so groß? Und er hatte sich das nur selber bisher verschwiegen?

Da fuhr seine Kusine. Er rief ihr winkend. Das Auto hielt. „Begleitst mich ein biss'l?" Nein, er hat ihr nur die Hand drücken wollen. Sie fängt

auch schon wieder von einer Sitzung an, zu der sie muß, er will nicht aufhalten. Da sagt sie, die feine Hand hinstreckend: „Ja richtig! Ich gratulier dir!“ Er sieht dem lieben blassen Gesichtl die ehrliche Freude an.

„Wozu denn?“ fragt er kurz, möglichst unbefangen, erstaunt. Da scheint sie verlegen, das Gesichtl wird plötzlich kindisch ernst, und sie sagt, achselzuckend, in einem Ton hilflosen Bedauerns: „No ja? Mein Gott!“ Und schon wird sie wieder hell und sagt lachend: „Aber doch das viele Geld! — Ich freu mich so für dich!“ Und sie hält ihm so herzlich die Hand hin, daß er ihr nicht einmal bös sein kann. Er fragt nur: „Glaubst, ich nehm das Geld?“

„Nein?“ ruft sie lachend. „Wenn's dir zu schwer wird, gib halt mir ein Stückl davon!“ Und schon wieder in geschäftiger Eile: „Also willst nicht mit? Ich komm ja sonst zu spät!“ Und schon war sie, noch heiter winkend, im strahlenden Auto davon.

Er ging heim. Er kam sich auf einmal so verlassen vor, auch von sich selbst. Er wußte gar nichts mehr mit sich anzufangen. Er hatte nichts mehr in sich als diese dumpfe Müdigkeit und den Wunsch zu schlafen, tief zu schlafen. Im Briefkasten an seiner Tür war eine Visitkarte. Von Heitlinger. „War schon im Ministerium und bedauert sehr, dich dort und leider jetzt auch hier verfehlt zu haben.“ Ferdinand war aber zu müde nachzudenken. Auch als sein Blick auf das Bild seiner Mutter fiel, empfand er nur, daß er jetzt zu müde dazu war. Er schlief gleich ein.

Als er erwachte, fand er sich gar nicht gleich zurecht. Was war denn eigentlich? Er hatte das Gefühl, Wochen verschlafen zu haben, und konnte sich nicht mehr erinnern: der Abgrund, aus dem er nun sich langsam erst wieder emporwand, schien alles verschlungen zu haben. Er tastete, machte Licht, sah nach der Uhr. Halb Sieben! Morgens oder Abends? Er trat auf den Balkon. Abend! Jetzt entsinnt er sich allmählich. Er hat noch nicht gegessen. Aber seit gestern oder seit vorgestern nicht? Und warum hat er sich bei Tag, heute oder gestern, schlafen gelegt? Seinem Hunger nach muß es gestern gewesen sein! Er hat einen quälenden Hunger. Er tappt herum. Seltsam: er bringt sich doch sonst, wenn er heimgeht, immer gleich sein Nachtmahl mit, das hat er heut vergessen. Oder gestern? Er muß aber vor allem jetzt etwas essen! Der Hunger macht ihn ganz stier. Er will rasch ins Café hinüber und — erschrickt! Jetzt ist er auf einmal erst wach und erinnert sich, es schnappt jetzt ein, die Kette schließt sich Café, Zeitung, sein Bild, der Notar, das Testament und — er ist ein Jud! Zuerst muß er noch darüber lachen. So was Albernes zu träumen! Warum hat er sich aber überhaupt bei hellem Tage schlafen gelegt, gestern oder heut? Vor allem essen! Dann wird er den Hungertraum los!

Aber als er beim Wilt unter den Wartenden im Gedränge steht, weiß er auf einmal, daß es kein Hungertraum ist. Man kennt ihn hier, es bedient ihn immer derselbe Kommis, der mit den wasserblauen Augen und dem zärtlich gepflegten stroh-

blonden Schnurrbärtchen. Der sagt immer, sobald er ihn erblickt, mit demselben huldvollen Lächeln: „Gleich, Herr Baron!“ und weiß schon alles. Er sagt auch heute „Gleich, Herr Baron!“ Aber bevor er es sagt, stockt er einen Atemzug lang mit offenem Mund, die Wasseraugen verglasen sich, er sieht nach dem Fräulein an der Kassa, das Fräulein fühlt's, sieht auch auf, über das Gedränge weg zu Ferdinand hin, kaum einen Atemzug dauert das, nur gerade so lange, daß Ferdinand weiß, er hat nicht geträumt. Er ist jetzt ganz ruhig. Nein, so was träumt man auch nicht! Er hat jetzt den Anschluß wieder. Sogar den quälenden Hunger ist er auf einmal los.

Er tritt auf den Markt hinaus und stößt fast mit dem eiligen Heitlinger zusammen. „Ich will grad zu dir, ob ich dich nicht doch noch erwisch! Den ganzen Tag such ich dich schon!“

Sehr schnell antwortet Ferdinand: „Ja, ich hab mit der Anna gesprochen, ich hab ihr deinen Plan entwickelt und ich glaub, sie wird sicher —“ Er weiß selbst gar nicht, was er da sagt, und warum er es sagt, und mit solchem Eifer! Er hat bloß das Bedürfnis, irgend etwas zu sagen, was den Franz so beschäftigt, daß er an nichts anderes denkt, daß er nur nicht an das andere denkt! Doch der unterbricht ihn lachend: „Aber geh, doch nicht deswegen! Diese dalkerte Idee mit meinem Blattl! Und gar jetzt!“ Er nimmt den Freund unterm Arm und sagt herzlich: „Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie ich mich freu'! Meiner Seel: wenn ich's selber wär, ich

könnt mich auch nicht mehr freu'n!" Ferdinand kennt den Franz ja, kennt diesen Ton an ihm, weiß, daß das ganz echt ist: in solchen Anfällen, wenn ihm was geglückt ist, ein Abenteuer mit einem Mädl oder auch nur ein verblüffender Manschettenknopf oder der Erstling eines von ihm entdeckten Westenstoffs, wurde der sonst so kluge, kühl berechnende, selbstsüchtige Franz zum arglosen Kinde, von einer hinreißenden Heiterkeit des Herzens, gegen die man wehrlos war. Ferdinand empfand dann immer, wieviel ursprüngliche Güte doch in allen eitlen Launen dieses vielleicht nur durch sein Glück bei Frauen verdorbenen Knaben versteckt lag! Er war zu jeder Niedertracht bereit, wenn sein Ehrgeiz, seine Habsucht, sein ungeduldiger Wunsch, empor zu kommen, sich gehemmt fühlten, und hatte sich dabei doch einen Vorrat innerer Freudigkeit bewahrt, aus der sich dieser gewissenlose Mensch doch immer wieder zu verjüngen und gleichsam immer wieder mit einer neuen Unschuld zu versorgen schien; irgend eine geheime Tür zu seinem verlorenen Paradiese ging dann immer wieder plötzlich auf. Er war dann unwiderstehlich; er wußte das selbst und sündigte darauf. Oft genug hatte Ferdinand die „Freundschaft" mit ihm verschworen, es half nichts, er ließ sich doch immer wieder von ihm bezaubern. Er durchschaute die Treulosigkeit, Unzuverlässigkeit und Eitelkeit des windigen Gefährten und erlag doch dem ersten Lächeln dieser bestrickenden Anmut immer wieder, die vielleicht ganz wesenlos, gewiß aber ungekünstelt, gewiß ganz echt und deren sinn-

liche Gewalt unwiderstehlich war. Auch jetzt erging's ihm wieder so: mit dem schmucken Offizier an seiner Seite war's auf einmal hell um ihn, und er hatte beim leisen Druck seiner lebhaften Hand das Gefühl, Arm in Arm mit dem Glück zu gehen. Als Dritter aber ging sein Verstand mit, neugierig erstaunt, worüber der törichte Bub denn eigentlich so vergnügt war.

„Hast du was dagegen," sagte Ferdinand, „uns ins nächste Café zu setzen? Ich fall sonst um, ich hab heut den ganzen Tag noch nichts gegessen."

„Schneidst schon Coupons?" fragte Franz lachend. Sie traten ein.

„Du würdest mir also raten, anzunehmen?" sagte Ferdinand leichthin.

„Was denn?" fragte Franz arglos.

„No die Erbschaft," sagte Ferdinand.

„Nein, ich rate dir entschieden ab!" Und Franz lachte wie man über einen Bummelwitz lacht. Ferdinand begriff, daß es keinen Sinn gehabt hätte, dies fortzusetzen; der Gedanke, Geld auszuschlagen, lag nicht im Bereiche seines Gefährten. Sie saßen am Fenster, Franz schob den Vorhang weg und sagte, hinausblickend: „Es muß doch ein herrliches Gefühl sein, daß jetzt das alles dir gehört! Schick den Kellner hinaus, er soll den Nächsten, der vorübergeht, hereinbringen, und den fragst dann, was er kostet; du willst dir ihn kaufen! Wenns eine Durchlaucht ist, die wird sich vielleicht erst ein bissel bitten lassen, aber du hast es jetzt ja, du kannst dir's erlauben!"

Ferdinand wurde plötzlich sehr ernst, ihn schauderte vor dem Gedanken. Um ihn wegzuwischen, fragte er: „Und was werden die Leut aber sagen, wenn sie dich mit einem Juden sitzen sehen?"

Verwundert sah Franz auf, er verstand gar nicht gleich. Aber dann rief er lachend: „A du meinst dich? Aber doch höchstens die Halbscheid! Zu fünfzig Prozent! Und deckst halt jedes mit einer Million zu. Millionen sind undurchsichtig."

Doch unter dem ruhig auf ihm verweilenden Blick des Freundes wurde der schmucke Krieger unsicher. Er fragte dann auf einmal verlegen, fast bänglich: „Du meinst es doch nicht am End im Ernst?"

Ferdinand schwieg. Franz fuhr ungeduldig fort: „Ich bitt dich! Sei nicht albern und setz dir nicht solche Flöh ins Ohr! Lächerlich! Du bist grad so wenig ein Jud, wie aus deiner Kusine Anna je eine geborene Gräfin wird!"

„Geburt genügt nicht, um geboren zu sein!" sagte Ferdinand.

„Nein! Die Gesellschaft läßt sich auf Nebenwege nicht ein. Und mit Recht! Denn wenn man erst einmal anfing daherumzustiereln, dann hört's doch überhaupt auf, wer wär denn seines Lebens noch sicher? Das gäb ein schönes Tauschgeschäft! Du bist der eheliche Sohn des Baron Držić, du hast deinen Taufschein, da steht das schwarz auf weiß, und dagegen gibt's nichts, denn wie du eigentlich zustand gekommen bist, das geht keinen Menschen was an, und du kannst dich darauf

verlassen, daß du da die ganze gesittete Menschheit auf deiner Seiten hast! Es wird ihnen gar nicht sehr angenehm sein, aber du kannst Gift darauf nehmen, da stehen alle für dich ein, und geschlossen! Christen oder Juden! Ganz instinktiv! Da hab'ns alle eine gute Nasen! Es ist der Trieb der Selbsterhaltung, darauf kannst dich ruhig verlassen, denn da käm was Schönes heraus! Ich bitt dich, Ferdl, sei so gut!" Eine rührende Sorge klang daraus.

Ferdinand sagte ruhig: „Ich hab bloß wissen wollen, wie du darüber denkst."

Ärgerlich antwortete Franz: „Aber kein vernünftiger Mensch denkt anders! Außer vielleicht irgend ein Rassennarr! Ja mein pensionierter Jugendfreund vielleicht, der Beer, dem Trottel säh's gleich! Aber wer auch nur den geringsten Sinn für Ordnung hat, wird es undenkbar finden, daß man einen Menschen sozusagen eines schönen Tags aus seiner bürgerlichen Existenz auswaggoniert! Bloß weil sich im Hintergrund irgend welche Privatvergnügungen abgespielt haben, für die er ja nichts kann und vor denen wirklich niemand sicher ist! Es wär einfach die ganze Rechtsordnung in Frage gestellt! Hausmeistermädeln als Prinzessinnen, die feinsten Leut als Kutschersöhne, ich bitt dich, was für ein Kudlmudl! Nein, sei ruhig, da geht's wirklich um die heiligsten Güter der Nation!" Und er hielt plötzlich ein, sah lächelnd auf und sagte: „Ganz abgesehen —! Wenn nämlich davon abzusehen wäre, was man natürlich auch nicht kann! Auf einem gewissen Niveau fragt man doch überhaupt nicht

mehr, da hört doch das alles auf!" „Bei der wievielten Million," fragte Ferdinand.

„Ja mein Gott!" rief Franz lachend. „Das Leben ist einmal so, wir werden's auch nicht ändern! Das Leben ist viel zu groß, um ihm mit enger Moral beizukommen, und grad das ist das Herrliche daran, da hat Bergson sicher recht!"

Ferdinand mußte lachen, er kannte das an Franz, der sich mit Vorliebe plötzlich einem großen Namen an die Brust warf; sein liebes hübsches Gesicht sah vor Emphase dann auf einmal entsetzlich dumm aus.

Den Blick Ferdinands fühlend, lachte Franz auch und fuhr fort: „Laß mich in Ruh! Der Bergson g'hört jetzt einmal dazu, du weißt ganz gut, was ich sagen will!"

„Dich geniert's also nicht?" fragte Ferdinand trocken.

„Was?"

„Daß ich jetzt ein Jud bin!"

„Also mein Wort, daß ich daran überhaupt noch nicht einmal gedacht hab!" Schon die Zumutung schien ihn zu beleidigen. Dann aber trat an seinem weichen sinnlichen Mund der hämische Zug hervor, den Ferdinand nicht leiden konnte, und in einem altklugen Ton fuhr er fort: „Wenn ich dir aber einen Rat geben darf, so laß das lieber, selbst im Spaß! Mir gegenüber liegt ja nichts dran, aber vor den Leuten, glaub mir! darf das nicht einmal in Erwägung kommen! Die Menschen sind gemein, da könnt's dir leicht geschehen, daß aus dem Spaß im Handumdrehen Ernst wird. Ich an deiner Stelle —"

„Du an meiner Stelle?“ wiederholte Ferdinand langsam; fast klang's neidisch.

„Tut mir ja sehr leid,“ sagte Franz lachend, „nicht an deiner Stelle zu sein! Ehrlich leid!“

„Du würdest da —?“ fragte Ferdinand. „Ich würde,“ fuhr Franz fort, „nicht zugeben, weder mir selbst, schon gar nicht aber vor anderen, daß daran überhaupt gedacht werden kann! Verstehst?“

„An mein Judentum, meinst du?“

„Is doch auch lächerlich! Schließlich stammen wir alle vom Adam ab. Mehr aber —.“ Er verzog das hübsche Gesicht zu einem kleinen, frauenhaft schmollenden Trotz. „Mehr würde ich an deiner Stelle nicht zugeben. Glaub mir! Es muß ein für allemal von vornherein ausgeschlossen sein! Anspielungen, an denen es vielleicht nicht fehlen wird, darfst du gar nicht verstehen! Du hörst so was einfach nicht und bleibst ganz unbefangen! Glaub mir, es kommt bloß auf dich an! Am besten is, wenn das ganze Thema für dich einfach nicht existiert! Wenn du ihnen nicht die Freud machst, verlegen oder befangen zu sein, dann hören sie von selber auf! Es wird sich ja jeder hüten, sich's mit dir verderben zu wollen — jetzt!“

„Nun aber zur Hauptsache!“ sagte Ferdinand. Es klang so brüsk, daß Franz verwundert aufsah. „Du denkst,“ fuhr Ferdinand fort, „du denkst jetzt natürlich, ich soll dir das Geld geben, für dein antisemitisches Blattl?“

„Gott, das hat doch wirklich Zeit,“ sagte Franz leicht hin. „Daran hab ich wirklich zunächst

noch gar nicht — das heißt, natürlich hab ich daran gedacht, für später einmal! Weil's ja doch auch für dich vielleicht ganz angenehm sein wird, ein Blatt zu haben, auf alle Fälle — grad jetzt! Übrigens mußt du mich mißverstanden haben, durch meine Schuld vielleicht, ich hab mich vielleicht schlampert ausgedrückt, denn: antisemitisch? das is doch kaum das richtige Wort dafür, warum eigentlich antisemitisch?"

„Ja warum eigentlich?" wiederholte Ferdinand belustigt.

„Natürlich auch antisemitisch!" sagte Franz eifrig, „wenn du willst! In einem gewissen Sinn! Schließlich sind das alles nur Worte!"

„Es sind nur Worte," bestätigte Ferdinand.

„Nicht, daß ich jetzt am End, weil du jetzt —?" rief Franz. „Für so geschmacklos wirst du mich nicht halten! Schon auch, weil du ja für mich derselbe bleibst — lächerlich! Ich seh gar nicht ein, warum du, der Baron von Držić, Katholik von Geburt und Erziehung, jetzt auf einmal nicht mehr das Recht haben sollst, dich an einem antisemitischen Blatt zu beteiligen! Kein vernünftiger Mensch wird dir das bestreiten! Aber ich seh auch nicht ein, warum es durchaus antisemitisch sein muß!"

„Ich dachte," sagte Ferdinand, „es käm dir vor allem darauf an, die Juden —"

„Die Juden!" rief Franz ungeduldig, „was nennst du Juden? Wer sind die Juden? Wir haben uns angewöhnt, alles was wir nicht aussteh'n können, was unsern Geschmack beleidigt, was der

guten alten österreichischen Tradition widerspricht, alles Schäbige, Niedrige, Klägliche jüdisch zu nennen. Gut, ich hab nichts dagegen, gewissermaßen als Abkürzung ist das auch ganz bequem. Und in diesem Sinn ist ja jeder anständige Jud selber ein Antisemit. Das würde mein Blattl aber ganz klar aussprechen und Verwechslungen mit dem landläufigen Antisemitismus, der ein Blödsinn is, würde ich mir schon deutlich zu verbitten wissen. Worauf es mir eigentlich ankommt —"

„Ja worauf kommt es dir eigentlich an?" fragte Ferdinand langsam.

„Mir kommt's darauf an," sagte Franz bedächtig, hielt dann noch einmal ein, sah lächelnd auf und fuhr treuherzig fort, „unter uns gesagt, mein lieber Ferdl, denn du wirst das ja nicht mißverstehen: eigentlich, eigentlich kommt's mir nur darauf an, ein Blatt zu haben, mein Blatt! Und wenn dir jemand sagt, er will ein Blatt, weil er damit dies oder das will, glaub mir, der lügt dich an! Ich sag's offen: ich will ein Blatt! Hab ich's erst, so wird sich schon zeigen, was ich damit will! Ich bin selber neugierig! Es wird sich schon finden, mir is nicht bang! Aber ich werd jetzt dreißig, ich hab's satt herumzustehen, ich will endlich mittun! Ich möcht Wien ein bissel aufmischen! Das möcht ich und ich weiß, das könnt ich! Und mit keinem lieber, als mit dir zusammen! Was man aber das ‚Programm' nennt, das, mein Lieber, is mir ganz Wurscht!" Und mit dem lieben herzigen Kindergesicht, das den Frauen so gefährlich

war, fuhr er schmeichelnd fort: „Und wenn dir ein philosemitisches Blattl besser gefällt, m. w., wie man in Berlin sagt, machen wir! Wie wir's anstellen, daß wir die Leut ärgern, is mir gleich, wenn sie sich nur ärgern! und das laß meine Sorge sein! Bewegung, ein bissel geistige Bewegung, endlich wieder einmal, das is's, was der Stadt nottut! Und daß ich das kann, das weiß ich. Aber links herum oder rechts herum, ist mir gleich. Am liebsten rund herum! Kleinlich bin ich doch nicht!"

„Nein das bist du nicht," sagte Ferdinand, „das hab ich auch nie von dir gedacht."

„Mir wär's übrigens nicht eingefallen," beteuerte Franz, „davon anzufangen! Das hat doch Zeit!"

„Es hat Zeit!" sagte Ferdinand und stand auf.

„Wohin geh'n wir denn?" fragte Franz.

„Ich geh schlafen," sagte Ferdinand. Franz konnte sein Erstaunen nicht verhehlen. „Ich an deiner Stelle — das eine weiß ich, daß ich da jetzt mindestens drei Wochen lang nicht ins Bett käm! Jedenfalls in mein's nicht. — Schad!

„Die Menschen sind verschieden," sagte Ferdinand.

„Und du bist halt ein Philosoph!" sagte Franz.

„Es liegt vielleicht in der Rasse," sagte Ferdinand.

Er ließ sich heimbegleiten. Sie schieden herzlich. Ferdinand fühlte sich jetzt so weit von allen Menschen, daß er auf Nuancen der Empfindung verzichtete; sie lagen alle jetzt in demselben großen Sack beisammen, es kam schon nicht mehr darauf an.

Im Kästchen an seiner Tür fand er ein Telegramm und einen Brief. Der Großvater telegraphierte, er komme morgen. Die Fürstin Aldus erbat seinen Besuch in den nächsten Tagen, sie habe leider neulich vergessen, ihn um Rat zu fragen, ihrer Enkelin wegen, mit deren ungewöhnlicher Begabung und Neigung für Musik sie weder sich auskenne, noch was Rechtes anzufangen wisse.

Ferdinand nahm das gleichgültig hin, wie Schulaufgaben. Der Großvater muß abgeholt, die Fürstin muß besucht werden, es kam ihm nicht mehr darauf an, womit er den Tag verbrachte. Er erinnerte sich der Begegnung mit der Kusine. Doch sehr lustig? Und jetzt mit dem allerliebsten Franz Heitlinger. Doch auch lustig? Und morgen wird er vom Großvater erfahren, auf welche Art er eigentlich, wie hat der Heitlinger das ausgedrückt? ja: zustandegekommen ist. Das ist mehr als dreißig Jahre her; also doch kaum ein Anlaß zur Aufregung mehr, sondern schließlich gar für den Philosophen, der er ist, auch eher — lustig! Und die Fürstin bestand doch überhaupt aus nichts als Lustigkeit! Das ganze Leben zergeht, scheint's, in Lustigkeit, wenigstens „auf einem gewissen Niveau“, wie der Heitlinger sagen würde.

Er erschrak über die Deutlichkeit, mit der ihm jetzt bewußt war, daß er in seinem ganzen Leben nur für zwei Wesen wirklich etwas empfunden hatte. Für seinen Vater. Für seinen gesetzlichen Vater. Er verstand jetzt, warum dieses Gefühl stets einseitig geblieben war; und diese Seite wird ja jetzt

auch aufgegeben werden müssen. Das andere Wesen aber war schon aufgegeben. Seine Schuld? Ihre Schuld? Schuld? Ein leeres Wort. Und er hat sich doch gelobt, daß das ausgewischt sein soll. Freilich, es wird bald nicht mehr viel in seinem Leben auszuwischen übrig sein.

Er sehnt sich jetzt so nach der Paula! Sie fehlt ihm, mit ihrer stolzen, geraden, freien Menschlichkeit! Er hätte diesen reinen Spiegel jetzt so gebraucht! An ihr hat er sich doch selbst erst erkannt! Mit ihr ist er selbst von sich fort! Paula! Stille, sternenhelle Paula! Und durch seine Schuld! Erloschen in der geilen viehischen Gier!

Er stand im Südbahnhof, den Großvater erwartend. Genau so war er als Student oft gestanden. Und als der Zug jetzt einfuhr, stand auch der Großvater genau so wieder schon am Fenster, mit der alten gestickten Tasche in der ängstlich geschlossenen kleinen Hand, auf den Zehen, um doch womöglich ein bißchen größer auszusehen, und mit seiner dünnen Stimme, mehr aber eigentlich mit den gesträubten dichten Brauen einen Träger heischend, den er dann, selbst beim Familienkuß, nicht aus den argwöhnischen Augen ließ; er witterte noch immer in der Großstadt überall Bauernfänger. Auch hielt er wieder den Lohn für den Träger schon bereit, er kannte die Taxe genau, gab aber um die Hälfte mehr, doch niemals ohne zuvor zu fragen: „Was bekommen Sie?“ Nun das übliche: „Gnä’ Herr wer’n eh’ wiss’n!“ Und sein unerbittliches: „Ich weiß gar nichts. Was haben

Sie zu bekommen?" Bis zur Drohung mit der Polizei. „Das Schlimmste in dieser Stadt ist, daß niemand den Kampf ums Recht kennt, das Fundament aller sittlichen Kultur!" Und nun noch das Zitat aus Jhering, das Ferdinand auch als Kind schon auswendig wußte. Und wie sie in die Elektrische steigen, ermahnt ihn der Großvater, acht zu geben, daß er nicht glitsche: für den Großvater ist er noch immer der kleine Bub! Und dann untersucht Exzellenz die Fenster, denn: „Es zieht!" Die böse Welt behauptete, der gute Trost habe, beim alten Kaiser in Audienz, um für seine Ernennung zum Geheimen Rat zu danken, auf die gütige Frage des die Verdienste des treuen Beamten huldvoll würdigenden Monarchen, welchen Wunsch er etwa sonst noch an ihn zu richten hätte, die Bitte gestellt, ob sich denn da gar nichts dagegen tun lasse, daß es in Wien überall so fürchterlich zieht. Der alte Herr war schon eine seltsame Mischung von kleinen Lächerlichkeiten einer närrischen Selbstsucht mit der reinsten Selbstlosigkeit und Güte. Sein ganzes Leben bringt er zum Opfer, aber nicht die geringste seiner Kaprizen.

Der Großvater erzählt. Die Babi, seine Haushälterin seit vierzig Jahren, läßt den Ferdinand schön grüßen, sie hat ihm auch ein Paar warme Socken gestrickt; mein Gott, alt wird sie halt, und schon recht vergeßlich und womöglich noch eigensinniger. Dann kommen die Klagen über seine Gicht; auch ist er am Erblinden, es zeigt sich noch nicht, doch er weiß es, die Ärzte verstehen ja nichts!

Es soll sich nur niemand wünschen, alt zu werden: von der Erfahrung, der Reife, der Voraussicht des Alters hat man ja nichts, denn wer hört darauf? Dann die Schilderung der Not in Graz. Es ist sehr arg. Er hat's aber ja vorausgesagt! Er hat auch den Krieg vorausgesagt. Er hat alles vorausgesagt. Aber wer hört bei uns darauf? Und es wird noch viel ärger werden. Das Ärgste kommt erst. Er sieht sehr trüb. Doch wer hört auf ihn? Das Schlimmste ist, daß es an Männern fehlt. In ganz Europa fehlt's überall an Männern. An dem Manne! Ganz natürlich: denn ein Organ, das nicht gebraucht wird, verkümmert. Was sich heute Politik nennt, ist eher eine Art Tanzkunst: die Tanzkunst auf dem Vulkan; zur Begleitung wird mit Kriegsanleihen aufgespielt! Er hat das alles kommen sehen, seit Jahren schon! Aber wer hört denn darauf? Man will ja nicht hören! Und dann folgten Erkundigungen: nach seinem braven alten Klauer, nach dem Hofrat Wax mit dem schönen Bart, nach der Gräfin Freyn, nach dem Sektionschef Ferdinands, nach dem Revirement im Ministerium. Und nur kein Wort von dem, woran sie beide doch im stillen unablässig denken mußten.

Sie stiegen an der Oper aus. Ferdinand trug die Tasche. „Hast du die Tasche?“ fragte der Großvater immer wieder. „Man sagt, daß es ja hier jetzt schon förmliche Räuberbanden gibt? Aber das wird noch viel ärger kommen! Ich sehe trüb!“

Im Matschakerhof wurden sie feierlich empfangen. Der Großvater stieg, seit er nach Wien

kam, immer hier ab. Es war dasselbe Zimmer, im vierten Stock zur Spiegelgasse hin, wo Ferdinand mit ihm schon als Bub beim ersten Besuch der Kaiserstadt gewohnt hatte. Ferdinand erinnerte sich noch so gut des betäubenden Erstaunens, mit dem er von diesem Fenster aus auf die hohen Stellwagen in der schwindelnden Tiefe dort unten gesehen und zum erstenmal den Lockruf einer großen Stadt vernommen hatte! Die Enge der Gasse, die Höhe der Häuser, das Brausen der Ferne hatte der Knabe, an den breiten Platz der stillen Landstadt gewöhnt, wo man beim Geräusch eines Wagens neugierig ans Fenster trat, mit einem Taumel halb des Schreckens, halb eines ungekannten seligen Verlangens erwidert, von dem ihm heute noch, bei der bloßen Erinnerung, die Kehle brannte! Als er jetzt, an demselben Fenster stehend, während der Großvater sorgsam seinen Mundvorrat auspackte, Brot, Butter, Milch, Zucker und die dem Kettenraucher unentbehrliche Fülle von Portorikos, wieder hinabsah wie damals vor dreiundzwanzig Jahren, war er enttäuscht, er fand die Tiefe nicht mehr so tief, den Lärm lästig und jenes Gefühl der Erhabenheit, dessen er sich noch so deutlich entsann, schien ihm kindisch. Man darf nichts zum zweitenmal erleben wollen.

Sie gingen essen. Der Großvater sah gleich nach dem letzten Zimmer und freute sich sehr, es leer zu finden. Sie setzten sich an den großen Tisch. Der Alte bestellte. Dann rieb er sich die Hände, sah vergnügt durch die glitzernden großen runden Gläser

in dem stillen Raum herum und sagte dann ganz feierlich: „Undankbar ist der Mensch. Er nimmt alles hin, als müßt das so sein! Da kommt ein alter vertrockneter Pensionist mit einem Hansguckindieluft hereinspaziert und setzt sich mir nichts dir nichts an den Tisch, wo der Grillparzer immer gesessen ist! Wenn wir uns wenigstens schön bescheiden gegenübergesetzt hätten! Wär auch noch unverschämt genug von uns!“ Er lachte. Gleich aber wieder ernst, fuhr er mahnend fort: „Weder du noch ich verdienen das! Wer in der ganzen heutigen Zeit wäre des teueren Mannes würdig?“ Und die kleinen mageren fahlen Hände faltend, sah er zur Wand, als müßte da noch der Geist des Verklärten irgendwo schweben.

Die Suppe kam, er füllte die Teller und sagte: „An seinem siebzigsten Geburtstag bin ich noch bei ihm gewesen, mit der Deputation vom Leseverein. Das gehört zu den Glücksfällen meines Lebens. Viele waren's ja nicht. Nun ja. Man muß für alles dankbar sein. — Jetzt wollen wir's uns aber schmecken lassen! Nachher hab ich ja dann noch ein Wort mit dir zu reden.“ Und er begann jenen unvergeßlichen Besuch zu schildern und wie es ihn erschüttert hätte, daß der alte Grillparzer die Hand ans linke Ohr gelegt, um besser zu hören. Zu denken, daß selbst ein solcher Mann, selbst er, der menschlichen Hinfälligkeit den Tribut zu zahlen hat! Und dann kam er auf Stifter und von Stifter auf Prechtler, der in Linz täglich zur selben Stunde unter den alten Platanen der Promenade auf und

ab „gestanden“, Sommer und Winter immer in demselben malerischen schwarzen Radmantel. „Ja das waren noch Zeiten, da gab's noch Menschen! Heute hat alles der schnöde Gelderwerb befallen!“ Und er kam wieder auf Stifter zurück, der im Nachsommer dem Freiherrn von Baumgartner ein unvergängliches Denkmal gesetzt, „meinem edlen verehrungswürdigen Gönner, dem ich alles verdanke, was aus mir innerlich und äußerlich geworden ist, und der in seiner unerschöpflichen Güte mich armen jungen Menschen auch gewürdigt hat, als ich die liebe Rosalie heimführen durfte, unser Trauzeuge zu sein. Und jetzt höre, Ferdinand, in Gottes Namen!“

Er hatte sich einen Apfel geschält, den er mit dem Enkel teilte. „Seit Jahren ist das alles aufgeschrieben. Ich hielt es für meine Pflicht, nicht hinwegzugehen, ohne dir für alle Fälle Nachricht davon zu lassen, schon zu deinem Schutze vielleicht, gegen deinen Vater — ich meine den Gatten deiner Mutter, meines unglücklichen Kindes. Bewahre dir ihr Bild rein! Sie hat schwer genug gebüßt. Und wenn irgendwen die Schuld treffen soll, so wär's nur ich! Ich hätte den romantischen Sinn des Kindes beizeiten ersticken müssen! Ich war zu schwach. Aber bedenke nur auch, daß ich ein junger Witwer und mit Amtsgeschäften überbürdet war. Und — Schuld? Was ist Schuld? Vielleicht bin ich zu stolz auf mein hochbegabtes Kind gewesen! Nun, das Schicksal hat nichts unterlassen, mich zur Demut zu bringen. Und jetzt sollst halt auch du die

Demut kennenlernen. Es wird schon für jeden gesorgt.“ Und mit seiner dünnen, hohen, leise näselnden Stimme fuhr der alte Herr still zu berichten fort, wie das Kind, mutterlos aufwachsend, sehr bald schon einen hohen ernsten und sogleich dem Alltag entfremdeten, schönheitsdurstigen, nach der Kunst verlangenden Sinn gezeigt, so daß sie, noch keine fünf Jahre alt, in der Gesellschaft der Namenlosen, damals dem Stelldichein der Schöngeister von Linz, durch den nicht bloß sinngemäßen, sondern von allem Zauber der reinsten Empfindung erfüllten Vortrag des Gangs nach dem Eisenhammer einen wahren Sturm des Entzückens erregt, sogar bei dem gewiß sachkundigen Baron Marnholz, Stifters altem Freund, den sie zu den denkwürdigen Worten hingerissen: „Hier erwächst uns eine junge Bayer-Bürk!“ Dies sei auch der Anlaß geworden, daß die Statthalterin, eine gütige Frau, kinderlos, von dem jüngeren Gatten vernachlässigt, sich ihrer angenommen und sie später gern in die Loge zu sich eingeladen, womit der Keim zu jener Theaterpassion gelegt worden, deren furchtbare Folgen in jenen unschuldigen Anfängen ja wirklich niemand ahnen können, wenn auch er selbst zuweilen, besonders später in der Zeit ihrer fast krankhaften Schwärmerei für Lenau, schon von einem dunklen Vorgefühl gewarnt worden, das er aber selbst damals als philiströs und kleinstädtisch in sich niedergekämpft. Mit einem genialen Kinde gesegnet zu sein, falle Durchschnittsmenschen nicht leicht. Und wer weiß, ob nicht alles noch gut abgelaufen

wäre, wenn nicht, als das Kind eben siebzehn geworden, der berühmte Strakosch die Stadt besucht und den Demetrius rezitiert hätte. Er macht einen ungeheuren Eindruck, wird am anderen Tag zur Statthalterin geladen, sieht dort das Kind, sie spricht ihm vor, er ist begeistert, er schüttelt die Mähne und rollt die Augen, er bürgt für ihr Talent, bietet sich als Lehrer an, beschwört, bestürmt, bedroht den Vater und verschafft ihr auch wirklich, kaum einen Monat später, das Engagement bei — bei jenem verruchten Satan! Der alte Herr hat etwas Unheimliches, wie er jetzt von jenem „Giftmischer" spricht. Sein gutes altes ausgeräumtes Gesicht, von dem schlohweißen Greislerbart eingerahmt, wird stier, und die leeren Augen hinter den glitzernden großen runden Gläsern irren vor Angst noch jetzt bei dem bloßen Namen „dieses, dieses Menschen, der der Teufel gewesen sein muß!" Er kann sich's nicht anders erklären, er glaubt das heute noch!

„Daß es eine Endursache geben muß, irgend einen ersten Beweger, der dies alles einst ins Rotieren gebracht hat, zwingt mich, meine Vernunft anzunehmen. Ob aber dieser Gott an seinem Werk noch weiter teilnimmt und etwa gar ins Menschenreich herüber wirkt, das ist mir, je länger ich es betrachte, immer zweifelhafter geworden — unter uns gesagt natürlich! Denn an der Religion festzuhalten, bleibt mir ein Grundsatz, aber eben aus Religion wird es mir schwer, mit einem gereinigten Gottesbegriff den Zustand dieser Welt überein zu setzen. Daß es aber einen lebendigen Teufel gibt,

gilt mir für ausgemacht, seit ich ihn in Person mit diesen meinen Augen gesehen! Sein zynisches Erstaunen über ihren Selbstmordversuch, die ganz arglose Gemeinheit des unbegreiflichen Menschen, der mir ins Gesicht sagte: Ich verstehe die ganze Aufregung nicht, Sie machen eine Affäre daraus!, sein schnödes Achselzucken, als ich, du kannst dir denken mit welchen Gefühlen!, in eine Heirat einzuwilligen erklärte, die Heirat des Fräuleins von Trost mit einem Herrn Jakobsohn, und wie er dann mit aller Seelenruhe selbst ein gütliches ‚Arrangement‘ übernahm, ja mich, was ich heute noch nicht begreife, mit ihm zu beraten, an Držić zu schreiben und über den Schuldenstand des Rittmeisters zu verhandeln zwang, bis wir zuletzt, äußerlich wenigstens, in aller Form schieden, ja fast mit dem Gefühl, als ob wir eigentlich eher noch froh sein müßten, ich sage dir, Ferdinand, du kennst mich doch, Übertreibungen liegen mir fern, auch sind ja mehr als dreißig Jahre seitdem vergangen, und auch dieser entsetzliche Mann selbst ist jetzt dahin, aber ich versichere dich, das steht bei mir heute noch fest: er hatte vom Menschen nur die Gestalt, deine Mutter, mein armes Kind, ist das Opfer höllischer Künste geworden, anders hab ich mir's nie erklären können! Ja wenn ich mich erinnere, schon auch die Stadt, dieses Breslau selbst!, ist für Menschen unserer gewohnten Empfindungen ein so beklemmend unheimlicher Ort, daß einem Vorgänge, die man sonst ins Gebiet des Aberglaubens zu verweisen geneigt ist, dort fast natürlich vorkommen.“

Er hielt einen Augenblick ein, um an dem Stumpf seiner Portoriko die nächste passend anzuzünden. Dann fuhr er, den Ton wechselnd, sachlich und eher etwas selbstgefällig fort: „Mir ist das übrigens später zum Anlaß geworden, jenen Gesetzentwurf gegen den Mißbrauch der Hypnose einzubringen, über den man sich in der üblichen vorwitzelnden Art so lustig gemacht hat. Es ist mir leider nicht gelungen, die furchtbare Gefahr zu beseitigen, die der Menschheit von hypnotisch angestifteten oder unter hypnotischer Einwirkung zugelassenen Verbrechen droht. Da bei der Unzulänglichkeit der gesetzlichen Bestimmungen der Schuldige, der Anstifter ungestraft bleibt, ja das Opfer oft noch gar selbst sich für schuldig hält und, die Gewalt nicht ahnend, der es erlegen ist, sich noch, wie deine arme Mutter damals, einer unbegreiflichen Verwirrung des eigenen Herzens anklagt, nehmen diese Verbrechen überall noch immer zu. Hätte man mir gefolgt und meinen Entwurf angenommen, den die Zeitungen, instinktiv stets die Helfer der bösen Mächte, auch wenn sie's selbst gar nicht wissen, mit solchem Geiste verspotteten, so wäre Wien vielleicht davor bewahrt worden, für zwei volle Jahre vom Kopf bis zu den Zehen der Generalhypnose des Herrn Jakobsohn zu verfallen, und es wär uns dieses Panama der öffentlichen Sittlichkeit erspart geblieben! Aber die törichten Menschen ahnen nichts von dem schleichenden Unheil dieser modernen schwarzen Magie, der man nächstens noch eigene Lehrkanzeln an den Hochschulen errichten wird.

Auch ich würde ja noch heute nichts ahnen, ohne das furchtbare Beispiel an meinem Fleisch und Blut. Aber der Anblick meines geliebten Kindes, das, statt dem tückischen Verführer zu fluchen, bis zuletzt noch in seinem Banne stand, ihn immer noch entschuldigend, sich selbst verwünschend, ist mir unvergeßlich. Ich habe ja fast Gewalt anwenden müssen, um sie fortzubringen, nur aus seiner Nähe weg! Sie wäre, denke dir, bereit gewesen, zu bleiben! Als die Geliebte des Herrn Jakobsohn, das Fräulein von Trost, mein Fleisch und Blut! Damals habe ich mit meinen Augen die Gewalt des bösen Feindes am Werk gesehen! Und ich erzähl dir's nur, weil du dir das Bild deiner Mutter rein bewahren sollst. Sie ist ein schuldloses Opfer gewesen!"

Der alte Herr saß eine Weile still, in den Rauch seiner Zigarre sehend. Dann goß er sich noch etwas schwarzen Kaffee nach, schlürfte behaglich und sagte mit einem listigen eitlen Lächeln: „Wenn ich übrigens früher von einer Generalhypnose sprach, so war damit kein General speziell gemeint, das sei ferne!" Und er genoß die feine Bemerkung sehr. In dieser Art von Geist war er berühmt; und er hielt etwas darauf. Es war kränkend, daß der Enkel die zierliche Bosheit der kleinen Anspielung nicht ganz zu würdigen schien. Aber der hörte kaum mehr hin, er sah nur die Mutter mit den schmachtenden, das ferne Land suchenden Augen, wie auf ihrem Bilde an seiner Wand daheim, er hatte ja sonst nichts von ihr!

Nach einer Weile fuhr der Großvater fort:

„Jetzt wirst du manches auch erst verstehen! Ich mag dir oft hart, vielleicht ungerecht vorgekommen sein. Nun, erwünscht bist du mir nicht gewesen, und wäre mir nicht, was ich auch nur meinem unvergeßlichen Gönner, dem edlen Freiherrn von Baumgartner, zu verdanken habe, von Jugend auf der kantische Pflichtbegriff so vertraut gewesen, daß mein ganzes Handeln davon fast mechanisch bestimmt war, ich weiß nicht, woher ich die Kraft genommen hätte, dich, diesen lebendigen Vorwurf, ertragen zu können. Ich habe Jahre gebraucht, um vergessen zu lernen, wessen Sohn du bist. Leicht war's nicht. Aber dann bin ich auch dafür belohnt worden. Denn auf einmal, ich weiß nicht, wie das kam, aber ich hatte dich auf einmal lieb. Ich wollte gar nicht, ich hab mich genug gewehrt. Aber irgend etwas muß der Mensch halt haben. Und mir blieb ja nichts mehr übrig. Man nimmt, was man kriegt, der Mensch wird genügsam. Du warst doch eine Art Inhalt! Es darf dich nicht kränken, daß ich dir das so sage! Seitdem ist's ja längst ganz anders geworden. Ich hab dich heut lieber, als ich selbst deine Mutter hatte, auch als sie noch ein Kind war; sonderbar ist das! Aber anfangs war's wirklich bloß faute de mieux, das wirst du ja versteh'n. Und erst als ich anfing, dich lieb zu haben, als du mir nach und nach wie zu meinem Kinde wurdest, du sahst deiner Mutter so gleich, du hattest so was Argloses, und es wird wohl auch viel Mitleid in meinem Gefühl für dich gewesen sein, von jener Zeit an erst wurde mir oft so

furchtbar bang um dich und das hat mich strenge, ja zuweilen hart gegen dich gemacht! Aus Angst nämlich, es könnte doch in dir etwas von deinem Vater sein! Du verstehst das, nicht wahr? Ich hab da die Kraft meiner ganzen Weltanschauung zu Hilfe nehmen müssen! Ohne meinen festen, diesen unerschütterlichen, diesen meinen felsenfesten Glauben an die sittliche Freiheit des Menschen wär's nicht gegangen! Ohne diesen Glauben, daß der Mensch, wer es auch sei, die Kraft hat, das Böse, mit welcher Macht es auch immer von den Vätern her in seiner Brust lauern mag, niederzuzwingen, daß jedem Menschen ein Weg zum Rechten offen steht, daß des Menschen eigener sittlicher Wille der Baumeister seines Schicksals ist, ohne diesen Glauben hätt ich damals an dir verzweifeln müssen. Nur diesem Glauben allein dank ich's, wenn ich im Leben, das es mit mir nicht sehr freundlich gemeint hat, doch schließlich immer noch halbwegs aufrecht geblieben bin. Nur dieser Glaube hat mich auch damals erhalten. Mit einer Ibsentheorie, mein lieber Ferdinand, hätt ich dich nicht erziehen können; da war dir ein direktes Billett ins Zuchthaus angewiesen. Aber ich darf auch nicht vergessen, was ich in jener schweren Zeit meinem Neffen Zingerl schuldig geworden bin. Unsere Wege haben sich getrennt, er ist jetzt der große Bischof, Kirchenfürsten sind niemals mein Geschmack gewesen. Seinen außerordentlichen Verstand, seine tiefe Kenntnis der menschlichen Natur, sein fast unheimliches Geschick, Welthändel zu leiten, dabei natürlich in allen Ehren;

ich habe nur ein angeborenes Mißtrauen gegen geistliche Diplomaten, gar geniale! Das aber ist er ja, den Zug ins Geniale hat er; er war's schon damals, als blutjunger Alumne! Natürlich verriet ich ihm nichts, das Geheimnis ist strenge gewahrt worden; außer deinem Vater Držić und dem Notar Raibl, der die Schulden des Barons abzuwickeln hatte, hat's niemand erfahren, dein andrer Vater machte keinen Gebrauch davon, ich habe, bis ich jetzt das Telegramm des Notars erhielt, immer gemeint, der Herr Jakobsohn hätt's längst vergessen! Ich sprach also damals mit dem jungen Zingerl bloß akademisch, er hatte ja für Fragen der Erziehung stets ein besonderes Faible. Da war's mir nun ein großer Trost an einem Menschen von einer ganz andren inneren Welt und einem klugen, auch mit den Abgründen unserer Natur vertrauten und gar für seine Jahre ganz erstaunlich herzenskundigen Menschen denselben starken Glauben an die wunderbare Macht des Willens zu finden. Auch ihm galt es für ausgemacht, daß der Wille, bei Zeiten geweckt, durch Beispiel, Erziehung, Gewohnheit, Unterricht und Vorbild gelenkt, stärker ist als selbst das Blut, daß ein recht geführter Mensch die bösen Neigungen überwinden, ja nicht bloß das, sondern austilgen, ja verwandeln kann, daß der freigeborene Mensch sich jeder inneren Erbschaft erwehren kann. Ihm schien freilich auch noch die Gnade dazu nötig; sie lassen sich immer ein Hintertürl offen, durch das der Priester herein kann. Doch weiß ich ihm heute noch Dank, er hat mir in jener

schweren Zeit, wenn ich oft schon wirklich am Verzagen war, immer wieder Mut gemacht. Er sagte gern, es sei der Wille Gottes, alle Menschen zu retten. Die dennoch nicht gerettet werden, sind selbst Schuld. Die aber gerettet werden, verdanken es Gott. Nun, darin steckt irgend ein Pfaffenkniff, kommt mir vor, aber in die Sprache der Vernunft übersetzt, enthält es doch eine große belebende Wahrheit, nämlich, daß keinem Menschen die Kraft zum Guten fehlt. Nur das Vertrauen auf diese Wahrheit hat mich den Versuch wagen lassen, den Jakobsohn in dir vielleicht doch bewältigen zu können. Und es ist mir gelohnt worden. Denn das eine, mein lieber Ferdinand, darf ich ja heute wohl sagen: du hast mein Vertrauen zu der sittlichen Kraft nicht zuschanden werden lassen, es ist mir gelungen, es ist ein anständiger Mensch aus dir geworden. Bleib dir treu, so kann dir's auch weiterhin nicht fehlen, äußeres Ungemach hat dem reinen Gemüt nichts an, deines inneren Schicksals bleibst du Herr"!

„Ja," sagte Ferdinand nickend. „Ja, Großvater! Das weiß ich und das will ich. Denn es ist auch mein Glaube, daß es des Menschen eigenste Schuld ist, wenn er unterliegt. Und deiner Erziehung dank ich's, daß mir vor den Gespenstern in mir nicht bang is. Bin ich bisher mit ihnen so leidlich fertig geworden, wird's jetzt, seit ich sie kenn, nur um so leichter sein. Kannst dir ja denken, daß es anfangs etwas, no!, etwas überraschend kam! Man is nicht auf jedes Hupferl des Schicksals immer gleich gefaßt,

aber ich glaub, jetzt sitz ich schon wieder im Sattel so ziemlich fest. Und drum, Großvater, sei mir nicht bös, du darfst das auch nicht mißverstehen, es is sehr lieb von dir, daß du gekommen bist, ich freu mich auch sehr, aber nötig wär's wirklich nicht gewesen!" Das klang herzlich. Jetzt aber kam ein abweisender Hochmut über seine Stimme. „Ich wüßte wirklich nicht, wozu?" Und sein Blick fragte so hart, daß der Großvater verlegen wegsah. Sie schwiegen. Endlich fragte der Großvater furchtsam: „Was wirst du denn aber also jetzt tun?"

„Ich? Nichts. Ich bin ganz zufrieden, wenn man mir nichts tut. Das wollen wir aber jedenfalls zunächst einmal abwarten. Ich bleibe, der ich bin. Im Notfall werd ich mich zu wehren wissen."

Es war in dem Grillparzerstübl ganz still. Dann faßte sich der Großvater ein Herz und fragte bittend: „Ferdinand?"

„Was?"

„Der Notar hat mir telegraphiert —?"

„Ja?"

„Daß du — ?"

Ferdinand sah den Großvater ruhig an.

„Ist denn das wahr?" sagte der Alte. „Du willst nicht?"

„Natürlich nicht," sagte Ferdinand leichthin.

Der Alte faltete die Hände. „Das wär doch wirklich ein Frevel, Ferdinand!"

„Deiner Erziehung dank ich's, daß ich von jener geistigen Erbschaft befreit worden bin. Da muß ich nun aber wohl die Folgen ziehen. Wenn ich meinen

Väter verleugnen soll, kann ich mir nicht gut sein Geld gefallen lassen. Logisch? Nicht?“ Und mit leisem Spott fuhr er fort: „Aber Großpapa! Glaubst denn, ich sitz dir auf? Du willst mich doch nur auf die Probe stellen! Gelt?“

Hilflos saß der alte Herr in sich gebückt. Da fragte Ferdinand in einem fast bittenden Ton: „Oder könntest du dir denn denken —?“

Der Großvater fuhr auf: „Aus purem Hochmut wirst du also —? Denn red dir doch nichts ein, mir machst du nichts vor: nur dein erbärmlicher Hochmut, diese Großtuerei, dein Fum, dieses Bedürfnis, das du von klein auf gehabt hast, was Extrafeines vorzustellen und den großen Herrn zu spielen, die Patzigmacherei, die du von ihm hast, nur das is es! Eigentlich bist du ein echter Držić! wenn ich auch nicht weiß, wie du dazukommst! Aber dem Herrn Generalkonsul säh das gleich! Dem Löwenjäger! Dem Hahn auf dem Mist! Der bläht sich auch vor Seelengröße, daß unsereins ganz klein wird neben ihm und sich ordentlich schämt! Der hat dich angesteckt mit seiner Grandezza, der Habenichts! Hä! Der Krowot als Hidalgo! Hä, hä!“ Und seine Stimme schlug über, ein Hustenkrampf fiel ihn an, er erstickte fast, blaurot vor Zorn.

Ferdinand kannte diese Wutausbrüche des sonst so wohlgeratenen selbstbeherrschten Mannes. Man mußte, wenn er nur den Namen des Schwiegersohns vernahm, immer darauf gefaßt sein. Dann schlug der grimmige Bauer aus, der tief in ihm unter aller festen Zucht und guten Form ungebändigt geblieben war.

Der alte Herr zog sein Taschentuch, um sich den Mund und den Bart auszuwischen. Dann nahm er die runden großen Gläser ab und fuhr mit der faltigen alten Hand über die schmerzenden trüben Augen. Er schien sich ein bißchen zu schämen. Er mußte doch auch erst wieder Atem holen. Dann sah er auf, noch ohne Brille, nur so von der Seite nach Ferdinand hin. Gleich aber sah er wieder weg und setzte sich erst sorgsam die Brille wieder auf. Er wollte sich auch die Zigarre wieder anzünden, vergaß es aber und ließ achtlos das Streichholz verbrennen und erlöschen, indem er ganz leise sagte, mehr bloß zu sich selbst: „Um Gotteswillen, Ferdinand! Ist denn das dein Ernst?"

Ferdinand antwortete nichts, es war wohl auch nicht nötig. Er saß unbeweglich, den Mund halb offen, mit vorhängender Unterlippe. Was hatten sie beide sich denn noch zu sagen?

Mit einem trüben Lächeln fuhr der Großvater fort: „Du kennst halt doch auch die Menschen noch gar nicht! Was weißt denn du?"

Und er sah den schweigenden Enkel wehmütig an, faltete die Hände wieder und sagte: „Versündig dich nicht, Ferdinand! Das wär doch ein frevelhafter Eingriff ins Schicksal! Und glaub mir, du würdest es tausendmal bereuen! Glaub mir! Es wär doch ein Wahnsinn!"

Leise sagte Ferdinand: „Aber kann ich denn? Großvater! Begreifst du nicht, daß ich doch nicht kann?"

„Warum denn nicht?" fragte der Alte gereizt. „Es gebührt dir. Er ist dein Vater."

Langsam sagte Ferdinand, still vor sich hin: „Nein. Oder ich will das wenigstens nicht anerkennen. Ich will jedenfalls nicht selber noch einwilligen!“

„Du möchst dich,“ sagte der Alte mitleidig spöttisch, „du möchst dich halt gewissermaßen vor dem Schicksal verleugnen lassen? Es klopft an, aber du sagst einfach nicht herein, du Kindskopf! Was weißt denn du?“

Und seine trüben Augen wurden schwer, seine Stimme sank, als er fortfuhr: „Kennst du die Menschen? Ich wünsch dir's nicht, daß du sie kennen lernst! Dazu muß man jünger sein, das hält man nur allenfalls als kleines Kind aus, wie ich, damals als Koststudent, als ich im Gymnasium bei Wohltätern hab Mittag essen dürfen, jeden Tag bei einem andren, in der Küch draußen. Das war mein Glück! In der Küch muß man essen, wenn man die Menschen kennenlernen will! Und das waren Wohltäter, also doch noch bessere — gut aber sind halt auch die besten nur selten. Aber was läßt sich ein Kind nicht alles gefallen, wenn's Hunger hat? Und so hab ich mich rechtzeitig an die Menschen, wie sie halt sind, gewöhnt und mir nichts mehr daraus gemacht, man lernt alles schlucken. Und noch als Minister hab ich mich oft erinnert an den Koststudenten in der Küch, es bleibt schließlich immer dasselbe, wenn auch die Dekoration wechselt. Aber für dich, mein Ferdinand, wär's heut wohl schon zu spät, die Küch läßt sich nicht nachholen. Bild dir nicht ein, daß du das ertragen könnt'st! Nein,

mein Kind!" Seine Stimme war jetzt ganz klar und fest, als er ruhig fortfuhr: „Du kennst doch die Menschen bisher nur von vorn, da sind's ja ganz nett. Aber gib dich keiner Täuschung hin! Was jetzt geschehen ist, diesen, wie man sagen wird, Eklat sind sie nicht geneigt dir zu verzeihen. Die Gesellschaft, in der du nun einmal aufgewachsen, auf die du nun einmal angewiesen bist, muß das als einen ungeheuren von dir an ihr verübten Betrug, als einen blutigen Schimpf empfinden, den sie rächen wird, und boshaft, grausam, gemein rächen wird, wie sie sich ja keine Gelegenheit entgehen läßt, nach Herzenslust boshaft, grausam und gemein zu sein, den sie, darauf kannst dich verlassen, mit deiner Vernichtung rächen wird, wenn sie kann, wenn sie nicht noch Angst vor dir kriegt, wenn du sie nicht bändigst durch das Einzige, was doch noch stärker als ihr angeborener Hochmut, ihr äffischer Neid, ja selbst ihre rasende Gemeinheit ist: durch ihre willenlose feige Demut vor der Macht des Geldes! Übertreiben ist nicht meine Gewohnheit, soweit kennst du mich wohl. Auch hab ich ja mein ganzes Leben lang dieser Gesellschaft treu gedient und ich darf sagen: nach bestem Wissen und Gewissen, denn ich bin fest überzeugt, daß sie doch immerhin noch in Wahrheit die beste ist, relativ! Nach meiner Überzeugung ist ein besseres Menschenmaterial nicht zu finden, sie kann also eigentlich nichts dafür. Du weißt, was für ein abgesagter Feind jeder Pöbelherrschaft ich bin! Nun: ich bin's gerade, weil ich die Niedertracht selbst dieser Gesell-

schaft kenn, die doch noch fast durchwegs aus lauter vortrefflichen, liebenswürdigen, ja nicht wenigen herzensguten, edlen, ja geradezu tugendhaften Einzelnen besteht! Güte, Wohlwollen, Liebe gar, kurz: jede Art von Sittlichkeit scheint nun einmal nur am Einzelnen zu gedeihen; Gruppen mit Sittlichkeit zu durchdringen ist bisher noch niemals gelungen, wenigstens weiß ich in der Geschichte der Menschheit kein Beispiel, das Mittelalter halt ich für eine klerikale Fälschung. Und sobald der Einzelne, selbst der beste, sobald er in die Gruppe gerät und als Gruppenglied handelt, wird auch er von der Empfindung der Gruppe, von der Gemeinheit, ergriffen, das Wort trifft ja zu: gemein ist, was allen gemein ist, was übrig bleibt, wenn man das Besondere der Einzelnen wegnimmt. Ja es scheint sogar, daß gerade die Besten in der Gruppe sich noch besonders gern der allgemeinen Niedertracht überlassen, die mühsam unterdrückte Natur ergreift mit Freuden die Gelegenheit. So sind die Menschen, ändern werden wir sie nicht, alle Kultur ist bloß ein Versuch, einen gewissen Schein darüber zu breiten. Ich unterschätz diesen Versuch gewiß nicht. Der Anschein von Menschlichkeit, den wir uns in Friedenszeiten zu geben wissen, ist das Höchste, was sich die Menschheit bisher, schwer genug, abgerungen hat. Man muß trachten, ihn möglichst glaubhaft zu machen, man darf sich aber nur nicht selber von ihm täuschen lassen. Dein Schicksal, Ferdinand, muß von der Gesellschaft als eine Herausforderung empfunden werden; alles Ungewöhnliche ist gegen

die Verabredung, auf der schließlich jede Gesellschaft beruht. Dein Schicksal fordert die Gesellschaft gegen dich heraus, es kann sich das aber auch erlauben, weil es dir im selben Augenblick ja die volle Macht über sie gibt. Mit dieser Summe Geldes bist du doch eigentlich unerreichbar. Jede Art von menschlicher Niedertracht: Erbärmlichkeit, Tücke, Rachsucht, Bosheit, Eifersucht, Neid, Haß und Zorn kannst du ja mit ihr abkaufen. Während wir jetzt hier sitzen, sagen sich das einige tausend Menschen im stillen. Es wird dich nicht gerade sehr beliebt machen, du kannst aber ja jetzt auch darauf verzichten. Du bist in der angenehmen Lage, dir jetzt dein Leben zu wählen. Sei ganz unbesorgt: bei der Höhe deiner Erbschaft verstummen alle Vorurteile; auf einer gewissen Steuerstufe wird alles ehrenvoll. Sagt dir deine Laufbahn zu, so bleib! Du wirst da jetzt doppelt willkommen sein. Stört's dich, daß man hier die Vorgeschichte deines Reichtums kennt, so reise! Willst du Gutes tun? Wie leicht ist dir das jetzt! Zum Guten und zum Bösen für dich und für andre liegt jetzt alle Macht in deiner Hand! Aber sie wegzuwerfen, Ferdinand, wie kindisch albern! Ein Wahnsinn! Ein Verbrechen! Du wirst mich ja nicht verdächtigen, daß Habsucht aus mir spricht? Mein Gott, meine Pension hat immer noch zu dem kleinen Zuschuß an dich gereicht und wenn du den jetzt nicht mehr brauchst, komm ich höchstens in Verlegenheit, ich weiß gar nicht, wohin damit! Ich hab meine kleine Wohnung, ich les meinen Marc Aurel, dazu langt ein Drittel der Pension, und die paar

Jahrln, die ich noch hab, wird unser alter Staat ja mit Gottes Hilfe schon noch halten. Nein, mir, Ferdinand, mir könnt's wirklich gleich sein. Aber ich beschwör dich: du darfst die Leute jetzt nicht noch unnütz reizen! Du darfst ihnen nicht die Freud machen, jetzt auch noch anständig, wie du das nennst, zu handeln! So stark bist du nicht, du hast schon gerade genug Butter auf dem Kopf! Es wäre die zweite Unverzeihlichkeit und sie gäbe dich ihnen wehrlos preis!"

Und mit einem plötzlichen Ärger fuhr er den Enkel an: „Und was heißt das, du willst die Erbschaft ablehnen, um dich von diesem Vater loszusagen? Wovon haben denn deine Eltern geheiratet? Wovon bist du denn erzogen worden? Und jetzt auf einmal!"

Ferdinand sprang auf.

„No selbstverständlich!" sagte der alte Herr achselzuckend. Dann sann er vor sich hin und sagte noch traurig: „Es hat doch sein müssen, es ging halt nicht anders!" Plötzlich aber nach der Uhr sehend, rief er weinerlich: „Mein Gott, wir haben uns ganz verplauscht! Denn wenn ich mein Nachmittagsschlaferl nicht hab, fehlt's mir den ganzen Abend, und ich will doch ins Burgtheater! Was ist denn heut im Burgtheater?" Und auf das Achselzucken Ferdinands sagte er kopfschüttelnd: „Seid's schon eine merkwürdige Generation! Zu meiner Zeit hätt einer nicht wissen sollen, was im Burgtheater ist! — Heinrich! Zahlen, aber bitte schnell!" Und der alte Heinrich kam feierlich heran, einem Lordoberrichter gleich.

Sechstes Kapitel

Ferdinand schlief die Nacht sehr schlecht; er fuhr immer wieder auf, erschreckt nach der Uhr sehend und wieder kaum seinen eigenen Augen trauend, daß es noch keine Viertelstunde seit dem letzten Mal war. Und gleich fiel er wieder in den bangen, dumpferregten, atemlosen Schlaf zurück, in dem entsetzlich viel vorging, aber wenn er sich endlich wieder entwand und schweißtriefend emporfuhr, nichts zurückblieb als Angst. Er erinnerte sich dann nur des quälenden Gefühls, über einem furchtbaren Abgrund im Leeren zu hängen, und bevor er noch aufatmen konnte, hing er erstarrend schon wieder.

Der Abend war ihm endlos geworden. Er hatte den Großvater ins Burgtheater begleiten und wieder alle die gewohnten Erinnerungen anhören müssen. Es war ja fast rührend, wie der alte Herr dabei wirklich wieder jung zu werden schien und noch ganz genau wußte, wo der Anschütz bei diesem Satze gestanden und wie der Ludwig Löwe jene Szene mit rollenden Augen gleichsam im Sturme genommen hatte. Und dann die Klagen um das unvergeßliche liebe alte Haus mit seiner „traulichen Erhabenheit“; auch hätten damals doch alle Besucher einander gekannt, wie bei der Elf-Uhr-Messe in der Universitätskirche; an diesem Burgtheaterpublikum habe das alte Österreich wirklich einen ge-

schlossenen geistigen Adel gehabt. Und dann der Eifer, mit dem er an dem Spiele teilnahm, bald freudig, bald bedenklich, jetzt nickend, plötzlich mit dem Finger drohend. Ferdinand beneidete den alten Herrn, aber er konnte das gar nicht verstehen. Er langweilte sich. Ihn langweilte Theater seit je. Er war ganz unfähig, ein Vergnügen daran zu finden, daß sich ein Herr, noch dazu ja meistens einer, den er persönlich kannte, einen falschen Bart aufklebte, einen auswendig gelernten Text aufsagte und dazu Gesichter schnitt. Den Unernst der ganzen Veranstaltung, an die man doch nur, wenn man ganz allein gewesen wäre, nicht im Rudel mit so vielen Bekannten, noch allenfalls hätte glauben können, empfand er so lästig, daß ihm jede Dichtung gestört wurde; wenn er daheim zwei Seiten im Hamlet las, hatte er mehr als von der schönsten Aufführung. Er schätzte Korz menschlich sehr, er bewunderte seinen Geist, er überließ sich gern seiner fürstlichen Anmut, ihn aber nun bemalt, gekräuselt, aufgeputzt auf der Bühne stolzieren, irgend ein Gänschen anschmachten und einen fremden Text mit erborgten Grimassen begleiten sehen, war ihm unheimlich. Der Schauspieler kam ihm und er kam sich selbst dabei entwürdigt vor. Theater, das nach der Kunst schielte, war ihm unerträglich. Nur als Belustigung der Augen ließ er es sich in anspruchslosen Stunden als Zeitvertreib allenfalls gefallen, aber auch da fand er schließlich stets, daß das verschämte Laster nicht nach seinem Geschmack war.

Aber der Großvater war so kindisch selig gewesen, daß er es sich nicht nehmen ließ, nachher noch lange mit dem Enkel im Hotel aufzubleiben, in dem stillen kleinen Zimmer oben, unermüdlich von der schönen alten Zeit schwärmend, solange, bis ihm schließlich doch einfiel, weshalb er eigentlich hier war, und er nun seufzend wieder zu mahnen und zu warnen begann, die ganze Leier noch einmal, immer im Kreise derselben Argumente herum, mit seiner hohen, etwas singenden weinerlichen Stimme. „Du kennst ja das Leben noch nicht! Und du kennst halt vor allem die Macht des Geldes noch nicht! Was weißt denn du, mein Kind? Geld ist hier auf Erden alles, die Jugend merkt das nur, Gott sei Dank, nicht, aber laß dir nur nichts vormachen, Geld vermag alles! Alles, sag ich dir! Welche Demütigungen, welche Niedrigkeiten, welche Kränkungen wären mir erspart geblieben, hätt ich nur nicht immer daran denken müssen, daß ich ja ein armer Mann bin! Wieviel Unrecht hab ich leiden, wie oft, was einem vielleicht noch schwerer wird, zu Unrecht an anderen schweigen müssen, wie oft auf mein eigenes Gewissen nicht hören dürfen, weil ich doch ein armer Mann war! Denn das ist ja das Furchtbarste, daß ein armer Mann sich nicht erlauben darf, anständig zu sein! Dazu gehört Geld. Willst du tun, was dich dein Gewissen heißt, und alles lassen, was es dir wehrt, ja mein liebes Kind, da brauchst du sehr viel Geld. Schauerlich ist das! Darum hat man auch nicht den Mut, es den Kindern zu sagen. Ich hab's auch nicht können. Es war Unrecht. Man sollt ihnen die

Hauptwahrheit nicht vorenthalten. Sie bleibt doch keinem erspart. Nur ist's dann oft schon zu spät. Glaub mir, Ferdinand: ohne Geld mußt du dein Leben lang still im Winkel sitzen, bist ohnmächtig gegen das Unrecht und mußt noch froh sein, wenn es nur dich selbst verschont! Und siehst du: gute Menschen, die man lieb hat, leiden sehen und ihnen nicht helfen können, nein, sondern selber ihnen noch weh tun müssen, bloß weil man halt kein Geld hat, das ist das Ärgste! Wie der Onkel Vinzenz damals, meines Vaters jüngster Bruder, der Syndikus, ein so rechtlicher und ehrenwerter Mann, ein so herzensguter Mensch — und hat der Sanna, grad seinem liebsten Kind, doch ihren Wunsch versagen müssen und sie zu der verhaßten Heirat zwingen wollen, daß sie sich lieber ein Leid antat! Und er war von der Stund an für sein eigenes Gefühl ihr Mörder! Und hat doch aber nicht anders können, weil er halt ein armer Mann war! Das, mein lieber Ferdinand, mußt du bedenken und darfst mich nicht mißversteh'n! Wenn ich dir rate, wenn ich dich bitte, dich beschwöre, die Erbschaft, so sehr dies deinem Gefühle widerstreben mag, was ich verstehen kann, ja was mich stolz auf dich macht, aber dennoch anzunehmen, so liegt mir jeder Eigennutz fern, auch Eigennutz für dich, nicht weil du damit „versorgt" bist und „ausgesorgt" hast und jetzt das Leben genießen kannst — ich weiß, daß dich das nicht reizt, ich weiß, daß dein Ehrgeiz höher geht, ich kenn deinen Sinn, aber das ist doch grad immer bisher meine Furcht gewesen, gerade dein

hoher Sinn hat mir so bang um dich gemacht, ich hab immer vor dem Tag gezittert, wo du dereinst erblicken wirst, wie's in der Welt zugeht, und dann vielleicht vor mich hintrittst und mir noch Vorwürfe darüber machst, daß ich dich zu geistigen und sittlichen Ansprüchen erzogen hab, die sich ein armer Mann doch nicht erlauben darf. Das hat mich oft und oft gequält: wie werd ich dann vor ihm stehen, was werd ich ihm antworten? Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, als dieses ungeheure Glück kam! Wie viele gibt's denn, denen ein Leben nach ihrem Sinn beschieden ist? Und unter diesen wieder wieviele, denen zu solchem Leben auch der rechte Sinn beschieden ist? Und nun, da sich einmal das seltenste ereignet, da Schicksal und Verdienst einstimmen, da Fortuna doch einmal nicht blind ist, willst du mutwillig, aus einer Laune, die vielleicht generös, aber im Grunde, täusch dich doch nicht!, nichts als Eitelkeit ist, eine Art von moralischem Größenwahn, willst du dein eigenes Leben freventlich selbst zerstören?"

Und eine Stunde lang hatte der alte Herr so peroriert, seine Beredsamkeit genießend. Ferdinand hörte längst nicht mehr zu, ihm war das alles eigentlich so furchtbar gleichgültig.

Er schlief mit offenen Augen schon halb, als ihm auf einmal der Gedanke kam, ob sich denn aber gerade in dieser seiner Lässigkeit nicht vielleicht ein stiller Wunsch verbarg, oder doch eine gewisse Schwäche, die Erbschaft zwar nicht anzunehmen, aber doch sozusagen hinzunehmen, sie sich gewisser-

maßen einfach gefallen zu lassen, ihr innerlich nicht zuzustimmen, aber ihr auch äußerlich erst gar nicht zu widersprechen, sondern alles halt laufen zu lassen, sein Schicksal hier und seinen Sinn dort. Eine Gemeinheit, deren er sich schämte, sobald sie ihm bewußt ward! Und diese Scham hatte ihn, als er sich dann endlich doch dem Großvater entwand, die halbe Nacht nicht einschlafen lassen. Er sagte sich immer wieder vor, daß es ja nicht möglich war! Nein, er wußte sich doch vor dieser Verlockung ganz sicher! Geld war ihm eigentlich immer gleichgültig gewesen, er unterschätzte die Macht des Geldes nicht, aber es hat sie ja nur über den, der in der Welt Erfolge sucht. Er aber konnte von sich sagen, daß er selbst in seinen napoleonischen Knabenträumen niemals nach äußeren Eroberungen verlangt hatte, sondern immer nach der inneren Freiheit allein, aus eigener Kraft zum Rechten zu finden. Bedürfnislosigkeit hat er von klein auf gelernt und er hat sie gern gelernt, er ist bald gewahr worden, wie stark und frei sie macht. Auch hat sein Leben bisher ja dafür gesorgt, daß er niemals aus der Übung kam. Bedürfnislosigkeit ist ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er sie gar nicht mehr entbehren könnte, Bedürfnislosigkeit ist sozusagen sein einziges Bedürfnis. So machen des Großvaters Argumente keinen Eindruck auf ihn. Er steht allein in der Welt, er hat bloß für sich selbst zu sorgen, dazu reicht's ja. Und wenn ihm der Großvater zuletzt noch verführerisch ausgemalt hat, wieviel Gutes der Reiche stiften, wieviel Glück er bringen

kann und welch ein erhabenes Gefühl das sein muß, so hat auch das für ihn keinen Reiz, die Wohltäter der Menschheit sind ihm immer schon eher verdächtig gewesen, er weiß sich von der Eitelkeit frei, den beglückenden Engel zu spielen. Er hat immer nur eine Leidenschaft gekannt: mit sich selbst in Ordnung zu kommen, seinen eigenen Sinn und Beruf erkennen und durch seine Tat erfüllen zu lernen. Von außen ist ihm nicht zu helfen und nicht zu schaden.

Er schläft schlecht und ist froh, daß der Großvater am nächsten Vormittag seine „Tour" bei den alten Freunden macht; so sehr er sich in der Rolle des Entsagenden gefällt, er hofft insgeheim ja doch, daß die Reihe noch einmal an ihn kommt, auch er hat alle Taschen mit Verfassungen Österreichs voll. Noch froher aber wird Ferdinand sein, wenn er den lieben alten Herrn nur erst endlich wieder im Waggon hat!

Im Amt war sein Geschäft heute rasch erledigt und so blieb ihm noch Zeit zu dem erbetenen Besuch bei der Fürstin. Er merkte da bald, daß der Musikunterricht der Enkelin bloß ein Vorwand war. Der Fürstin kam es offenbar nur darauf an, ihm zu zeigen, daß zwischen ihnen alles beim alten blieb; er sollte keinen Augenblick darüber in Zweifel gelassen werden, daß sich für sie dadurch nichts änderte. Auch als Sohn Jasons behielt er ihr Vertrauen, ihre Neigung. Er fand das sehr nett von ihr, aber beschämend für sich: sie hatte Mitleid, er schien ihre Hilfe zu brauchen. Wenn sie's für nötig

hielt, ihn gerade jetzt kommen zu lassen, war es also für sie jetzt nicht mehr selbstverständlich, daß er kommen durfte. Feiner hätte man ihn nicht demütigen können! So war's ja freilich nicht gemeint, aber das half ihm nichts: er mußte jetzt der Fürstin Aldus dankbar dafür sein, daß sie groß und frei genug gesinnt war, um auch ferner noch mit ihm zu verkehren!

Sie schien ihm seine Gedanken anzumerken und ging mit ihrer drastischen Aufrichtigkeit lieber gleich drauf los. Auf einmal sagte sie: „Übrigens — ich gratuliere!"

Er sah sie fragend an. Sie fuhr fort: „No gratulieren kann man doch auf jeden Fall! Und die Leut sollen nur reden, mit der Zeit werd'ns schon wieder aufhören, das is ja nur blasser Neid! Ich kann mir ja denken, es muß im ersten Augenblick schon ein spaßiges Gefühl für dich gewesen sein!" Sie hatte die Gewohnheit, ihn zuweilen auf einmal zu duzen. Das war immer ein Zeichen guter Laune, heute schien es ihm noch mehr, sie hielt heute sichtlich darauf, ihm einen Beweis ihrer Huld zu geben. „Mach dir nix draus! Kein anständiger Mensch wird sich drum kümmern, es kann jedem passieren, mit den Vätern is das immer eine unsichere G'schicht, mein Gott! Der Unterschied is nur, daß sonst der wahre Papa — früher war's gern der Hauslehrer, jetzt is der Chauffeur dafür beliebt, aber meistens munkelt man halt nur, der anonyme Papa hätt auch keinen Anlaß, sich plötzlich zu melden. Und neidisch sinds dir halt! Das kannst ihnen nicht

einmal verdenken, sei nur gerecht! Und die Leut müssen auch immer irgend eine Spielerei haben, laß ihnen die Freud!, nächste Woch'n hab'ns schon wieder eine neue! Wenn's dir aber ungemütlich, wenn einer gar zu lebhaft wird, den schick nur zu mir, ich werd ihm schon die Leviten lesen! Aber in acht Tagen fressens dir doch alle aus der Hand! Bei dem Geld, ich bitt dich!"

Er sah auf. Es galt auch ihr also für ausgemacht, daß er das Geld nahm! Seinen sämtlichen Bekannten war er offenbar ganz unbekannt.

Er sagte ruhig: „Aber ohne Geld? Wie wär's da?"

Sie lachte. „Ja da tätst mir wirklich leid! Denn dann wärens furchtbar rassenrein!"

„Ich weiß aber ja noch gar nicht, ob ich die Erbschaft annehmen werd."

„No sei so gut!" Sie lachte.

Er fragte langsam: „Raten Sie mir denn dazu, Durchlaucht!"

„Was denn?" fragte sie, „was hast denn, was meinst denn eigentlich?" Sie war ganz außer sich, er hatte sie niemals so gesehen. „Also red, was willst eigentlich?" drängte sie.

„Ich frage mich, ob es nicht anständiger von mir wär, die Erbschaft abzulehnen."

„Saublöd wär's!" schrie die Fürstin. „Aber dir schauet das ähnlich! Ich hab dich immer nicht für ganz richtig gehalten!" Und wie begütigend setzte sie hinzu: „Der Lungenschuß muß rein auch aufs Hirn gewirkt haben!" Sie maß ihn und fragte

dann unsicher: „Du machst doch hoffentlich nur einen Spaß?“

„Würden Sie denn, Durchlaucht, an meiner Stelle —?“

„An deiner Stelle, wieso?“

„No als Tochter Jasons!“

Sie fuhr auf. „Das is doch eine Unverschämtheit.“ Gleich aber lachte sie, sich an ihrer Nase nehmend: „Zwar bei meiner Nasen! Und wer is denn sicher, was noch alles herauskommt?“

Sehr ernst sagte Ferdinand plötzlich, in einem bittenden Ton: „Verstehen Sie denn nicht, Durchlaucht, daß es mir unerträglich ist?“

„Was?“ fragte die Fürstin scharf. „Was is dir unerträglich? Der Jason oder sein Geld? Mach da nur keine Mantscherei! Daß d' an dem Jason keine Freud hast, glaub ich dir aufs Wort, ich wär' auch nicht entzückt. Aber den bringst halt schon nicht mehr weg! Loskaufen? Das is ein Irrtum. Man könnt wirklich daran zweifeln, daß du sein Sohn bist, der Verstand fehlt! — Also den Jason hast einmal, obst willst oder nicht, der bleibt dir. Und das Geld? Ja was hat dir denn das arme Geld getan? Geld hat doch keine Rasse und keine Konfession? Euch muß man ja wirklich noch das A-B-C des Lebens erst erklären!“

Er saß stumm; es hätte ja keinen Sinn mehr gehabt, er stand offenbar mit seiner Empfindung ganz allein!

Aber ihre Stimme klang auf einmal anders, als sie fortfuhr: „Ich versteh schon. Ich kann dich

ganz gut versteh'n. Du bist ein Sonderling. Ich hab immer schon den Verdacht gehabt. Oft hab ich mir gedacht: Schau, das is vielleicht einer, der, wenn's halbwegs geht, gern ein anständiger Mensch wär! Und grad darum hab ich mich ja so g'freut wie ein Schneekönig, daß du jetzt reich sein wirst!"

Merkwürdig, dachte Ferdinand, allen scheint Geld ein unentbehrliches Betriebsmittel der Tugend.

„Denn nicht wahr," fuhr die Fürstin fort, „ein Taglöhner, eine Magd, ein Bettler, ein Vagabund meinetwegen, die können alle sehr anständige Leut sein, ganz unten geht das auch ohne Geld! Doch wie man höher kommt, ich weiß nicht warum, aber da wird die Anständigkeit immer kostspieliger! In unseren Kreisen hab ich halt immer bemerkt, daß Geld dazu gehört, sonst wird's meistens die richtige nicht, es langt höchstens zu der gewissen Anständigkeit mit dem zwideren Gesicht, die keinem eine Freud macht, ihm selber nicht und den anderen schon gar nicht. Und so wär's doch wirklich eine Sünd von dir, jetzt bockbeinig zu sein, aus purem Übermut! Der Mensch hat auch gar nicht das Recht, sich gegen ein Glück zu wehren, so wenig wie gegen ein Unglück. Glück und Unglück kommen beide von Gott. Und schließlich hängt's doch aber vom Menschen, und wie er sich dabei benimmt, erst ab, was es eigentlich is, ein Glück oder ein Unglück. Aber davonlaufen davor, aus Angst, die Prüfung nicht zu bestehen, das hätt gar keinen Sinn, du kommst ihr doch nicht aus, der liebe Gott holt dich schon noch ein! Also sei nicht feig, sondern zeig, was du kannst!

Andere haben wirklich ärgere Prüfungen ausgehalten als deine hundert Millionen, oder wieviel sind's?"

„Kaum die Hälfte," sagte Ferdinand, unwillkürlich lächelnd.

„No also!" sagte die Fürstin. „Damit wirst ja grad noch fertig werden. Wär doch eine Schand, ein so ein junger Mensch!"

„Und es geniert Sie also gar nicht Durchlaucht, daß ich jetzt auf einmal —" Er hielt ein und sah sie fragend an.

„Was denn?"

„Es hat sich doch herausgestellt," sagte Ferdinand langsam, „ich bin ein Jud!"

„Red dir doch nix ein," sagte die Fürstin lachend. „Bist deswegen kein Katholik mehr? No also!"

„Aber der Abstammung nach!"

„Schließlich stammen wir alle vom Adam ab," sagte die Fürstin. „Gott sei's geklagt! Ein Vergnügen is es ja natürlich für dich nicht, aber wenn's dir bisher gelungen is, dabei doch ein anständiger Mensch zu sein, wird's wohl weiter auch noch geh'n! Der Rasse nach warst doch von Anfang an ein Jud, du hast es nur jetzt erst bemerkt, das ändert doch aber an dir nichts, und ich muß mir da doch auch sagen: Bist mir bisher recht gewesen, warum sollst denn auf einmal aufhören, mir recht zu sein? Und nur die, denen du schon immer nicht recht warst, seit jeher, und die sich nur früher aber nicht getraut haben, die werden natürlich jetzt auf einmal Hurrah schrei'n, aber da kannst doch bloß froh sein,

daß du die los bist! Mein Gott, ich kann doch die Juden wahrhaftig nicht ausstehen! Wer kann's denn? Sie selber schon gar nicht! Ich bin durchaus antisemitisch, no und wie! Damit is doch aber der Mensch nicht gemeint, sondern was man halt so die Juden nennt. Ich kenn eine Menge, die gar keine sind! Ja ich muß sagen, ich hab mit den Juden direkt Pech, denn alle, die ich persönlich kenn, sind zufällig lauter scharmante Leut! Durch die Bank, merkwürdig! Aber wenn mir ein Mensch g'fallt, werd ich doch nicht erst lang fragen, ich hab doch meine Augen! Das hat mit meiner antisemitischen Gesinnung nix zu tun, da bin ich ganz verläßlich. Wenn aber gar du jetzt deshalb uns auf einmal den Juden vorspielen willst, da machst dich nur lächerlich. Wir kennen dich doch alle! Zum Juden kann man doch nicht über Nacht ernannt werden, mit Dekret! Und was das Geld betrifft, da sei ganz ruhig, das wird dir bei keinem Menschen schaden! Ich bitt dich, das kann doch unmöglich dein Ernst sein? Da müßt man wirklich wütend auf dich werden, und mit Recht: denn ein dummer Jud, das merk dir, is unverzeihlich! Dann würden dich auch beide verleugnen, während jetzt alle sich um dich bewerben werden! Und denk doch auch, wieviel Gutes du mit dem Geld stiften kannst. Denk, daß du's zu verantworten hätt'st, wenn das Geld in schlechte Hände kommt — wer bekäm's denn dann überhaupt?"

„Vermutlich," sagte Ferdinand achselzuckend, „da keine gesetzlichen Erben da sind, der Fiskus!"

„Gräßlich!“ sagte die Fürstin entsetzt. „Der Staat ist doch der ärgste Jud! Und da hätt dann niemand was davon, nein, das darfst du uns wirklich nicht antun!“ Und sie lachte so vergnügt, daß er sah, wie sie das doch keinen Augenblick im Ernst für möglich hielt.

Bis der Großvater von seiner Tour kam, konnte noch eine Stunde vergehen. Ferdinand hatte Hunger, er trat in das Michaeler Bierhaus, ein Tisch am Fenster war frei.

Ferdinand saß und sah gedankenlos hinaus. Er war müd, ihn machte jetzt alles gleich so müd. Dabei war er noch froh, müd zu sein, denn es lauerte die Furcht vor seinen Gedanken in ihm. Er hätte sich gewünscht, vom Schicksal, von einem guten oder bösen Schicksal, ungefragt überwältigt zu werden. Er wehrte sich selbst gegen diesen erbärmlichen Wunsch. Es half ihm aber nichts. Er fühlte sich so schwach. Er war ganz verlassen, auch von sich selbst. In einer dumpfen Betäubung saß er träge da, das Essen vor sich, irgend eine Zeitung daneben, oder auch wieder auf den Platz blickend, eigentlich ohne Gefühl, ob er aß, las oder hinaussah. Doch auf einmal war ihm, als wenn ihn etwas ins Auge gestochen hätte. Er schrie fast auf und erblickte Paulas blasses Gesicht draußen an die Scheibe gepreßt, verschwollen und zerdunsen vor Haß und Wut und Gram. Er erkannte sie gar nicht gleich. Sie stand starr. Er rannte hinaus. Sie ließ ihn herankommen, und bevor er sie noch ansprechen konnte, sagte sie mit einem stieren Lachen: „Ich krieg ein Kind. Daß du's nur

weißt!" Schon aber war sie fortgerannt. Er eilte nach. Sie lief. Aber als sie sich eingeholt fühlte, hielt sie, kehrte sich nach ihm um und sagte, wie betrunken vor sinnloser Wut: „Untersteh dich nicht! Ich hab nur wollen, daß du's weißt!" Er wollte sprechen, da schrie sie: „Untersteh dich nicht, oder ich ruf einen Wachmann!" Es war ihr offenbar ernst. Auch gebärdete sie sich so laut, daß die Leute schon stehen blieben. Er bemerkte jetzt auch erst, daß er ohne Hut war. Während er noch unschlüssig stand, entkam sie. Dies alles war so schnell geschehen, daß er, an seinen Tisch zurückgekehrt, sich kaum mehr recht darauf besinnen konnte. War's so weit, daß er am hellen Tag mit offenen Augen träumte? Noch immer sah er das blasse, von Wut und Haß zerfahrene Gesicht. Und jetzt erst fiel im auf, wie wirr und zaus sie schon auch äußerlich ausgesehen hatte, ganz verwildert, als irrte sie vielleicht seit Tagen schon herum. Aber wußte sie? War es denkbar, daß sie noch nichts davon wußte? Doch er schämte sich sogleich des unwürdigen Verdachts. Sie wohnte da draußen, sie las keine Zeitungen, war vielleicht in der letzten Zeit gar nicht mehr hereingekommen, hatte sich verkrochen aus Scham, aus Ekel, aus Verzweiflung, während er, seit jenem letzten Brief von ihr, sich ja jeden Gedanken an sie gewaltsam versagt hatte, es schien aber, daß sich das Leben halt doch nicht so leicht erledigen ließ, wie sie beide damals meinten! Und er kam sich so gemein und zugleich so furchtbar albern vor, mit seinem Entschlusse, nicht mehr daran zu denken; als ob es

dann ungeschehen wäre! Da tat er vor sich mit edlen Empfindungen groß, brüstete sich seines Gewissens, glaubte die höchsten sittlichen Forderungen an sich stellen zu müssen, an sich stellen zu dürfen, während indessen die Mutter seines Kindes verging! Und er hatte bloß durch einen Zufall, bloß weil ihn zufällig gerade hungerte und er zufällig gerade in dieses Wirtshaus trat und sie zufällig gerade zu dieser Zeit über diesen Platz kam, erfahren, daß sie ein Kind von ihm trug! Und er sprach auf der Gasse halblaut das Wort vor sich hin: Vater. Und er vernahm jetzt in sich nichts mehr als nur immer dieses eine fortklingende Wort, das zum erstenmal Sinn für ihn bekam!

Er hörte, den Großvater auf die Bahn begleitend, der wohlgesetzten Standrede des alten Herrn kaum zu. Dies alles war ihm jetzt auf einmal wesenlos. Er sagte nur von Zeit zu Zeit: „Ja gewiß, Großpapa!", ganz wie er als Kind, wenn der ihn mit seinen guten Lehren gelangweilt hatte, von Zeit zu Zeit, um Ruhe zu haben, mechanisch immer wieder versichert hatte: „Gewiß, Großpapa." Seine Gedanken aber waren weit weg. Er sah sich wieder in dem langen schmalen blanken Zimmer des Spitals, mit dem Blick auf die paar kahlen alten Bäume vor der öden Feuermauer, er sah sich wieder mit ihr. Sie kannten sich ja von früher, er war ihr zuweilen begegnet, sie kam in der Gesellschaft viel herum, von den einen gewissermaßen als Erbstück aufbewahrt, in Erinnerung an ihre Mutter, von den anderen ihrer astrologischen Künste

wegen gesucht, über die man sich öffentlich gern ein bißchen lustig machte, doch nur, um ihnen ins geheim desto gieriger zu frönen. Ihr hochmütiges Gesicht war ihm aufgefallen. Sie hatte nichts von der hier üblichen Anmut, sie kam ihm wie ein Raubvogel im Käfig vor: so schweigend ergeben, doch unbezähmt hinwegsehend saß sie da. Man hielt darauf, ihr zu huldigen, sie nahm nicht Notiz davon. Sie war von einer anmaßenden Bescheidenheit, sie hatte etwas Anonymes in ihrem Betragen, das gleichsam zu sagen schien: ich bin doch hier niemand, ich zähle selbst nicht mit, ich weiß genau, daß eure Höflichkeit nicht mir gilt, sie gilt bloß dem Gaste der Fürstin oder Gräfin so und so! Sie zog sich selbst darum ab, es blieb von ihr nichts übrig als bloß der Gast. Sie war von einer mechanischen Artigkeit, die Ferdinand unausstehlich fand. Es reizte ihn, zu versuchen, ob es nicht doch möglich wäre, einen menschlichen Verkehr mit ihr zu finden. Vielleicht ließ sie sich doch einmal herab und in ein ernsthaftes Gespräch mit ihm ein. Er kam aber übel an. Sie sagte ruhig: „Sie haben entweder Mitleid mit mir, Herr Baron, oder Absichten auf mich; jenes ist deplaziert und mit diesem werden Sie nicht auf die Kosten kommen, also wozu wollen wir uns gegenseitig langweilen?“ Sie gestand ihm später, sie habe auch ihn damals für einen der jungen Herrn gehalten, die „die Kleine“ so en passant mitzunehmen dachten. Damals verdroß es ihn und er ließ die hopperdatschige Person. Er war erstaunt, als er sie im Spital ganz anders fand. Der kleine Kadett,

der neben ihm lag, hatte von ihr gehört und war so neugierig auf sein Horoskop. Sie kam, und wie sie den Wunsch des törichten Jungen erst ein bißchen verspottete, dann von einen Tag auf den anderen vertröstete, die ganze „Zauberei“ selbst nicht sehr ernst zu nehmen, aber dann doch auch wieder sich selbst fast irgendwie davor zu fürchten schien und dem vorwitzigen Knaben sichtlich gern den Gefallen getan hätte, doch ohne ihn anzulügen, aber offenbar auch in Angst, ihn am Ende, wenn sie nicht log, erschrecken zu müssen, das war so rührend und dabei von einer Unbefangenheit, einer kindlichen Anmut, einer Herzensfreudigkeit, er fand keinen Zug der entthronten Königin wieder, die sie sonst mimte. Sie war dann täglich gekommen, das Horoskop immer wieder für den nächsten Tag versprechend, bis es zu spät und der neugierige kleine Kadett tot war. Und an jenem Tage saßen sie dann zum erstenmal miteinander allein. Er konnte den Gedanken nicht fassen, jetzt wieder ohne sie leben zu müssen. Und sie gestand, auch sie könnte sich's nicht mehr denken. Er erinnerte sich noch so genau: Nachmittag war's und das Zimmer schon halb im Dunkel, er ging unstet auf und ab, sie stand am Fenster, noch größer als sonst schien im erlöschenden Lichte ihre hohe Gestalt. Es war ausgesprochen, da schwiegen sie, bis auch der Garten erloschen war. Er sah sie kaum mehr, er fühlte sie nur noch. Dann machte sie Licht und sagte: „Jetzt setz dich aber schön zu mir und hör mich an!“

Er setzte sich und hörte sie von ihrer traurigen

Kindheit erzählen. Sie klagte nicht, auch über ihre Mutter nicht, doch empfand er, was das stolze Mädchen gelitten haben mußte. Armut, ja Not und Entbehrung hätte sie dem Schmarotzen vorgezogen. „Meine Mutter," sagte sie, „war herzensgut, aber würdelos." Sie konnten einander nie verstehen. Und die Mutter verzieh ihr nie, daß sie nicht lernen wollte, den Leuten schön zu tun. Das aber hat sie halt bis zum heutigen Tag noch nicht erlernt. „Ich hab mir's halt aufgespart," sagte sie lächelnd. „Denn gar so wohl war mir bei meinem Hochmut gar nicht, wahrhaftig nicht! Ich verzicht ganz gern. Nur eins ist aber, auf das ich nicht verzichten könnte." Sie schwieg einen Augenblick, bevor sie hinzusetzte: „Nein. Nie. Das nie!" Da war ihr Mund auf einmal wieder hart geworden. Er müsse, fuhr sie dann lächelnd fort, wohl schon bemerkt haben, daß ihre Mutter sicher recht hatte, die zu sagen pflegte, das ganze Kind bestehe bloß aus lauter Widerspenstigkeit. Sie könne das nicht leugnen. Ein bißchen werde sie sich ja mit Gottes Hilfe doch noch ändern, immerhin müsse man stets auf das Schlimmste bei ihr gefaßt sein. Und jene Widerspenstigkeit zeige sich vor allem auch darin, daß sie alles eher ertragen könne, nur keinen unreinen Zustand. „Alles Unreine, ja schon auch bloß Unklare ist mir tödlich verhaßt. Ich kann's einfach nicht! Alles, was man bei uns Vermantschen nennt, auch wenn's noch gar nichts Böses zu sein braucht, ist mir gräßlich!" Sie sah ihn an, als müsse sie sich erst vergewissern, nicht mißverstanden zu werden,

und sann nach, bevor sie, die Worte wägend, fortfuhr: „Ich bin gar nicht so besonders tugendhaft angelegt und verstehen kann ich schließlich alles. Aber Reinlichkeit ist mir unentbehrlich! Ich war ein unbewachtes Kind, mich wundert's, daß es nicht schief gegangen ist; ich war vielleicht bloß zu schiech. Ich glaub aber, ich hätt auch dann noch darauf gehalten, wie soll ich das nennen?, sagen wir: ehrlich zu bleiben. Nur nichts Zweideutiges, nur keine Heimlichkeiten! Wenn es schief gegangen wäre, Gelegenheit war ja genug, es hat niemand auf mich aufgepaßt, ich hab früh manches zu hören und zu sehen gekriegt, aber wenn's schief gegangen wär, dann ehrlich und offen, dann gleich eine mit einem Büchl! Eine liederliche Person zu sein, würde mich weniger genieren, als ein Verhältnis zu haben. Alles kann ich mir vorstellen, aber nur nichts Verschämtes. Meinetwegen zugrundegehen, aber dann geradezu!" Und so hatte sie von ihm, da sie nicht daran denken könnten zu heiraten, das Versprechen verlangt, sie nicht zu berühren. „Liebschaften sind so was Schmieriges. Gar nicht aus Moral! Mir graust davor!" Aber ihn so recht von Herzen lieb haben, für ihn sorgen, seine Gedanken, Hoffnungen und Pläne teilen, ihm etwas sein, ja ihr ganzes Leben aufopfern zu dürfen, nichts Schöneres könne sie sich denken. Schon als Kind habe sie sich immer einen kleinen Bruder gewünscht. So viel Gutes, Schönes, zu dem sie sich so bereit fühle, immer in sich verschließen müssen, mit dem Besten, was man in sich hat, nichts anzufangen wissen, alle die wunder-

schönen Empfindungen nur so verdunsten lassen, daran leide sie ja so, das mache sie zuweilen schon ganz tückisch und rabiat! Es sei ihr oft so leid um all das Liebe, was in ihr verkümmern müsse, es sei so schad! Und wenn sie's nur ein einziges Mal einem zeigen dürfte, nur ein Jahr, nur ein paar Wochen, ein paar Tage lang, so sei sie dann gern bereit, den Rest ihres Lebens geduldig als alte Jungfer hinzubringen.

Ihr Ton, in dem aus Trotz und Spott, aus einer tiefen Erbitterung, aus Mißtrauen und Vereinsamung eine so reine Sehnsucht, einmal recht von Herzen arglos gut zu sein, aufbrach, war ihm unvergeßlich. Er hatte damals das Gefühl gehabt, dies sei die ihm von Gott bestimmte Frau. Aber als er sie bat, sich mit ihm zu verloben und in Geduld auszuharren, bis er sie dereinst, wenn auch vielleicht nach Jahren erst, würde heimführen können, hatte sie verneint. „Nur das nicht! Es wäre die Hölle für mich! Der Gedanke bloß, es könnte der Tag kommen, wo du nur noch aus Pflichtgefühl —! Und nicht bloß das! Es ist ja heut schon nichts als Verlogenheit von dir! Du willst uns beide bloß betrügen, um uns zu verlocken! Es wäre bloß ein Vorwand zu Vertraulichkeiten, die mir grauslich sind!" Und auf einmal hatte sie dann wieder so demütig gebeten: „Ich geb dir mein Leben, nimm alles, nur meine Reinheit laß mir, sonst bin ich's nicht mehr!" Und sie hatte so klug über die Lächerlichkeit solcher aussichtsloser ewiger Brautpaare gescherzt und ihm dann wieder so hart die Wahl gestellt, sich entweder

ihrer Bedingung zu fügen oder sie niemals wiederzusehen, daß er gelobte, sie zur Schwester zu nehmen. „Deine Hand darauf?“ hatte sie gefragt, und er hatte ihr seine Hand darauf gegeben. So saßen sie dann Hand in Hand einen Atemzug lang, ihre war eiskalt. Und er fühlte den schweren Blick ihrer grauen Augen einer Wolke gleich niedergehen, bis sie mit einem aufhellenden Lächeln, heiter, ja fast übermütig sagte: „Und du wirst sehen, daß es auch viel schöner ist! Jenes beruht, denk ich mir, bloß auf einem dummen Mißverständnis.“ Und dann hatte sie ihn lieb und gut auf die Stirne geküßt.

Jenes Wort von dem „Mißverständnis“, auf dem unsere sinnlichen Wünsche beruhten, ging ihm nach, denn es sprach eigentlich nur aus, was er selbst immer schon dunkel empfunden hatte. Er erinnerte sich des dumpfen Entsetzens, das sich des Knaben bei seinen ersten sinnlichen Regungen bemächtigt hatte. Er hatte noch das vierzehnte Jahr nicht erreicht, als die ganze Klasse von einem halbwüchsigen Mitschüler, einem ewigen Repetenten, der sich, zu seinem Ärger von diesen kleinen Buben eingeholt, nun vor ihnen ein Ansehen zu geben suchte, handgreiflich aufgeklärt worden war. Ferdinand haßte den Lümmel noch heute. Seine ganze Jugend schien ihm entweiht. Nur sein damals noch ganz fester Glaube half ihm nach schlaflos fiebernden Nächten aus dem Grauen wieder auf; es schlug dann in ein kindisches Tugendpathos um, er rettete sich in den „Nachsommer“ und es begann der Ansatz zu seiner plutarchisch napoleonischen Zeit. Und eins war ihm

bis zum heutigen Tag noch in Erinnerung: der Knabe hatte sich auch nach jener Aufklärung noch immer nicht vorstellen können, daß derlei nicht bloß bei den gemeinsten Leuten aus dem niedrigsten Stande vorkommt. Er hätte niemals zu denken gewagt, daß ein ähnlicher Vorgang Anlaß seiner eigenen Geburt geworden sein könnte: derlei Zumutungen drängten sich ihm zuweilen auf, aber mit einer erbitterten Scham wies er sie von sich ab. Auch als er klüger wurde, blieb ein Gefühl davon zurück; oder doch der Wunsch, daß es so wäre, daß jenes Gefühl lieber recht hätte, und auch noch irgend eine geheime, wenn auch ganz irrationale Versicherung seines Gemüts, im höchsten Sinne behalte ja jenes Gefühl auch recht. Nach der Matura, beim Valet, dem üblichen Feste der Freigelassenen, das langweilig feierlich begonnen, aber als die älteren Lehrer fort waren, sich sogleich entzügelt hatte, war Ferdinand, zum erstenmal in seinem Leben betrunken in eine Art Raserei geraten, um sich schlagend, Händel suchend, krakeelend, zum größten Spaße der Kameraden, von denen sich das „aristokratische Buberl“ sonst stets so hochmütig abgesondert hatte. Und da war's geschehen, daß er, als sie nun hinaustraten, in der Kühle der stillen Mondnacht erst völlig betäubt und innerlich gleichsam erstarrend, während er noch immer laut zu lallen und wild zu fuchteln fortfuhr, in ein Gäßchen an ein Fenster mit einem roten Vorhang geschleppt worden war, um sich, erwachend, in den roten Armen einer fleischigen alten Weibsperson zu finden;

er hat den Ekel vor jener Stunde nie ganz überwunden und das Lied von „Wein, Weib und Gesang“, das die rülpsende Schar damals ununterbrochen brüllte, kann er heute noch ohne ein Gefühl des Erbrechens nicht hören. Die Leute lachten im Theater immer, wenn die Frau Alving den Kammerherrn einen gefallenen Mann nennt. Er wunderte sich, daß sie lachen konnten. Für ihn hatte das Wort eine furchtbare Wahrheit. Es sprach aus, worunter er jahrelang gelitten hat. Seit jener Stunde war er ein gefallener Mann, in seinem Innern blieb irgend etwas zerrissen. Er hat sich ja, so gut es ging, wieder zusammengeflickt. Er durfte von sich sagen, das er, an den Sitten der Zeit gemessen, enthaltsam gelebt hat. Jenes Erwachen an dem fetten runzeligen feuchten Halse war in seiner Erinnerung oft genug gerade zur rechten Zeit noch aufgetaucht, um die „Poesie“ irgend eines anmutigen Abenteuers zu stören. Es tauchte zuweilen zu spät auf. Das war dann gar scheußlich. Was der Jüngling erlebt, hat oft für den Mann etwas Typisches; sein ganzes Leben scheint darin gleichsam symbolisch vorweggenommen. Ferdinand jedenfalls mußte sich eigentlich gestehen, daß er im Grunde nur immer wieder jenes Erlebnis erlebt hatte: auch wenn es die Frau des englischen Botschafters war oder die graziöseste Tänzerin, für sein Gefühl blieb schließlich immer wieder nichts als ein kleines Fenster mit einem roten Vorhang übrig. Der Stolz des Eroberers mochte die Beschämung lindern, den Ekel dämpfen; sein Gefühl war doch immer, er-

niedrigt zu sein. Was ihn jedesmal wieder anwiderte, war, daß weder er diese Frau begehrte noch sie ihn, daß in diesem Augenblick seine Begierde sich ebenso mit jeder anderen Frau, die Begierde der Frau mit jedem anderen Mann begnügt hätte, daß nur zwei Begierden einander begehrten und daß die Menschen die beiden Begierden eigentlich dabei nur störten. Das in jedem Sinne Generelle solcher Begegnungen war es, was er mit solcher Scham empfand.

Er verstand Paula. Er verstand, daß sie jene Bedingung hatte stellen müssen. Er verstand darum auch, daß sie ihm nicht verzeihen konnte, sein Wort gebrochen zu haben. In jenen wunderbaren Tagen, als ihre Seelen ineinander tauchten, hatte sie einmal gesagt, eine sinnliche Beziehung könne sie sich eher noch mit einem gleichgültigen, ja mit einem verhaßten Mann denken, als mit einem, der ihr wert oder gar lieb sei. Diesem Begierden zu zeigen, von denen sie selbst den Blick abwende, würde ihr unerträglich sein, die Erinnerung, daß er sie so gesehen, müßte sie für alle Zeit von ihm trennen. Das stimmte ganz mit seiner eigenen Empfindung. Er fragte sie: „Wie denn aber, wenn wir verheiratet wären?“ Sie hatte ihn achselzuckend angesehen und dann zugegeben, daß sie darum auch eigentlich unfähig sei, sich die Ehe vorzustellen. Nach einigem Nachdenken aber hatte sie hinzugesetzt: „Ich kann mir's nur daraus erklären, daß die Ehe eben ein Sakrament ist; in allen Sakramenten liegt eine Kraft der Umwandlung. Sie tilgen die Sünde

nicht bloß aus, sondern das Sündige selbst wird dabei zum Werkzeug der Heiligung. An die Sünde selbst knüpft die Gnade an.“ Ihn hatte das befremdet, denn er war bis dahin an ihr kein Zeichen von Frömmigkeit gewahr worden. „Ich bin auch nicht fromm,“ sagte sie, „ich glaube nur, aber ich kann leider keinen Gebrauch davon machen. Das ist in meiner Erziehung versäumt worden. Meine Mutter kam mit der Musik aus. Wenn andere beteten, setzte sie sich ans Klavier. Es ist vielleicht auch ein Weg, alles ist ein Weg; meiner war's aber nicht, ich hätte schon den geraden gebraucht. Von dem erfuhr ich zu spät. Ich war erwachsen, als ich erst, auch nur durch einen Zufall, angeregt wurde, mich mit den Lehren der Kirche bekannt zu machen. Was ich da las, hat mich überzeugt; denn wenn man das glaubt, dann hängt auf einmal alles zusammen, dann hätte das Leben Sinn. Da mir dies sehr wünschenswert scheint, begann ich anzunehmen, daß der Glaube richtig ist. Weiter aber bin ich auch heute noch nicht. Mit dem Kopf glaub ich. Dabei bleibt's aber. Fühlen kann ich's nicht. Meine Versuche sind alle kläglich mißlungen. Ich hab mir manchmal schon gedacht, ob nicht da vielleicht doch die Calviner recht haben und eben manche Menschen von vornherein zur Verdammnis bestimmt sind; bei denen ist's dann schad um die Müh, es hilft alles doch nichts.“ Sie sagte das mit einer Gleichgültigkeit, über die er erschrak. Es schien sie zu wundern. Sie fuhr fort: „Mein Gott, ich könnt ja dann nichts dafür. Was bestimmt ist, läßt sich

nicht ändern. Und wenn's nicht bestimmt ist, wie soll ich mir erklären, daß ich, bei meinem festen Glauben an den Glauben, doch seine Tröstungen nicht empfange? Ich hab's ja wiederholt versucht, es rührt sich aber nichts in mir. So gab ich's lieber wieder auf, es hätte doch wirklich keinen Sinn: in der heiligen Messe sitzen, bei voller Kenntnis ihrer Bedeutung, aber unempfindlich, das Wunder wissen, aber ohne die Kraft, an ihm teilzunehmen — nein! Wozu? Das wär doch fast ein Sakrileg!" Die Ruhe, mit der sie sich selbst gegenüberstand und zuweilen von sich wie von einer Fremden sprach, war ihm oft fast unheimlich. Im nächsten Augenblick aber wurde sie dann wieder zum Kinde. Einer menschlichen Reife des Urteils, weit über ihre Jahre hinaus, einer frauenhaften Würde der Empfindung, einer männlichen Entschiedenheit des Willens war in ihr die sinnende Heiterkeit eines arglosen Knaben beigesellt, daß er über die seltsame Mischung immer wieder von neuem entzückt erstaunen mußte. Und das alles war zerstört! Er hatte das alles zerstört! Er? War das noch er gewesen? Es hatte sich auf ihn gestürzt, auf ihn und sie; sie wußten beide nichts mehr. Als sie wieder von sich wußten, war's zerstört. Er durfte gar nicht daran denken, er sah dann heute noch den irren Blick einer tödlichen Blutsfeindschaft, mit dem sie, sich zusammenraffend, wortlos von ihm schied. Und er war nur froh gewesen, daß sie ging. Er hätte sie sonst weggejagt, in seiner Wut.

Dies alles ging in ihm herum oder eigentlich

stand in ihm herum, denn es stand in ihm jetzt so groß und drohend in seinem unerbittlichen Zusammenhange da, daß es ihm jeden Ausblick zu verstellen schien, als ob er es den ganzen Rest seines Lebens nur immer würde hinfort anstarren müssen. Er wußte dabei, daß er in der Elektrischen saß, um den Großvater auf die Südbahn zu begleiten. Er wußte, was der Großvater, noch einmal alle seine Mahnungen und Warnungen und Beschwörungen zusammenfassend, mit seiner dünnen gläsernen Stimme sprach, er wußte, daß er sich jetzt entscheiden mußte, die Erbschaft anzunehmen oder abzuweisen, und daß er damit über sein ganzes Leben entschied. Aber er wußte zugleich, daß jenes, was in ihm stand, die schwarze Wolkenwand der Erinnerung an die verruchte Stunde, von einer so furchtbaren Gewalt war, daß alles andere davor zerging; und über der Wolkenwand drüben lag aber irgendwo sein Kind. Und er wird nie zu seinem Kinde können! Und er hatte das Gefühl, daß unser ganzes Leben vielleicht nur aus höchstens drei, vier Augenblicken besteht, die wir wirklich erleben, während alles andere dann von selbst abläuft, mit einer mechanischen Richtigkeit.

Als der Großvater mit seinen kurzen Beinen das Trittbrett des Waggons erklommen hatte, sah er noch einmal den Enkel bittend an, er schien noch einmal zu einer feierlichen Predigt auszuholen, besann sich aber und sagte bloß: „Also überleg dir's halt! Versprich mir das!" Und er hielt sich an und streckte dem Enkel die Hand hin.

„Das versprech ich dir!" sagte Ferdinand, die

alte Hand küssend. Er hätte jetzt gerade so versprochen, die Erbschaft anzunehmen, oder versprochen, die Erbschaft abzulehnen, oder irgend etwas versprochen, alles, und bereit, auch alles zu halten, so gleichgültig war ihm jetzt alles und so tief empfand er jetzt, daß wir nichts für uns tun können, sondern alles mit uns geschieht. Und ihm kam vor, es hätte nicht einmal Sinn, darauf neugierig zu sein.

Er ging heim und schrieb an Paula. Er war sich bewußt, daß das auch keinen Sinn hatte, es änderte auch nichts. Es war aber seine Pflicht und er war gewohnt, seine Pflicht zu tun. Er schrieb ihr von der Erbschaft, sie könnten also heiraten und er trug es ihr an. Der Brief kam uneröffnet zurück, in ihrer steilen Schrift stand darauf: Nicht angenommen; sie hatte seine Hand erkannt. Er ließ den Brief jetzt von einer fremden Hand adressieren. Die List schien gelungen. Der Brief kam nicht zurück. Antwort blieb aus.

Er ging zu ihr. Sie war nicht daheim. Auch das zweitemal traf er sie nicht. Er kam ein drittesmal, sie war indessen ausgezogen; man wußte nicht, wohin. Er blieb so gleichgültig, wie jetzt die ganze Zeit schon. Ihm stand nur das eine fest, er habe seine Pflicht zu tun. Ganz unpathetisch, nicht feierlicher, als er zu den bestimmten Stunden ins Ministerium ging oder einen schuldigen Besuch machte oder den Hut zog. Man tut das nicht aus Lust dazu, noch aus Furcht vor einer Strafe, noch um sich die Gunst des Glücks zu sichern. Man tut's, weil man daran von Jugend auf gewöhnt ist. Genau so schienen ihm

auch die sittlichen Forderungen nur noch Gewohnheiten des menschlichen Verkehrs. Sie wurden ihm, seit sie ihm so gleichgültig geworden waren, auch ganz leicht. Seit er bemerkt zu haben glaubte, daß unser wahres Leben uns doch entzogen bleibt und von Kräften bestimmt wird, zu denen wir kein Verhältnis, über die wir keine Macht, von denen wir nicht einmal irgend ein Bewußtsein haben, war ihm das Dasein zum Kartenspiel geworden: Man sieht das Blatt an, kombiniert so gut als möglich, kann schließlich bloß doch nur raten, freut sich, wenn man's erraten hat, bewahrt immer die gute Laune, weiß, daß es sich von Zeit zu Zeit immer wieder einmal wendet, und hält an den hergebrachten Spielregeln fest, aus keinem anderen Grund, als weil sie hergebracht sind. Niemals aber rauft man sich das Haar! Eigentlich ist nicht einzusehen, warum man es sich nicht raufen soll. Es ist nur nicht der Brauch. Und in der Welt, an der er nun einmal teilnahm, obwohl er sich eingestehen mußte, daß er an jeder anderen mit ebensoviel oder ebensowenig Pläsier teilgenommen hätte, war es auch beim Kartenspiel des Lebens nicht Brauch, sich die Haare zu raufen. Und als ob er sich die Haare gerauft hätte, genau so kam es ihm jetzt vor, die Erbschaft abzulehnen. Er wäre damit gleichsam vom Kartentisch des Lebens aufgesprungen: nein, das ist mir zuviel, ich spiel nicht mehr mit! Würde nur von schlechten Manieren zeigen. Er mußte sich ja darum von dem Gelde nicht stören lassen. Er wollte sein Leben nicht ändern, gut: er muß es ja darum nicht

ändern! Der Notar übernimmt die Verwaltung, und sonst bleibt alles beim Alten. Oder eigentlich: er hat nicht Lust, die Erbschaft anzunehmen, irgend etwas in ihm ist dagegen, er hat aber auch gar keine Lust zu der Heldenpose, Millionen auszuschlagen; er vermeidet beides, wenn das Geld unter seinem Namen unbenützt liegen bleibt, dem Gelde schadet das nicht einmal. Er läßt dem Zufall sein Spiel und bewahrt sich seine Freiheit. Und wenn es aber am Ende vielleicht kein Zufall wäre, sondern das Schicksal selbst, so hat er doch nicht seine derbe Menschenhand vermessen gegen das Schicksal erhoben. Es wird nur dann so freundlich sein müssen, doch deutlicher vernehmen zu lassen, was es denn damit eigentlich meint.

Siebentes Kapitel

An der Ecke zum Kohlmarkt wurde Ferdinand fast umgerannt, er schimpfte, da schoß der wirbelnde Mensch, ihn an der Stimme erkennend, zurück und schrie: „Sie? Sie?“ Auch Ferdinand erkannte den Doktor Beer jetzt, der sich, ein paar Worte der Entschuldigung stammelnd, noch immer von seinem Erstaunen nicht erholen konnte. „Bin ich ein Gespenst?“ fragte Ferdinand lächelnd.

„Es is zu merkwürdig!“ rief der Arzt, ihn noch immer anstarrend.

„Was?“

„Nämlich,“ sagte Beer, sich allmählich erst fassend, „es ist noch keine fünf Minuten her, daß ich mich Ihretwegen rasend gerauft hab. Mit diesem Lausbuben! Sie entschuldigen, mein Freund war er ja auch einmal!“

„Heitlinger?“ fragte Ferdinand kühl.

„Heitlinger,“ sagte Beer, den Namen hinabschluckend. „Ich hatte das unerwünschte Vergnügen, ihm eben zu begegnen, und er läßt einen ja nicht aus! Begleitet mich also, das is ja sein Hauptgeschäft, er is der geborene Begleiter! Und fängt auf einmal von Ihnen an, und von Ihrem Glück! Ich paff! Wieso? No, fünfzig Millionen, doch ganz nett! Ja, frag ich, nimmt er denn an? — Nicht wird er annehmen! — Bitte wörtlich! Er hat gejüdelt, nicht ich, er, immer die Antisemiten! Nun und da ich in ihn dringe, weil ich es nicht glauben kann, obwohl ich ja sehr froh wär — das können Sie sich ja doch denken!“

Es gab also doch noch einen Menschen, der es nicht für selbstverständlich hielt, die Erbschaft anzunehmen! Und gerade dem kleinen jüdischen Arzt hätte Ferdinand das am wenigsten zugetraut! Er war neugierig. „Hier können wir nicht stehen bleiben! Ich bin zwar nicht der Heitlinger, aber wenn's Ihnen recht ist, geh ich ein Stück mit Ihnen. Sie sagen, Sie wären froh, wenn ich annehmen würde?“

„No das können Sie sich wohl denken!“ sagte Beer, und sein müdes, verwischtes Gesicht wurde hell. „Froh! Und stolz!“

Um ein unangenehmes Gefühl, das ihn auf einmal unerklärlich überkam, wegzuscherzen, fragte Ferdinand lächelnd: „Wollen Sie mich anpumpen?"

„Das natürlich auch!" rief Beer vergnügt. „Und gehörig!"

Ferdinand war erleichtert, er hätte sich ihm längst gern erkenntlich gezeigt. Der Betrag kann nicht so groß sein, er wird sich ihn auf alle Fälle zu verschaffen wissen. Er verdankt dieser kunstvollen Hand ja sein Leben! Und so sehr er dem Gedanken widerstrebt, sich gleichsam loszukaufen, es war ihm doch willkommen; ja er muß sich eingestehen, daß es ihm schwer wird, jenem Gedanken zu widerstreben.

„Sehr gern! Selbstverständlich! Bitte!"

„Aber nein! Es eilt nicht! Das war doch nur im Spaß!" sagte der Arzt.

„Nein bitte!" drängte Ferdinand. „Sprechen Sie!"

„Ja nehmen Sie denn wirklich an?" schrie Beer frohlockend.

Ferdinand ließ seine Lippe hängen und sagte hochmütig: „Darüber können wir uns ja dann auch unterhalten. — Aber eins nach dem anderen! Zunächst Ihren Wunsch, bitte!"

„Gott, es is ja nicht so wichtig!" sagte Beer rasch und widerrief es aber im selben Atem. „Das heißt! Es ist natürlich ungeheuer wichtig! Die Menschheit wär damit erlöst! Aber Menschheit? Was geht mich die Menschheit an? Sie hat mir keinen Grund gegeben! Hat sie mir einen Grund

gegeben?" Er stolperte wieder über den Säbel, der immer zwischen seine stampfenden kleinen Beine geriet.

„Erzählen Sie!" sagte Ferdinand.

Mit flackernden Augen fuhr der Oberarzt fort: „Haben Sie nie von Elektrokultur gehört? Lemström? Lang her! Alter Schwede, Botaniker, Polarforscher! Der war der erste, der Getreide, Gemüse, Pflanzen elektrisiert hat. Dann ein Engländer, Newman, nicht der Kardinal, dem's übrigens zuzutrauen wäre. Und nach ihm ein englischer Physiker, Mister Barker. Der hat Hochfrequenzströme auf Algen angewendet, und später auch auf die Hühnerzucht. Die Brutkästen werden mit einem isolierten Draht umgeben und die Küken sind, so behandelt, in fünf Wochen schwerer als sonst nach drei Monaten. Das alles is ja bekannt. Nur wie es eben mit solchen Erfindungen schon geht, es hat sich bisher immer noch gespießt, zur praktischen Anwendung hat noch irgend was gefehlt. Aber nun müssen Sie selber wissen, ob Sie mich für einen Wurstl halten. Bitte, ganz offen!"

„Eigentlich nein," sagte Ferdinand lächelnd. „Nach meinen Erfahrungen wenigstens!"

„Ich mich eigentlich auch nicht," sagte Beer ernst. „Obwohl — man kann ja nie wissen. Aber so wie ich halt bin, wie Sie mich kennen, glaub ich dafür bürgen zu können, daß jetzt nichts mehr fehlt." Er hielt einen Augenblick ein und nickte, bevor er langsam, leise, fast feierlich fortfuhr: „Nein. Ich hab herausgekriegt, wo sich's spießt und

was noch fehlt. Ganz zufällig. Wie dem Newton der Apfel auf die Nase gefallen ist. Gar kein Verdienst. Merkwürdig is dabei nur, wie der Apfel das eigentlich macht, daß er immer auf die richtige Nase fallt. Aber wie gesagt, jetzt stimmt's. Und nicht vielleicht bloß auf dem Papier. Ich experimentier seit Jahren. Jetzt muß ich nur noch das Experiment auch einmal im Großen machen, dazu fehlt mir bisher das Geld. Und dann könnte morgen das armselige, kahle, verwüstete Dalmatien ein Paradies sein." Und er sagte noch ganz ruhig: „Ein Goldbergwerk." Plötzlich aber schrie er: „Was geht mich Dalmatien an? Soll's ersticken! Dalmatien!?" Und er schüttelte sich und warf es gleichsam weit von sich.

„Das ist sehr interessant," sagte Ferdinand nachdenklich. „Und ich glaube fast sicher, daß es mir nicht schwer sein wird, das Geld dafür aufzubringen. Vielleicht kann man auch die Regierung dafür—"

„A nein!" schrie der Arzt brüsk. „So einfach ist das nicht. Fällt mir gar nicht ein, da kennen Sie mich schlecht! A nein!" Und er lachte höhnisch auf.

Sie standen am Lugeck vor einem der großen finsteren Häuser, die da wie verirrt aus der lieben alten Bäckerstraße ragen, irgend ein namenloses Stück irgend einer Kohlenstadt oder Eisenstadt, ganz unbegründet und unbegreiflich; Findlinge. Es war ein schmutziges unwohnliches Durchhaus mit vielen Stiegen und Stöcken, weitläufig und doch beengend, kalt, hallend, voll Duft und Dunst; man sah ihm von außen an, daß hier niemand seinen Nachbar kannte.

Der Arzt sagte zögernd: „Ich hätt da oben zu tun. Es wär mir aber schon sehr lieb, wenn Sie mit kämen! Nur wenigstens einen Augenblick noch, damit dieses angebrochene Gespräch nicht liegen bleibt; Sie machen sich sonst einen ganz falschen Begriff und das wär mir sehr zuwider! Auf die meisten Menschen pfeif ich ja, aber bei Ihnen wär's mir schon sehr zuwider, sehr! Gerade vor Ihnen möcht ich nicht falsch dasteh'n! Es war dumm genug von mir, überhaupt davon anzufangen! Also?" Er stand ärgerlich, von einem Fuß auf den anderen tretend, in dem schwarzen Rachen des zugigen Hauses und sah Ferdinand bittend an.

„Gern," sagte Ferdinand.

Sie traten in den nassen Hof und wanden sich eine dunkle zertretene Stiege zum vierten Stock empor. „Ich wohne nicht hier!" versicherte der Arzt. Oben schlug er mit dem Fuß an die Tür. Es war so dunkel, daß Ferdinand die Aufschrift nicht lesen konnte. „Eine Administration," sagte der Arzt. Sie kamen durch ein finsteres Vorzimmer in ein enges, hohes, mit Aktenschränken verstelltes Gemach. Eine Gasflamme rauschte. Das demütige Judenjüngl, das ihnen geöffnet hatte, übergab dem Arzt die Post. Er sagte barsch: „Wart einstweilen draußen!" Das Jüngl verschwand. Beer riß die Post auf, sortierte, las, notierte, vor sich hin murrend oder auch höhnisch auflachend mit einem ärgerlichen Fluch, bis er sich plötzlich auf seinen Gast besann und, immer noch mit dem großen Blaustift in den Papieren ackernd, rief:

„Sie müssen entschuldigen, Herr Baron! Ja? Sie wissen vielleicht, ich bin Zionist — als ob ich sonst noch nicht genug zu tun hätt! Wir sind jetzt sehr reduziert. Die meisten eingerückt — das dürfen wir ja, das doch! da können wir uns nicht beklagen! So fehlt's jetzt in der Bewegung überall und — insofern ist's ja noch ein Glück, daß der Herr Generalstabsarzt mich nicht mehr hinausläßt, trotz Ihrer Bemühungen, für die ich übrigens bei dieser Gelegenheit herzlich danken möchte. Sie verzeih'n, ich kam noch gar nicht dazu!" Und schon stieß er den Blaustift wieder ungeduldig ins Papier.

Ferdinand hörte kaum auf ihn, gebannt durch den Anblick des seltsamen Wesens, das unter der Gasflamme saß, Schleifen adressierend. Es schien ein Knabe, der Tracht nach, aber von einer solchen Innigkeit und keuschen Anmut des reinsten, weißesten und durch den leisen Anflug eines Hauchs von mattem Gelb nur gleichsam noch mehr erhellten Gesichts, daß es eher der Knospe einer Jungfrau glich. Wie schwarze Nattern krochen die kurzen enggekrausten Locken um das edle Haupt, das in seiner dunklen Würde fast zu schwer für den langen, schmalen, zarten Hals schien, und doch auch wieder fast zu klein, um die glühende Gier seiner lohenden Augen zu fassen, deren dunkle Zärtlichkeit so lockend an Ferdinand hing, daß er schier befangen war und doch unfähig blieb, seinen verwirrten Blick von dem bezaubernden Bilde zu wenden. Dabei kam es ihm so geheimnisvoll bekannt vor! Der mädchenhafte Jüngling hatte zu schreiben aufgehört und sah

ihn nur immer an, sanft traurig lächelnd, er regte sich nicht, er atmete kaum, doch war an der unbeweglichen Erscheinung nichts Starres, sie schien eher zu schweben, der Gestalt in einem Spiegel oder einem Luftbild gleich; und ein so ungeheures Leben, wenn auch von ungewohnter, gleichsam atmosphärischer Art, war in ihr, daß alles um sie, der ganze Raum, die gelbliche Flamme, selbst der stampfende Arzt, erstarrte, sich entfärbte und erstorben schien. Ferdinand hätte lieber weggesehen. Und er konnte sich nicht erinnern, woran es ihn erinnerte! Der Wohllaut des herrlichen Ovals, der edle Schnitt der ebenen, von einer kaum fühlbaren Biegung leise berührten und dennoch so bestimmten und entschiedenen, ja gebietenden Nase mit den ganz feinen, atmenden, ungeduldigen Flügeln, der milde Glanz der matten, wie aus Mondlicht gewobenen Haut, die dabei aber etwas hatte, als wäre sie lange irgendwo versperrt gelegen, etwas von dem fahlen Schimmer aus alter Verschüttung wieder ans Licht gegrabener Marmorköpfe, dies alles war von einer so betäubenden, unheimlichen, unwirklichen, ja unmöglichen Schönheit, daß Ferdinand im tiefsten Herzen erschrak. Und ihm war, als ob irgend etwas in ihm um Hilfe schrie. Er konnte dieses Lächeln nicht ertragen. Ihm fiel ein: Es ist das Lächeln des heiligen Johannes Leonardos, ja, und auch sein Dionysos hat dies verrucht entzückende Lächeln! Und das war's wohl auch, woran ihn der gleißende Judenbub erinnert! Aber nein! Denn auf einmal weiß er es jetzt: Sein Napoleon war's, der Ala-

basterkopf, den ihm sein Vater vor Jahren gebracht hat! Dem gleichen die feierlichen Züge dieses reifen Kindes und — gleichen ihm doch auch wieder gar nicht! Jetzt versteht er auch erst sein Gefühl, an irgend etwas erinnert zu sein, dessen er sich doch, mit aller Mühe, nicht entsinnen konnte. Jetzt war er auch die Befangenheit, die Verwirrung los und konnte das immer noch sprachlose Traumbild mit gelassener Neugierde betrachten. Es war seltsam, wie die beiden Formen in ihrer täuschenden Übereinstimmung einander widersprachen. Fast noch reiner, ja noch edler, von einer noch stilleren Klarheit, Unschuld und Anmut war die Bildung des schweigenden Knaben, nur daß an ihm das Maß der strengen Linien auf einmal irgendwoher irgend ein Zittern, irgend ein Flackern bekam, gleichsam in Fluß und Flucht geriet und dann nur noch eine Maske schien, mit verborgenen Lockungen. Ja, wenn Napoleon seinen Traum, Indien, erreicht, wenn er, in allem groß, so auch der größte Komödiant, sich dort in die Gestalt eines jungen asiatischen Kaisers verwandelt, wenn er, gekrönter Dionysos vom Ganges, fließende Gewänder um sich gefaltet hätte, eine knabenhafte Mannmagd! Ja: solchem indischen Napoleon glich dieser weibische Knabenkopf! Seine Schönheit war weibischer, sie war vielleicht auch menschlicher als des Korsen in Geist geformtes Profil. Und es war aber auch fast etwas Tierisches an ihr. Jetzt bemerkte Ferdinand auch erst den holden Mund des Kindes, diesen weichen, sinnlichen, gleich einer schweren Traube hängenden

Mund, um den dasselbe Lächeln einer süßen Traurigkeit war wie an seinen heißen Augen.

„So! das wär jetzt —!“ sagte der Arzt. Ferdinand schrak aus seinem Traum auf. Beer warf den Pack auf den Tisch, schoß her, aber das Wort an Ferdinand blieb ihm stecken, als er den Knaben immer noch den Gast so gierig anstaunen sah. Und er fuhr wütend auf ihn los, es mit heftigen Gebärden verweisend und ihn zu seiner Arbeit mahnend! Diese Pantomime von Vorwürfen, an der das zuckende Gesicht, beide Hände mit den wirbelnden Fingern, der bald vorstoßende, bald eingezogene welke Hals, die wogenden Schultern bis zu den ungeduldigen Hüften und in die strampfenden Beine hinab mit wetteifernder Beredsamkeit teilnahmen, wurde noch grotesker durch den Gegensatz zwischen der sanften Anmut des lässig zu seiner Arbeit zurückkehrenden, immer noch still lächelnden Knaben und der ergrimmten, durch ihren durchschimmernden Geist noch gesteigerten Häßlichkeit des Arztes. Dabei war's in dem engen, hohen, nach Gas, Staub und Unsauberkeit riechenden Raum ganz still, Beer sprach zu seinen Grimassen nichts, nur die trübe Flamme zischte.

Ein einziger Lehnstuhl war da, mit einer Wirrnis von Mappen, Zeitungen, Büchern. Beer stieß sie weg und brachte den Stuhl. „Bitte! Sie müssen entschuldigen, es geht hier etwas provisorisch zu! Hoffentlich nicht mehr lang. Bitte!“ Und er schoß noch einen drohenden Blick auf den Knaben, den er mit einer Bewegung des Kopfes, als ob er

Hörner daran hätte, förmlich aufzuspießen schien. Dann besann er sich und sagte zu Ferdinand erklärend: „Nämlich taubstumm. Armer Kerl! Russe. Seit Jahren schon hier, noch vor dem Krieg. Eltern, Geschwister, das ganze Haus bei einem Pogrom verbrannt. Gerade nur ihn hat das Schicksal verschont, es macht gern solche Witze. Ob vor Schreck taubstumm oder von Geburt, wissen wir nicht. Wir wissen gar nichts. Nicht einmal den Namen. Halt so ein richtiges Kind des russischen Juden. Übrigens sehr begabt, wahrscheinlich irrsinnig, doch ganz zahm!" Er sagte das gleichgültig, nur der Blick auf den gehorsam schreibenden Knaben verriet sein Erbarmen. Dann riß er sich los, indem er mit der Zunge schnalzend sagte: „Aber wir wollten ja—?" Und er sah Ferdinand fragend an.

„Sie wollten! Ich bin ja, wie gesagt, gern bereit, Ihren Plan —"

„Es is also wirklich wahr?" rief Beer gierig, „Sie treten die Erbschaft an?

Hochmütig sagte Ferdinand: „Ich interessier mich für Ihre Erfindung, möchte aber bitten, daß Sie sich lieber nicht für meine Erbschaft interessieren."

„Leider unmöglich! Das hängt doch zusammen!"

Ferdinand sah achselzuckend auf.

„Verstehen Sie denn nicht?" rief Beer ungeduldig. „Geld für mein Experiment kann ich jeden Augenblick haben. Gar heut! Brauch ich Sie nicht. Die Leute lecken sich die Finger danach ab. Fällt mir aber gar nicht ein! Nicht im Schlaf. Vielleicht um den Karst fruchtbar zu machen? Muß

der Karst fruchtbar sein? Wozu? Soll nur so bleiben. Sieht sehr gut aus, malerisch! Wenn er euch nicht gefallt, macht's euch selbst eine Erfindung, bitte! Aber ich? Wieso? Wie komm ich dazu, mit meinem Gehirnschmalz den Karst zu befruchten?" Er zog die Schultern hoch und sagte schadenfroh blinzelnd: „Ich kann mich nicht erinnern, daß ich in diesem Land etwas erlebt hätt, in meinem Vaterland, wofür ich, wenn ich mich noch so anstreng, dankbar sein könnte. Dankbarkeit is also nicht. Mit dem besten Willen nicht. Warum also? Geld verdienen? Wozu? Was kauf ich mir dafür? Ich weiß mir nichts. Ich weiß mir in diesem Land nichts, mein lieber Herr Baron, was mich freuen könnt! Wenn Sie nachdenken, wird Ihnen auch nichts einfallen — für mich. In diesem Land, da hilft mir alles Geld nichts, ich bleib ein Jud, da gibt's hier keine Freud für mich! Das einzige vielleicht, was mir allenfalls Spaß gemacht hätt, wär noch gewesen, für dieses Vaterland zu fallen, weil ich, wie gesagt, für solche Witze des Schicksals was übrig hab. Was soll ich also mit dem Geld? Reisen? Wenn vielleicht doch wieder einmal Friede wird und die Welt wieder offen steht? Ja glauben Sie, an den anderen Ländern hab ich mehr Freud? Möcht wissen wie, ich hab doch kein Land, wir haben doch kein Land!" Er trat vor Ferdinand hin und sagte langsam: „Nein. Es käm mir wie ein Verrat an meiner Erfindung vor. Die will ich mir nicht entweihen lassen. Die gehört meinem Volk! Ganz allein. Wenn mein Volk einst sein Land wieder haben wird! Ja

dann hätt sie Sinn! Nämlich unser Land so reich zu machen, daß alle Völker dem unseren untertan werden. Ja!" Er ging wieder im Zimmer herum. „D'rum hab ich früher mit meiner Erfindung auch eigentlich nur gespielt. So zum Zeitvertreib! Sinn hätt's doch keinen, also wozu? Jetzt aber, seit wir wieder hoffen können —! Denn jetzt glaub ich fest, daß ich unser Land noch erleb! Da wär's nun Zeit, da möcht ich mit der Vorarbeit fertig sein, um alles bereit zu haben, wenn's dann so weit is! Dazu gehört aber, daß der Geldgeber auf jedes Geschäft mit meiner Erfindung verzichtet. Sie muß für unser Land aufbewahrt und unserm heimgekehrten Volke vorbehalten bleiben. Das ist eine Bedingung, die ich nur einem guten Juden stellen kann. Ein anderer wird sie nicht annehmen, und selbst wenn sich ein Goi fänd, der so meschugge wär, unter den Gois gibt's ja die sonderbarsten Heiligen! aber nein, ich könnte das von ihm nicht annehmen, tut mir leid! Das muß schon unter uns bleiben. Es muß eine ganz reine Sache sein!" Er stand jetzt in der Ecke, sann vor sich hin und nickte. Dann, indem sich sein angespanntes Gesicht gleichsam entlud und wieder zu zucken begann, zugleich aber seine Stimme wieder hämisch wurde, ging er mit beredten Händen zu Ferdinand zurück. „Ja nu? Ein guter Jud! Woher nehmen und nicht stehlen? Ich hätt ihn sogar gestohlen! Aber wo? Denn — wir sind doch unter uns, Herr Baron? Sie verstehen? Nicht zu machen! Juden? Genug. Auch gute Juden! Mehr als genug. Es ist gar nicht gut, wie gut sie sind. Nur

das eine stimmt halt nicht: die guten Juden haben kein Geld und die Juden, die Geld haben, sind nicht gut. Eigentlich sind sie doch überhaupt keine Juden, die mit Geld, aber gut sind's schon gar nicht! Das Geld frißt beides weg, den Juden und das Gute!“ Er stand einen Augenblick sinnend, bevor er traurig sagte: „Ich wenigstens hab halt noch keinen gefunden. Ich hätt das ja früher selbst nie geglaubt! Meine Schuld war's wirklich nicht. Ich hab genug gesucht. Und die reichen Juden sind ja nicht so versteckt! Sie waren auch alle sehr freundlich mit mir. Freundlich sind sie! Was hab ich davon? Unser Volk hat nichts davon. Sie haben ihr Volk vergessen, sie haben ihr Geld teuer bezahlt. Nu?“ Und er warf dies alles mit den Schultern weg und sagte, vor Ferdinand tretend: „Ich kann warten. Ich hab auch schon die längste Zeit kaum mehr daran gedacht. Sind wir erst dort, so mach ich's ja doch. Ich hätt nur freilich gern schon vorher alles in Ordnung gehabt. Aber schließlich — ein Jahr früher oder später? Ich hab nicht mehr d'ran gedacht. Auch bei der Nachricht von Ihrer Erbschaft nicht. Ich meinte, Sie nehmen nicht an. Verzeihen Sie! Ich hab's wirklich nicht gehofft. Obwohl ich ja von Anfang an eine merkwürdige — es is ein dummes Wort, aber das is ja Wurst— eine merkwürdige Art Sympathie für Sie gehabt hab, oder Sie waren mir, wenigstens relativ, in dem eleganten Spital noch der Liebste, was noch gar kein so großes Kompliment ist, wirklich nicht! Und trotzdem: ich hätt's nicht gehofft! Man kommt ja schließ-

lich so herab, daß man überhaupt niemandem mehr was Anständiges zutraut! Aber wenn —“ Er hielt ein und sah Ferdinand lange fragend an, bevor er mit leiser Stimme langsam schloß: „Wenn es wahr ist, wenn Sie wirklich —? Dann freilich! Dann könnt ich das Geld nehmen! Ihnen könnt ich dann die Bedingung stellen!“ Er gab dabei seinen Worten eher einen Anschein von Unachtsamkeit, an Ferdinand vorüber ins Fenster blickend. Erst nach einem Atemzug trafen sich ihre Augen. Gleich aber sah der Arzt wieder weg und wandte sich gleichgültig ab.

Unwillkürlich sagte Ferdinand: „O nein!“ Es verging ein Augenblick, bis er sich wieder hatte und mit einem etwas mühsamen Hochmut fortfuhr: „Ich versteh nicht ganz. Sie scheinen in der Erbschaft gewissermaßen eine Entscheidung fürs Judentum zu sehen?“

„Beim Heitlinger,“ sagte Beer trocken, „wär's keine. Aber nach dem Bilde, das ich von Ihnen hab, müßten Sie mit dem Geld doch eigentlich auch den Juden auf sich nehmen. Bitte zu entschuldigen, wenn ich ein falsches Bild hab!“ Er fuhr sich über sein schwitzendes Gesicht.

Ferdinand nahm sich zusammen: „Ihre Logik scheint mir rissig. Denn setzen wir den Fall, daß ich annehm — rein akademisch, bloß weil mich das Problem interessiert, nicht wahr?“

„Rein akademisch,“ sagte Beer, durchs Zimmer watend und nur von der Seite nach Ferdinand schielend.

„Es erbt jemand,“ sagte Ferdinand leichthin,

„und dadurch wird etwas ruchbar, was ihm lieber unbekannt geblieben wäre. Er hat nun die Wahl. Wünscht er es zu vertuschen oder doch so bald als möglich zu vergessen und in Vergessenheit zu bringen bei sich und den anderen, so wird er gut tun, wenn er sich der Erbschaft enthält. Es könnte rein akademisch aber auch sein, daß ich das gar nicht will, daß es mir gar nicht einfällt, mich sozusagen von meinem Schicksal zu drücken, daß ich umgekehrt ostentativ dartun will, jeder soll's wissen, ich hab keinen Grund, mich zu schämen, ich verleugne meinen Vater nicht!"

Beer blieb stehen. Seine wunderschöne zarte Hand bei hart an den Leib gepreßtem Oberarm offen dargestreckt, mit der Fläche nach oben und gespreizten spielenden Fingern, stand er da, den gierigen Mund weit auf: „Nu? Nu?"

„Ich verleugne meinen Vater nicht", wiederholte Ferdinand. „Die Tatsache dieses Vaters will ich durchaus nicht verleugnen. Aber jüdischer Gedanken, jüdischer Empfindungen oder Gelüste bin ich mir nicht bewußt. Ich müßte lügen. Und ganz abgesehen von den Eigenheiten meines Vaters, über die mir kein Urteil zukommt, aber nehmen Sie den Sohn eines Engländers und einer Französin! Er hat zu wählen, Sie können von ihm nicht verlangen, daß er beides wird. Wofür er sich aber entscheiden will, das werden Sie schon ihm überlassen müssen. Es wird in jedem Falle vielleicht einer gewissen inneren Vergewaltigung bedürfen, er wird auf irgend einen inneren Teil von sich

verzichten müssen. Aber das ist wohl seine Sache. Denn was er entbehren kann und was ihm unerläßlich ist, Sie werden zugeben, daß das nur er wissen kann, er selbst ganz allein und sonst niemand auf der Welt.“ Er hielt einen Augenblick ein und sagte dann noch leise: „Wie meinen Vater will ich auch meine Mutter nicht verleugnen — da noch eher ihn.“

Es war eine Weile ganz still, bevor Beer, den Kopf wiegend, in einem schleichenden Ton begann: „Ich bitte mich nicht mißzuverstehen, Herr Baron, aber bei aller schuldigen Ehrfurcht vor Ihren kindlichen Gefühlen muß ich doch sagen — rein akademisch? Wir sprechen doch rein akademisch! Nicht!? Ich muß doch sagen, ich fürchte, bitte um Entschuldigung!, aber Ihre Frau Mutter kommt da nicht in Betracht! Lassen Sie mich bitte ausreden — nämlich, aus Ihrer antisemitischen Zeit sollten Sie wissen —“

„Ich bin kein Antisemit und war's nie.“

„Sagen Sie das nicht,“ fuhr der Arzt sanft fort. „Sie haben es nur vielleicht nicht bemerkt. Man muß schon ein ganz ausgemachter Jud sein, sein — und selbst dann! Jedenfalls aber werden Sie von bewußten, gelernten Antisemiten mit Diplom, von den Heitlingers, gehört haben, daß nicht bloß die Juden verbrennt werden müssen, sondern auch die halben, die viertel, die achtel, die sechzehntel, die zweiunddreißigstel, die vierundsechzigstel Juden und so weiter, ich weiß nicht, wie weit das Kopfrechnen beim Heitlinger reicht. Und Herr

Legationssekretär —." Er kam ganz dicht an Ferdinand heran und sagte sanft: „Glauben Sie mir, Herr Legationssekretär, die Antisemiten, mir können Sie's glauben, haben recht, die Antisemiten wissen gar nicht, wie recht sie haben! Ihre Frau Mutter—"

Ferdinand stand auf. Beer duckte sich und sagte rasch: „Rein akademisch, nicht? Nu, ich fürchte, Ihre Frau Mutter und der ganze Stammbaum hilft Ihnen da nichts. Ein Tropfen von uns genügt. Unser Blut ist ein starkes Gift. Wir sind schon eine vermaledeite Rass, Gott sei Dank!" Er sagte dies ganz leise vor sich hin, unbeweglich; der ganze Mensch hatte sich gleichsam in die trüben flirrenden Augen zurückgezogen. Als aber Ferdinand vor seiner Nähe mit einem fast physischen Unbehagen auswich, drang der militärisch behängte Wisch von zuckenden Nerven auf ihn ein und aus seiner immer etwas singenden Stimme brach ein Chor von Wut und Haß: „Und wenn ihr auf dem ganzen Erdenrund unser gesamtes Volk mit der Frucht im Mutterleib verbrennt, mit jedem Haus, in dem ein Jude saß, jedem Weg, den ein Jud je betrat, jedem Gerät, auf dem eine jüdische Hand lag; noch unsere Asche, in den Wind gestreut, wär stärker als ihr, denn wir sind ja schon überall in euch! Juden sind Kaiser, Juden sind Fürsten und Feldmarschälle, Juden sind Superintendenten gewesen, in allem was nicht erst seit gestern ist, sitzt tief drin das jüdische Zeichen! — Was reg ich mich auf? Nu?" Er lachte kurz, achselzuckend. Dann fuhr er, den Kopf wiegend, ruhig fort: „Was soll ich Ihnen

sagen? Geschehen ist geschehen, geben Sie sich keine unnötige Mühe! Und wenn Sie eine Zillertalerin, Friesin oder Wikingerin heiraten oder was weiß ich und ihr laßt's euer Kind im Kloster erziehen und es kriegt sein Lebtag keinen Juden zu Gesicht und heiratet einen Eskimo und ihr züchtet's euer Geschlecht dreitausend Jahre so rein arisch fort, es nützt euch nichts, der Urururururenkel wird noch ein Mordsjud sein! Wetten Sie? — Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Ihnen vielleicht was Unangenehmes gesagt hab. So war's nicht gemeint! Aber in Familienangelegenheiten wird unsereiner leicht empfindlich." Und er trat zu dem dunklen Knaben und strich mit zärtlicher Hand über die Wolle seiner kurzen Locken.

Wie um sich zu schützen, sich zu retten, sagte Ferdinand auf einmal: „Sie vergessen auch, daß ich ja Katholik bin."

„Was geniert das?"

„Nein?"

„Halten Sie darauf?"

„Sehr."

„So?"

„Ich nehm's vielleicht mit meinen Pflichten nicht so genau, als ich das selber wünschen würde, aber jedenfalls ist mir unsere Kirche für mein Leben unentbehrlich."

„Unentbehrlich?" Er sah auf und ging langsam wieder von dem Knaben weg. „Der katholische Glaube is sehr schön. Nein, ganz im Ernst! Ich sag das nicht bloß so in die Luft. Ich kenn ihn! Ich kenn

ihn ganz gut!" Er lachte still vor sich hin. „Es is eine meiner schönsten Erinnerungen." Er dachte nach, nickte vor sich hin und fuhr dann lächelnd fort: „Da muß ich Ihnen aber schon die ganze Geschichte erzählen! Aber wollen Sie nicht lieber wieder Platz nehmen? Es paßt sich auch zu meiner Geschichte besser. Bitte!"

Ferdinand lehnte dankend ab und trat ans Fenster.

„Wir sind aus Mähren," sagte Beer. „Gott, wer is schließlich nicht aus Mähren bei uns? Haben Sie nicht bemerkt, daß alle besseren Österreicher aus Mähren sind, irgendwie? Ich kam aber schon als ganz kleines Kind nach Wien. Sie wissen, mein Vater is Chef der Claque im Burgtheater — Gott, der alte Mann hängt da so dran, daß ich fürcht, ein so guter frommer Jud er is, er geht mir nicht mit, außer wir nehmen ihm auch das Burgtheater nach Palästina mit. Er hat zwei Religionen: unsere und das Burgtheater. Nu! Ich hab früher den Wind nicht vertragen, den ewigen Wienerwind. Ich war auf der Lunge nicht ganz intakt. Da hat's geheißen, aufs Land! Da war ein jüngerer Bruder meiner Mutter, der hat mich genommen und so bin ich in einem kleinen Ort zwischen Kostelet und Proßnitz, eigentlich sind's nur ein paar Häuser, Bauernhäuser, und der eine Jud, mein Onkel, dort bin ich in die Schule gegangen. Sie waren dort alle sehr gut zu mir. Nun und in der Religionstunde, da hätt ich einstweilen auf dem Gang draußen warten sollen, aber der Gang war im Winter kalt, das hätt mir schaden können, und so hat der Katechet

erlaubt, daß ich drin bleib, solang ich mich ordentlich aufführ; ich hab mich auch ganz ordentlich aufg'führt, ich hab zugehört, es hat mich interessiert. Und weil ich aufgepaßt hab und halt doch auch, entschuldigen Sie, intelligenter als die andern Buben war, hab ich immer, wenn der Katechet was gefragt hat und wer es weiß, soll die Hand aufheben, hab halt immer ich zuerst die Hand aufgehoben, und meistens ganz allein. Dann hat der Katechet gesagt: also Adolf Beer! Ich hab's aufgesagt und der Katechet hat gesagt: sehr gut, Adolf Beer! Das war mein höchster Ehrgeiz. Und wie einmal der Schulinspektor da war, hat mich der Katechet vorgeführt und war sehr stolz auf mich. Und eines Tages ist der Direktor gekommen, damit bestimmt wird, welche von den Buben schon so weit sind, daß sie zum erstenmal beichten gehen dürfen, und da hat der liebe gute alte Katechet halt ganz vergessen und hätt fast auch mich genannt, wenn ihn nicht noch rechtzeitig der Direktor so merkwürdig angeschaut hätt. — Ihre Religion is wunderschön. Und wie kennt sie den Menschen! Ich kann mir vorstellen, daß sie den Gläubigen sehr glücklich macht. Ich kann mir nur den Gläubigen nicht vorstellen! Die Begabung zum Glauben, auch nur bloß zum Begriffe des Glaubens, fehlt mir ganz. Vielleicht wenn damals nicht der Direktor noch rechtzeitig abgewinkt hätt! Aber ich wünsch mir's gar nicht, ich hab dafür mein Volk. Es is ganz gut, daß ich nichts anderes hab, nichts als mein Volk. Und übrigens — Sie werden das ja nicht mißverstehen, es ist ohne Spott gesagt,

aber — hat denn Ihr Glaube nicht sehr viel von uns? Uralter jüdischer Weisheit is Ihr Dogma voll, die Gestalt eines Juden hat Ihr Gott auf Erden angenommen und die Königin Ihres Himmels is ein jüdisches Mädchen. Nu? Wir könnten uns, dächt ich, ganz gut vertragen. Was trennt uns denn eigentlich?"

Ohne seinen Willen sprach es aus Ferdinand: „Nichts als ein Berg. Golgatha mit dem Kreuz."

Beer fuhr auf. Aber es gelang ihm noch, sich zu beherrschen. Sein verwaschenes müdes Gesicht, von dieser faszinierenden Häßlichkeit, war noch um einen Schatten grüner, als er, wegsehend, mit einem Achselzucken sagte: „Ja. Das trennt uns. Das freilich."

Er schloß die Augen, dachte nach und öffnete sie kaum wieder, als er zwinkernd fortfuhr: „Und das is gut. Es is sehr gut. Wir brauchen das. Wir brauchen etwas, das uns trennt von den anderen. Es muß ein Abgrund sein zwischen unserm Volk und dem Rest der Menschheit. Es is gut, daß niemand zu uns herüber kann, und wir nicht hinüber. Und wenn ein ungeheures Verbrechen dazu notwendig war, um uns zu scheiden, nun das haben wir eben tragen müssen, wir werden's weiter tragen, der Blutgeruch an unseren Händen is ganz gut, so bleiben wir wenigstens geschieden von Allen in alle Ewigkeit, geschieden und gesichert, niemals vermischt zu werden. Dieses Verbrechen war notwendig, um uns zu zeichnen, vor den anderen und für uns selbst. Wir sind stark genug, dieses Zeichen,

woran das Herrenvolk sich erkennen und ausweisen soll, zu tragen. Aber ein Vergnügen, Herr Baron, is 's ja nicht, einer aus dem tragischen Volk zu sein!" Er sah Ferdinand, der unwillkürlich die Hand erhoben hatte, höhnisch an. „Sie brauchen keine Angst zu haben! Ich bin nicht irrsinrig. Obwohl man's werden könnt vor der Größe, Macht und Heiligkeit uns'res Volkes! Seh'n Sie mich nur an, es is doch so! Was wissen Sie denn von uns? Was wißt's Ihr? Was kennt's Ihr? Den armen kleinen Hausierer: nix zu hand'ln! und den verluderten, abtrünnigen, womöglich gewasserten Juden der Börse, des Betriebs, der Premieren, die Jauche von uns! Aber was ahnen Sie von der ungeheuren sittlichen Kraft dieses Volkes, das ganz allein unter allen Völkern der Welt sich selber völlig genügt, das auf die Menschheit verzichten kann, weil es sie nicht braucht, das auf die Menschheit verzichten muß, weil es von ihr nur gestört und gehemmt und gelähmt würde! Und nur diesen Sinn hat auch unsere Religion, ihrer trennenden Kraft wegen ist sie uns unentbehrlich."

„Ihre verbindende Kraft lieben wir an der unseren," sagte Ferdinand leise.

Beer lachte schadenfroh. „Na, der Verband, so viel man jetzt sieht, ich muß sagen! Wenn das die ganze Leistung is, Ihr schlecht verbundenes Europa! Mir kann's ja recht sein! Wir aber, wir haben nicht den Ehrgeiz, die Menschheit zusammenzupappen. Wir wollen herrschen. Uns genügt, wenn ein auserlesenes Stück der Menschheit, dieses eine, das wir

sind, vollkommen wird. Vollkommen! Denn billiger tun wir's nicht, Herr Legationssekretär! Kennen Sie das schöne Wort Chuzbe? Übersetzen läßt sich das nicht. Es bezeichnet etwas, was mit dem Tiefsten unseres Wesens zusammenhängt. Es hängt mit dem Wissen um unsere Sendung zusammen, das selbst der dreckigste kleine Judenbub noch irgendwie hat. Wir wissen, daß uns auferlegt ist, den vollkommenen Menschen hervorzubringen, wir Juden enthalten ihn. Der Rest der Menschheit is bloß Futter. Und —" Er stand jetzt vor Ferdinand, richtete sich auf und, wieder den Oberarm zugepreßt, seine kunstvolle Hand ausgestreckt, die reich mit entschiedenen Linien gezeichnete Handfläche nach oben, mit den sehr langen, am Ende leicht abgestumpften Fingern spielend, gleichsam wägend, fuhr er langsam fort: „Und ganz allein aus uns selbst! Es is uns nicht zu helfen. Wir müssen es allein tun. Es kann uns niemand helfen. Wir müssen uns schon selber helfen. Das ist das teuflisch Schöne! Der vollkommene Mensch kann nur ein rein jüdisches Geschöpf sein. Und darin allein besteht unsere Religion. Darum haben wir kein Dogma. Wir glauben nichts. Wir glauben nur an uns. Gott? Das ist doch bloß ein anderer Name für uns selbst. Unsere Religion verlangt nur diesen Glauben an uns selbst. Sie läßt uns die größte Freiheit und gibt uns nur eine Pflicht, die, den vollkommenen Juden zu züchten, der allein der vollkommene Mensch sein wird. So verstehen wir den Messias!"

Und mit dem Blick des reinsten Vertrauens

und einer fast kindlichen Heiterkeit sahen seine geröteten Augen Ferdinand an.

Nach einer Weile sagte Ferdinand kühl: „Offenheit gegen Offenheit! Aber ich hab davon bisher eigentlich nicht viel bemerkt.“

Noch wie im Traum fragte der Arzt: „Inwiefern?“

„Könnten Sie mir,“ sagte Ferdinand, „irgend einen Ansatz zu dieser jüdischen Vollkommenheit zeigen?“

Beer fuhr auf: „Was wissen Sie? Wen kennen Sie von uns? Was haben Sie von unserm Volke gesehen? Der Sohn Jasons! Freilich da —“ Aber vor sich selbst erschreckend, hielt er ein, schüttelte sich und ging, sich wiegend, es hinabwürgend, von Ferdinand weg, bis er, mit einem plötzlichen Einfall sich umwendend, schrie: „Ich will Ihnen sagen, was Sie kennen! Die Juden? Nein, nein lieber Herr Baron! Woher sollen Sie die Juden kennen? Woher? Ich bitte! Bis ein Jud in Ihre Gesellschaft kommt, is er längst keiner mehr! Die gesellschaftsfähigen Juden! Tut sich ein ordentlicher Jud das an? Was kennen Sie von den Juden? Nichts kennen Sie von den Juden! Ich will Ihnen sagen, was Sie kennen! Die Rotte Korahs kennen Sie! Wissen Sie?, die schon dem Moses so viel Übelkeiten bereitet hat! Die sich gegen Moses und Aaron gerottet hat, murrend: bestehet nicht die ganze Gemeinde aus lauter Geheiligten? Die Rotte Korahs, die Rotte der Anmaßenden, der Höhnenden, der ewig Mißvergnügten, der Gleichmacher, der Ehrfurchtslosen, die an keinen Unterschied in den Men-

schen glauben — „warum der Moses? warum der Aaron?, wieso? warum grad er?, warum nicht wir?, und was is mit dem Land von Milch und Honig?, wo?, was fließt?, nichts fließt!, und was schickt der Moses um uns?, wie kommt er dazu?, wir werden uns hüten!, wir gehen nicht hinauf!, soll er herab!, warum wir?, warum nicht er?“ Diese Rotte Korahs, mit der sich Jehova selbst schließlich nicht anders zu helfen wußte, als indem er den Schlund der Erde auftat und sie verschlang, mit allen ihren Häusern, die zu Korah gehörten, und der ganzen Habe, diese Rotte Korahs kennen Sie, Herr Baron! Das ist das einzige, was sich heute in Europa von den Juden sehen läßt! Die Rotte Korahs schlägt ja die Brücke zwischen dem Orient und der abendländischen Zivilisation, es is die einzige Art geistiger Gemeinschaft zwischen uns und Ihnen! Wir aber brauchen diese Rotte Korahs, grad um unserer Vervollkommnung, um unserer Heiligung willen brauchen wir sie, zum Abfluß der schlechten Säfte und alles verborgenen Gifts in uns brauchen wir sie, sie ist die Senkgrube für uns und Ihr holt Euch dann da — die gesellschaftsfähigen Juden! Nein, Baron, kommen's mit nach Palästina, da können's dann Juden sehen, wirkliche! Und dann reden wir weiter, ganz akademisch, nicht?“

„Wollen Sie,“ sagte Ferdinand, indem er Hut und Stock nahm, „daß ich also versuche, Ihnen das Geld für Ihr Experiment zu besorgen, und zu der Bedingung, die Sie stellen? Ich bin gern bereit und glaub, ich könnt's.“

„Sehr freundlich, Herr Baron," sagte Beer artig, „und ich bin Ihnen auch gewiß sehr dankbar für Ihren guten Willen, aber leider — geht nicht. Nein!"

Achtes Kapitel

Nach dem Ungestüm der Ehrfurcht, mit dem der Amtsdiener die Tür aufriß, sagte sich Ferdinand: Wenn das nicht der Kaiser ist, kann's nur mein Vater sein! Der kam stets mit einem unsichtbaren Gefolge, sein Eintritt war ein Einzug, man sah sich unwillkürlich nach den weißgekleideten Jungfrauen um. Und auch jetzt wieder trat er so strahlend ein, daß der ernste stille Raum es gleichsam zu spüren und sich hell aufzuheitern schien.

Fast hätte Ferdinand ihn in der Uniform gar nicht gleich erkannt. Auch waren die dichten ganz kurz geschnittenen Haare schneeweiß geworden und der runde volle Bart, den er jetzt trug, milderte den verwegenen Ausdruck des guten, geräumigen, gründlichen Gesichts, der Löwenkopf hatte jetzt einen fast rührenden Zug. Aber der federnde Schritt war so jung geblieben wie der leuchtende Blick seiner unvergeßlichen, nicht eben großen, mandelförmigen, tiefbraunen, wie von eingesetzten, ganz winzigen Goldkörnchen glühenden Augen. Und jung war auch sein Lachen geblieben, dieses gurrende Lachen des

warmen dunklen Baritons, in dem alles wie eine Bitte klang, und man vernahm doch den unwiderstehlichen Befehl!

„Mein Bub! Mein lieber Bub!“ sagte der Rittmeister, ihn abküssend und mit seinen großen starken Händen abtatschelnd, in der unersättlichen Zärtlichkeit des Südslawen. Und Ferdinand war selig, wie seit Jahren nicht mehr, und alles war auf einmal wieder gut. Und vergessen war, daß ihn, als der Großvater jenes Geheimnis enthüllte, nichts so tief geschmerzt hatte, als wie da plötzlich auch diese schönste lichteste Gestalt seiner Kindheit, ja seines ganzen Lebens, zu versinken und ins Dunkel zu entweichen schien!

„Aber laß dich anschau'n? Wie geht's denn? Wieder heil? Kannst dir meinen Schrecken denken! No aber, wenn du's schon in diesem Loch da wieder aushaltst —! Scheußlich! Da könnt ich nicht einen Tag —! Von der bloßen Luft wird man ganz dumm! Kein Wunder, wenn ihr dann —! Verzeihung, Herr Legationssekretär!“

Ferdinand kannte dieses spitzbübische Gesicht. Und da nahm ihn der Vater und wirbelte mit ihm lachend im Zimmer herum. „Bloß um zu sehen, was der Lungenschuß macht! Aber der benimmt sich ja schon ausgezeichnet! Ich hab's ja gewußt! Unkraut verdirbt nicht! — Jetzt aber komm! Heut wird einmal nicht regiert! Wenn der Krieg um vierundzwanzig Stunden später aus wird, is auch kein Malheur! Und wer weiß? Vielleicht, wenn man euch alle miteinand eine Woch'n spazieren gehn

schickt, vielleicht wär's das einfachste! Jedenfalls — heut bist du mein Gast, heut g'hörst mir, ich muß ja vielleicht noch in der Nacht schon wieder weg. — Du wirst auch schau'n! Ich hab ganz Oberösterreich geplündert, ein Preuß könnt's nicht schöner! Da gibt's in den kleinen Orten noch Sachen! Ich glaub, ich fang nach dem Krieg einen Antiquitätenhandel an. Nur fürcht ich, ich kauf alles am nächsten Tag wieder mit Verlust zurück, ich kann mich ja nicht trennen! In Geschäften war mein Genie stets mäßig. — Jetzt komm aber vor allem essen!"

Sie gingen und Ferdinand erinnerte sich lächelnd, daß er schon als kleiner Bub immer gerade so stolz auf den Vater gewesen war. Des Vaters Erscheinung macht noch immer Sensation, noch immer sieht sich jedes Mädchen nach ihm um, er merkt's auch und kokettiert noch mit jeder. Im Meißl gehen sie durch ein Spalier unwillkürlicher Bewunderung. Das Gespräch verstummt an allen Tischen, alles blickt auf. Bald ist er erkannt und wird tuschelnd genannt, der ja fast schon legendäre Held so vieler Abenteuer. Er genießt es und verbirgt seine kindische Freude kaum. An einem Tische sitzen junge Herren aus dem Ministerium. Daneben Offiziere. Ein alter General springt auf, um den Rittmeister herzlich zu begrüßen. Sie sprechen sehr laut. Der ganze Saal sieht hin. Und der ganze Saal hört Držić mit seiner weichen, dunklen, streichelnden Stimme sagen: „Nein, nur ein paar Stunden, grad nur, um meinen Buben zu sehen!" Und er deutet

mit väterlichem Stolz auf Ferdinand, von seiner Verwundung erzählend, der ganze Saal hört's und blickt Ferdinand an, Ferdinand hat das Gefühl, öffentlich anerkannt zu sein. Jetzt versteht er erst! Der Vater folgt offenbar demselben Motiv, aus dem ihn neulich die Fürstin Aldus zu sich bat. Damals hat ihn das fast verstimmt, jetzt beglückt's ihn.

Und der Rittmeister schildert dem alten General die Listen und Kniffe, mit denen er beim Pferdehandel die schlauen Bauern übertrumpft: „Ich bin nämlich noch schlauer, ich bin auf meine alten Tag der reine Jud geworden! Ja sonst ziehen sie dir in Oberösterreich die Haut aus! Die Kerln muß man kennen!“ Und er führt ihnen den ganzen Handel dramatisch vor, macht die zahnlosen alten Bauern nach, dann wieder sich selbst wie er erst ganz arglos tut und sich dumm stellt, als ob er nicht bis drei zählen könnt, plötzlich aber dann furios wird wie der alte Gabillon als Ritter Boffesen, mit dem Standrecht droht, den Abgeordneten, der immer für die größten Gauner intervenieren will, anbrüllt, daß ihm die ganze parlamentarische Beredsamkeit vergeht — „No, Kinder, man will doch auch sein Vergnügen haben dabei?! Sonst wär's ja zum Umstehen! Alle Monat telegraphier ich immer wieder einmal bei allen meinen alten Freunden herum, daß man mich doch endlich wieder in die Front lassen soll — die Stück'ln, die mein dummes altes Herz manchesmal spielt, werden draußen auch nicht ärger sein!“

Ferdinand, bescheiden seitab stehend, beobachtet.

Ihn wundert eigentlich, daß ihn dies Spiel des Vaters, das Theater, das er da vor allen Leuten macht, nicht verdrießt. Er weiß, daß es ihm an jedem anderen unerträglich wäre. An seinem Vater aber hat auch der Spaß noch eine Würde, die sich selbst in der Ausgelassenheit nichts vergibt. Er macht sich nie gemein und alle fühlen: es ist ein hoher Herr, den's vergnügt, sich einmal leutselig herabzulassen, man kann aber nicht wissen, wie lange das anhält, und man tut gut, lieber auf der Hut zu sein, es könnte sonst geschehen, daß er mit einemmal sehr ungemütlich wird! Ferdinand glaubte das allen anzusehen. Sie horchten alle lächelnd hin, doch scheu, sichtlich bereit, ihr Lächeln sogleich wieder zurückzuziehen. Und doch kaum bloß aus Furcht vor dem berühmten Duellanten! Was war es, wodurch der mutwillige alte Herr alle diese nicht eben übermäßig zur Ehrfurcht begabten Wiener doch in Respekt hielt? Er stand dabei da, als ob er Audienz erteilte. Und indem er die dümmsten Späße trieb, schien er Cercle zu halten. Er hatte zugleich irgend etwas ganz volksmäßig Einfaches und doch auch wieder etwas vom Grandseigneur. Auch äußerlich schon. Mit einer roten Binde, das Messer im Gurt und Opanken, würde er auf dem Stradone in Ragusa nicht auffallen. An alten Kapitänen des österreichischen Lloyd findet man dieses große, geduldige, gute Gesicht oft, das eben erst dem Volke entstiegen zu sein scheint und gewissermaßen noch nicht dazugekommen ist, persönlich zu werden. Auch Garibaldis Gesicht bestand so gleichsam nur aus den

Grundzügen seiner Nation. Jener Urahn, der das Erbstück der Familie, den Türkensäbel, erbeutet hat, mag so ausgesehen haben. Aber bevor man den Vater noch näher ansieht, bevor man noch vom Goldglanz seines Blickes verwirrt ist, bevor man unwillkürlich der sanften Macht seiner Stimme gehorcht, fühlt ihm jeder irgendwie den geborenen Herrn an, der's gar nicht nötig hat, erst davon Gebrauch zu machen. Irgend einem sagenhaften Bauernkönig gleicht er. König Lear bei der Goneril, nur noch der Jagd und dem Trunke frönend, aber königlich. Und doch genügt das alles noch nicht. Er hat mehr. Das alles ist gleichsam nachgedunkelt und hat ein warmes sattes Braun. Die Leute finden ihn sehr mondän. Es ist aber auch noch nicht das richtige Wort. Nicht bloß ein Glanz der großen Welt liegt auf ihm, sondern auch noch irgend ein Hauch des Alkovens. An einem Lächeln, einer koketten Ungezogenheit, einer sozusagen selbstverständlichen Anmaßung, die weiß, daß sie sich alles erlauben darf, spürt man den Liebling der Frauen. Er hat etwas von einem alten Löwen, aber auch von einem verzogenen Schoßhund. Und alle, die da, während er mit den Generälen scharmiert, ihn anstarren und auf ihn horchen, bewundern ihn und beneiden ihn, alle wären gern ihm gleich. Alle haben offenbar das Gefühl Ferdinands, daß ein Mann wie sein Vater nichts braucht, als vorhanden zu sein, er hat damit auch wirklich genug getan. Und daß dieses Gefühl aber offenbar auch der Vater selbst hat, das gibt ihm diese strahlende

wunschlose Leichtigkeit seiner aus sich selbst heiteren Anmut.

Sie setzen sich. Der Rittmeister klatscht in die Hände, Kellner stürzen herbei. Er kennt jeden beim Namen. Es macht sie sehr stolz. Er duzt sie, spaßt mit ihnen, oder droht auch gleich mit der geballten Faust. Er berät lange, duldet „Ausreden" nicht, „anerkennt" den Krieg nicht — „mir werd's ihr nix erzählen!" Und mit einer kindischen Freude füllt er die Teller Ferdinands an, keine Widerrede duldend. „Stell dir vor, du wärst heut gefirmt worden! Schad, daß man das nicht öfters kann! Dir tät's wirklich gut, überhaupt." Dann aber fängt er allmählich sachte zu fragen an und Ferdinand muß alles berichten, vom Spital, von der Front, von der letzten Zeit vor dem Krieg, alles, seit sie sich das letztemal gesehen haben. Und dann tauchen Erinnerungen aus alten Tagen auf. Erinnerungen an Ferdinands Schulzeit, an den Großvater, an die Kindheit, Erinnerungen an seine Mutter. Und der Vater erzählt von ihr und Ferdinand lauscht und alles ist auf einmal weg und er sitzt in einem Märchen, kommt sich selber wie ein verwunschener Prinz vor und ist sehr froh.

„Ja," sagt der Vater, „das war so merkwürdig bei der Mama, mit ihr hat man auf der Promenad in Linz spazieren gehen können und war im Feenland. Meistens ist's bei den Frauen umgekehrt. Der Großvater kam einem neben ihr höchst unwahrscheinlich vor, er muß bei ihrer Geburt übersprungen worden sein."

Sie gehen dann ins Hotel Krantz hinüber. Der Rittmeister hat da das schönste Zimmer, mit dem Blick auf den Brunnen. Es ist mit seinen Erwerbungen angeräumt, Bauernkästen, Bauernbetten, Chorstühlen, Meßgewändern, barocken Engeln, Halstüchern und Goldhauben. Er will das Zimmer für ein paar Monate mieten. „Dort kann ich jeden Tag wegkommen, Wohnung hab ich keine und bloß unterstellen irgendwo, da tun sie mir wieder leid, hier ham's wenigstens eine schöne Aussicht und hier passen's auch so gut her!" Und er nimmt einen der kleinen Engel, trägt ihn ans Fenster, zeigt ihm den Brunnen, erklärt ihm, wer der Raffael Donner war, und erzählt ihm, wie schön der Mehlmarkt noch vor ein paar Jahren gewesen ist und wie dumm halt die Wiener sind. Und dann sagt er zu dem Engel: „Jetzt is's aber wieder genug für heut," und trägt ihn mit zärtlicher Hand wieder zurück. Inzwischen ist wieder ein Händler da, der von den Sachen gehört hat, die der Herr Baron verkaufen will. Der Herr Baron will aber gar nicht und dreht ihn lachend sanft in einer Spirale hinaus. Der Kaffee wird gebracht. Sie sitzen an dem großen Fenster, die Sonne scheint, der weiße Dunst der Zigaretten schwebt. „Ich hab dir aber auch was mitgebracht!" Es ist ein heiliger Sebastian. „Echtes Barock, jenes, wo man die gotische Herkunft so stark spürt! Und schau nur! Wie der sich gar nicht genug tun kann an Blut und schmerzlicher Verzerrung und Scheußlichkeit, es is ihm immer noch zu wenig, noch mehr soll der arme Heilige gemartert werden,

da und noch einmal und wieder! Aber jetzt gib acht! Doch alles nur rund herum! Schau das Gesicht an, das Gesicht weiß davon nichts! Schau die Augen! Sie lächeln! Schau den lieben stillen Mund! Er is versöhnt! Das find ich halt so fabelhaft, da laßt's mich mit den ganzen Griechen aus, diese herrliche Freiheit des barocken Menschen, dem nix Irdisches was anhaben kann, bei dem sich das alles, das ganze hiesige Leben mit seinem Gschpaß und seinem Gfrett, bloß an der Epidermis abspielt, er selbst aber bemerkt's gar nicht — nicht vielleicht bloß, daß er es beherrscht oder sich beherrscht! Nein, das hat er gar nicht nötig, soweit kommt's gar nicht, das alles kommt gar nicht an ihn selbst heran, er kanns ruhig tosen lassen, denn sein Herz weiß nichts davon, sein Herz ist nicht hier, sein Herz ist schon dort — wo haben denn das die Griechen? Ich find's prachtvoll! Und so, weil sie ja gar nicht mehr hier waren, sondern immer schon dort, schau nur den versöhnten Mund an, so haben's diese Menschen freilich leicht gehabt, Herren der Erde zu sein! Schau nur! G'fallt er dir?"

„Er kriegt den Ehrenplatz beim Napoleon," sagte Ferdinand, dem Vater die Hand küssend.

„Der war eigentlich auch der letzte barocke Mensch, nur hat der Atem nicht mehr gereicht, es hat ihm an der inneren Berechtigung dazu gefehlt, er war's nur noch mechanisch."

„Die Zwei," sagte Ferdinand, den Sebastian zärtlich betrachtend, „werden sich wirklich, einander gegenüber, ganz gut vertragen."

Der Rittmeister sah plötzlich auf und fragte leichthin: „Behältst du deine Wohnung?"

„Ich wüßt mir gar keine bessere," sagte Ferdinand kurz.

Der Rittmeister warf sich auf den Diwan, den Rauch seiner Zigarette ringelnd.

„Jetzt werd ich dir aber was sagen! Schließlich bin ich mit den Menschen schon etwas länger bekannt als du, leider. Und du brauchst mir ja nicht zu folgen. Es is kein Wunsch, es is nicht einmal ein Rat, es is mir eigentlich Wurscht. Ich will's dir nur gesagt haben, weil der Mensch halt ein sogenanntes Gewissen hat. Wenn's dir aber fad wird, sag's und ich hör gleich wieder auf."

„Was denn?"

Der Rittmeister, mit dem Finger die Rauchringe durchstechend, sagte: „Du willst natürlich die Erbschaft ablehnen?"

„Der Großpapa hat dir geschrieben?"

Der Rittmeister lachte. „So stehen wir ja nicht! Es war schon sehr viel, daß er die Gnade hatte, mir deine Verwundung mitzuteilen. Seitdem bin ich mit keinem Handschreiben mehr beehrt worden. Aber soweit kenn ich dich doch! Und es is ja natürlich!"

Es gab also doch zwei Menschen, die das natürlich fanden, stellte Ferdinand mit Befriedigung bei sich fest. Daß es gerade sein Vater und ein jüdischer Arzt war, traf sich lustig.

„Ich in deinen Jahren hätt's auch hing'haut. Man überschätzt da derlei noch. Und nur, damit

du dir nicht später einmal denkst, der alte Esel hätt schon gescheiter sein müssen als ich, red ich davon. Nämlich so gut ich deine Empfindung verstehen kann, glaub mir: es is falsch, es wird falsch — schon dadurch, daß man's in der Öffentlichkeit erfährt, und das is ja nicht zu vermeiden! Dadurch kriegt's was von einer Heldenpose, das is immer mies. Daß du dadurch, entschuldige! leise komisch wirst, wär noch das wenigste, man muß die Kurasch haben, sich manchmal auch auslachen zu lassen, aber —! Wie soll ich sagen? Du kommst dadurch in eine schiefe Stellung zu deinem Schicksal! Grad famose Menschen begehen in jungen Jahren leicht den Irrtum, sich von den Begebenheiten zuviel dreinreden zu lassen. Und das bereut man dann, aber meistens is's dann schon zu spät."

„Aber grad, weil ich mir von dieser .... Begebenheit nichts dreinreden lassen will, is's doch das einfachste, ich lehn sie höflich ab?"

„Und machst eine Affär daraus! Was gar nicht in deiner Art liegt! Sag aufrichtig: hast du je den Ehrgeiz g'habt, durch sittlichen Heroismus zu glänzen? No also! Ich auch nicht. Liegt uns beiden nicht. Das is nicht auf unserer Linie! Und je älter ich werd, desto mehr komm ich drauf, das einzige, worin man nicht nachgeben darf, is: die Linie halten! Und sich von der Linie durch keine Begebenheit abbringen lassen! Denn das is erstens meistens nicht sehr g'scheit, zweitens is es wahrscheinlich auch nicht recht, vor allem aber is es ganz sicher unelegant. Wenn einer zum Märtyrer

bestimmt is, wunderschön! Wenn aber einer, dem's nicht bestimmt is, bloß sozusagen zufällig zum Märtyrer wird, aus Versehen — nein, das is dann eine schlamperte G'schicht! Das einzige, was ich von einem Menschen verlang, is, daß er ein gewisses Gefühl dafür hat, was ihm bestimmt is! Und ich kenn dich doch ein bißl, sag aber ehrlich selbst, ob du je daran gedacht hast, vor der Welt durch unnötige Seelengröße zu brillieren? Ich leugne nicht, daß das ja sehr schön wär, verlockend schön! Ich frag nur, ob's auf deiner Linie is. Wenn du mir sagst, du hast dich entschlossen Franziskaner zu werden, würd ich auch sagen: Wunderschön, aber ich fürcht, es is nicht auf deiner Linie, und wenn's nicht auf deiner Linie is, dann wird's nicht bloß etwas weniger wunderschön, dann is es einfach falsch. Verstehst, was ich mein?"

„Aber Millionär zu sein," sagte Ferdinand lächelnd, „das meinst du, wär auf meiner Linie?"

„No sei so gut! Da verleug'n ich dich! Keine Spur!"

„Ja was also?" sagte Ferdinand verwundert. „Ein drittes gibt's doch nicht. Lehn ich ab, so ist das eine auch mir fatale Heldenpose. Nehm ich aber an, so bin ich ein Millionär."

„Nein," sagte der Rittmeister. „Gar nicht. Damit, daß man Millionen hat, is man noch lang kein Millionär. Erst wer sich an seine Millionen hängt, wird's! Und der is ja dann schon einer, auch vorher schon! Ja wenn du Angst hast, daß dich die Millionen innerlich verändern werden, daß sie

Macht über dich kriegen, daß sie dir nicht eigentlich gleichgültig sind, dann hast recht! Aber dann hast erst wieder nicht recht, sie abzulehnen, denn dann schaden's dir ja nicht mehr, dann bist ja schon ein grauslicher Millionär! Und ob mit Millionen oder ohne Millionen, darauf kommt's dann schon wirklich nicht mehr an!" Er sprang auf. „Kind! Kind! Allen Leuten muß ich dasselbe predigen! Überschätzts doch die Dinge nicht so! Alle diese Dinge sind gar nix, nur der Mensch selber is alles. Und drum is's so furchtbar blöd, wenn man mit dem Schicksal rauft. Laßts doch das Schicksal machen was es will, und machts selber aber, was ihr wollts. Mit dem Schicksal raufen, damit unterwerfts ihr ihm euch doch auch schon wieder! Soweit laß ich mich mit ihm ja gar nicht ein! Ich nehm von ihm gar nicht soviel Notiz, ihm erst nein zu sagen! Es soll machen, was es will, ich aber mach, was ich will! Und sobald es das einmal merkt, stören wir uns beide gegenseitig nicht mehr und es geht ausgezeichnet. Ich bin in Situationen gewesen, wo meine besten Freunde gemeint haben, ja jetzt bleibt dem armen Kerl wohl nix übrig als die Kugel, ja ich bin eine Zeitlang fast nur in solchen Situationen gewesen — ich hab sie nur nicht bemerkt! No und so haben sie sich dann von selber erledigt. Was hätten's denn tun sollen? Schicksal is wie's Wetter. Man kann's nicht ändern, man kann's nicht einmal prophezeien, am besten is, man fragt erst nicht, man kümmert sich nicht drum, man läßt sich von ihm nicht stören. Die gewissen Leut, die die

Hände ringen: Jessas, grad heut muß's regnen! hätt's nicht bis morgen noch aushalten können? das kann aber auch nur mir passieren!, das sind die Leut, bei denen 's immer regnet, wenn's ihnen am wenigsten paßt! Warum, weiß ich nicht, ich bin kein Astrolog, ich kann dir nur raten: Wenn's regnet, nimm einen Regenschirm! Wenn wer zu deiner Erbschaft ein G'sicht schneidt, schick ihm deine Zeugen! Dann hast Ruh. Vor allem aber gib dir selber Ruh, schneid selber kein G'sicht! Wenn du den Regen nicht anerkennst, es regnet doch! Wenn du die Erbschaft ablehnst, damit wirst du grad das, was dir an ihr so zuwider is, erst recht nicht los, das geht dir grad dann dein ganzes Leben lang nach! Schicksal wird man nur los, wenn man's äußerlich hinnimmt und innerlich d'rauf pfeift. Wir haben auf der Akademie einen alten Professor g'habt, der hat uns immer mit einem Sprüchel von irgend einem Heiligen traktiert: sich freuen, als freute man sich nicht, leiden, als litte man nicht, und sich weder Reichtum noch Armut, weder Gesundheit noch Krankheit, weder Ehre noch Schande wünschen, sondern nur, was Gott will! Das hab ich mir für meine bescheidenen Bedürfnisse so zurechtgelegt, daß ich Glück oder Unglück, Ruhm oder Schmach, Wert oder Unwert in mir selber such, so daß mir, was die Begebenheiten bringen, ziemlich gleichgültig sein kann. Sie haben ja wirklich nicht die geringste Macht über uns, die wir ihnen nicht selbst einräumen. — Verzeih die Predigt! Und glaub um Gotteswillen nicht, daß ich dir deshalb abreden

oder zureden will, du mußt das selber wissen! Aber schließlich bin ich um soviel älter, an Erfahrungen noch mehr als an Jahren, und schließlich bin ich ja dein Vater!“

Er sagte das mit einer so stillen Herzlichkeit, daß Ferdinand, wenn er sich nicht geschämt hätte, ihm am liebsten um den Hals gefallen wäre. Der Rittmeister schien es zu merken, sah ihn lächelnd an und sagte, die Asche von seiner Zigarette blasend: „Wir zwei beide werden uns ja nicht in unseren Empfindungen stören lassen? Daß man sie hat, genügt ja, man braucht sie sich nicht erst beim Notar legalisieren zu lassen. Du warst doch bisher ein leidlich vernünftiger Mensch, hätt ich gemeint!“ Und sein großes, geräumiges, gutes Gesicht mit der alten Narbe wurde sehr ernst, als er fortfuhr: „Für den Fall aber, daß seither vielleicht an deiner Vernunft etwas ramponiert worden wär, will ich dir noch was sagen! Ich hab in meinem Leben viele Frauen gekannt. Zu viele. Von allen Farben. Auch später wieder, nach dem Tod deiner Mutter. Aber weder vorher noch nachher bin ich einer Frau begegnet, die so rein war. Ich sag dir das, ich! Daß es solche Wesen gibt, für die Unreines überhaupt nicht existiert, weil's ja durch ihre bloße Nähe schon verwandelt is, kann man sich nicht vorstellen, bis man's mit eigenen Augen sieht. Ich hätt's mir auch nicht vorstellen können. Ich hab's auch nie wieder geseh'n. Mir kannst du's schon glauben! Wenn ich das sagen muß, wird's wohl richtig sein.“ Er zeigte nach dem heiligen Sebastian.

„Ganz ähnlich. Sie hat das auch gehabt: Was auch geschieht, die stillen Augen bleiben klar, das Herz weiß nichts davon. Sebastiana, könnt man sagen.“ Er fuhr leise mit der Hand über die Figur und legte sie dann still wieder weg. „Du hast manches von ihr. Drum hab ich dich auch so gern. Bewahr dir's! Und bewahr dir ihr Bild rein!“ Er zündete sich eine neue Zigarette an und ans Fenster tretend, auf den Markt blickend, fuhr er leichthin fort: „Weil dir aber der Großvater allerhand erzählt hat und der alte Herr schon manchesmal etwas vergeßlich ist, möcht ich, wenn wir schon von den alten Sachen reden, daß du von mir auch hörst, wie's zu der Heirat gekommen is. Ich hab die Mama zum erstenmal gesehen: zwei Jahre vor unserer Heirat, anderthalb Jahre, bevor sie zum Theater is. Der Großvater hat amtlich in Wien zu tun gehabt, nimmt sie mit und abends sind's natürlich ins Burgtheater. Es war ‚Ein Glas Wasser‘, mit'm Sonnenthal. Ich, grad auf Urlaub, im Stehparterre, sie in einer Loge. Den anderen Tag bin ich hin, halt beim Statthaltereirat um ihre Hand an und flieg hinaus. Bei meinem Ruf begreiflich. Nach einem Jahr eifriger aber vergeblicher Versuche, sie zu vergessen, bin ich dann eines Tages direkt von Orsova nach Linz gefahren, mit demselben Resultat. No hab ich mir gedacht: halt nächstes Jahr wieder! Und nach fünf, nach sieben, nach zehn Jahren vielleicht doch! Obwohl's mir ja selber grotesk vorgekommen is: ihr Mann! Ich! Doch wirklich nicht die Schuhriemen aufzulösen!

Aber der Gedanke war halt zu schön, daß aus einem solchen Hallodri noch am End ein anständiger Mensch werden könnt! No und dann kam die G'schicht in Breslau. Mir war damals grad nicht zum Lachen, aber die zwei, den Großvater und den anderen Herrn, nebeneinand zu sehen — ich muß sagen: Der Großvater mit der gloriosen Idee, daß's heiraten müssen — Theaterdirektorin in Breslau! Und der wieder, der gar nicht begriffen hat, was denn eigentlich los is! Und doch hat der immer noch mehr Ahnung von ihr gehabt als der Großvater! Der Großvater war so wütend, weil der Direktor das immer einen ‚höchst beklagenswerten Irrtum' nannte. Aber daß ein Wesen wie deine Mutter und ein Exemplar wie der Herr auf demselben Stern vorkommen und sogar einander begegnen, da hat er ja recht, das kann wirklich nur ein Irrtum sein. Und er war übrigens, dieser Jason war schon — no angenehm war er nicht, aber doch halt von einem Format, allen Respekt! Eins A in seiner Art, wie sie in ihrer. — Ich hab's ja nie begriffen. Ich begreif's heut noch nicht. Aber nicht einen Augenblick lang is sie mir deshalb weniger wert gewesen. Und ein Trottel bin ich ja nicht und auf Frauen versteh ich mich!" Er warf die Zigarette weg und fragte dann noch spöttisch: „Wenn du aber vielleicht den Wunsch hast, noch mehr Details kennen zu lernen, auch finanzieller Art, da frag nur bei Gelegenheit den Großvater, wie das arrangiert worden is. Du mußt ihn nur direkt fragen. Er is im Grund sehr ein anständiger Mensch, man

muß ihn nur manchmal daran erinnern!" Er stand jetzt vor Ferdinand, dem ein Stein vom Herzen fiel, und sah ihn lächelnd an. „Nein mein Kind! Ich bin mein Lebtag ein großes Mistvieh gewesen. Und ich bereu's nicht einmal. Es war zu schön! Aber deswegen braucht sich mein Vater vor dem Jellacic nicht zu schämen, im Himmel oder wo's halt sonst jetzt miteinand tarockieren. Und das sag ich dir nicht, als ob mir an deiner Hochachtung so viel gelegen wär, dummer Bub, sondern weil du sonst am End wirklich noch albern genug wärst, an deiner Mutter zu zweifeln. Und da müßt man dich ja prügeln!" Er ging weg und sagte dann noch vor sich hin, ohne Ferdinand anzusehen: „Ehrfurcht verdient deine Mutter!" Es war eine Weile ganz still, dann ging er zum Waschtisch, nahm ein Besteck und begann seine Fingernägel zu polieren. „Wie du dich entscheidest, mußt selber wissen! Mir tät nur leid, wenn ein moralisches Gigerl aus dir würd! Talent hast ohnedies dazu. Drum nimmst auch das Geld so tragisch. Aber glaub mir: es hat nur einen Reiz, solang man keins hat. Ich kann davon reden, ich bin ein paarmal über Nacht steinreich und drei Wochen später bettelarm gewesen, es macht nicht viel Unterschied. Das, worauf's ankommt, kriegt man nicht zu kaufen, und was man zu kaufen kriegt, is alles Schwindel. Was kein Schwindel is, kann jeder haben: Durch den Wald oder über eine Wiesen geh'n, in der Sonn liegen und lachen, und halt überhaupt irgend etwas lieb haben, ein Mädl, ein Kind oder

ein Hund. Was, is eigentlich Nebensache. Hauptsache, wenn ich mir's recht überleg — weißt was, seit dem Tod deiner Mutter, in meinem Leben die Hauptsache war? Wirst du nicht erraten! Und ich sollt dir's gar nicht sagen, weilst noch eingebildeter wirst. Ja! Die Hauptsache — warst du! Komisch? Ich müßt auch lügen, wenn ich behaupten wollt, ich hätt mich damals grad besonders auf dich gefreut. Das Vorgefühl war mäßig. Ich hab mich auch zunächst dann wahrhaftig nicht viel um dich gekümmert! Du bist dem Großvater übergeben worden, es war auch sicher das beste für dich, an mir hätt'st kein Beispiel gehabt! Ich hab dich nicht erzogen, sondern, umgekehrt, du mich. Das is das Merkwürdige! Ich bin da draußen in der Welt herumgegaukelt, Teheran, Tokio, Tanger, und hab nicht viel an dich gedacht, meine Absicht war, gar nicht mehr an dich zu denken, was du mir vielleicht nicht einmal übel nehmen wirst! Aber — du warst halt einmal da, du warst, weiß der Teuf'l, unsichtbar immer in mir da, und wenn ich grad dran war, eben wieder irgend einer bestrickenden Dummheit nachzugeben, hat's heimlich an mir gezupft: Halt! das geht doch jetzt nicht mehr, wie stehst denn dann vor dem Buben da? Albern! Was? Aber von solchen Albernheiten wird der Mensch regiert! Dieses zuwidere Gefühl, daß da irgendwo ein kleiner Stöpsel vorhanden is, der einen nun einmal Vater nennt und dessen ganzes Wesen, ganzes Leben vielleicht davon abhängt, wie er diesen Vater sieht und was für ein Bild er sich von

diesem Vater macht, das is schon etwas Merkwürdiges, da kann man halt nicht aus! Und es is ja auch wahr, nicht? Sag selbst! genier dich nicht!, aber hat an dem, was du heut bist, nicht doch auch ein bißl dein Bild von mir mitgewirkt? Nein, Liebeserklärung wollt ich wirklich keine provozieren! Ich mein nur: wem das Schicksal auf irgend eine Art ein Kind verschafft, von dem bleibt, wenn er's nur ein bißl zu benützen versteht, eine Gestalt in der Welt zurück, es is eine Art Verewigung! Und da möcht man schon aus Eitelkeit, daß sie doch danach wär! Ich wenigstens muß schon sagen, daß es mir sehr angenehm is, das zweitemal in dieser Gestalt vorhanden zu sein!" Und er machte lächelnd eine tiefe Verbeugung vor Ferdinand.

Ferdinand nahm unwillkürlich den Ton des Vaters an, als er, aufblickend, langsam fragte: „Und auch das Jüdische daran geniert dich weiter nicht?"

„Nicht ein bißl!" sagte der Rittmeister lachend.

„Merkwürdig," sagte Ferdinand.

„Nein," fuhr der Rittmeister lustig fort, „da war mir aber wirklich keinen Augenblick bang! Es wär doch auch eine Schand, wenn ich und der Großvater, altes Österreich und doppelt genäht, nicht mit dem Pinkeljuden fertig g'worden wären! Oder fühlst du dich vielleicht als Juden?"

„Die Anna Freyn," sagte Ferdinand trocken, „fühlt sich auch als Gräfin, es glaubt ihr's nur niemand."

„Da siehst doch grad, daß es nicht auf das Blut

ankommt! Die dumme Gans ist doch die Tochter eines Grafen! Aber sie wird doch den alten Scharizer nicht los, Geist is stärker als Blut!"

„Du wirst doch nicht leugnen," sagte Ferdinand, „daß die Rasse —!"

„Unsinn! Natürlich glaub ich an Rasse! Und wie! Ich bin auf nichts so stolz! Nur hat das mit dem Blut nichts zu tun! Schau dich doch um in der Welt! Überall siehst die verschiedensten geistigen Rassen in demselben Volk, selbst in derselben Familie nebeneinand! Zwei Brüder haben denselben Vater und dieselbe Mutter, aber der eine is der geborene Herr, brauchst ihm nur in die Augen zu seh'n, brauchst ihn nur geh'n zu seh'n, langsam, sicher und da wachst kein Gras mehr, wo er hintritt! und daneben zappelt der andere, ein geborener Knecht, und bei jedem Schritt hört man die Kette scheppern! Und glaubst nicht, daß sich eine chinesische Herrennatur und eine Tiroler oder aus der Bretagne verwandter fühlen, als mit den Bedienten im eigenen Volk? Der Bismarck hat sicher in Disraeli den geistigen Vetter gespürt! Und es kann einer in Sorrent geboren und doch von der verkrochenen nordischen Nebelraß sein, den Mozart aber hat der Salzburger Schnürlregen nicht gestört, ein Sonnenmensch zu werden. Oder glaubst, daß es keine Stockfranzosen gibt, die durch und durch Boches sind? Neulich hab ich eine G'schicht g'les'n, von einem gewissen Fontane. Mir hat schon lang nix so gut g'fall'n: elegant wie ein Franzos, g'scheit wie ein Jud! Und wie ich mich erkundig, was

kommt heraus? Der Kerl is aus Neu-Ruppin! Die geistigen Rassen sind was, wo der Samen rein durch die Luft fliegen muß; weiß der Teufl, wie da die Befruchtung geht! Und nimm doch gar den Hauptunterschied in der Menschheit erst! Herren und Knechte, die Sonnigen und die Vernebelten, Augenmenschen und die mehr von der Milz ausleben, das alles vertragt sich ja schließlich eher noch als das Nutzvieh, das allerweil was bewirken muß, mit den Freien, die schon damit genug getan haben, daß's halt da sind! Diesen Unterschied sieht man ja den Menschen schon am Nasenspitzl an. Der eine schnuppert immer herum, weil er immer glaubt, daß er was leisten muß, und wennst ihm alles gibst, hat er erst nix davon, bevor er nicht weiß, was er damit anfangen soll. Und der andere freut sich schon, daß er bloß überhaupt vorhanden ist, und wundert sich nur manchmal ein bißl, daß man ihm so wenig dankbar dafür is, es is auch eine Gemeinheit! Das sind eigentlich die zwei Hauptrassen und die sind unversöhnlich, die einzige Frage is, welche schließlich die andere ausrotten wird. Aber für alle diese geistigen Rassen kann ich dir unter unseren nächsten Bekannten Beispiele nennen, und aus allen Nationen; das Blut hat offenbar damit gar nix zu tun. Unter welchem Stern man geboren is, is für die geistige Rasse sicher wichtiger, als in welcher Nation. Mit meinen historischen Kenntnissen is es ja nicht weit her, mir kommt aber doch vor, es muß das Geheimnis des Mittelalters gewesen sein, daß damals das Abendland nach geistigen

Rassen eingeteilt war: Rom und die Herren und die Zwecklosen oben. Und die Französische Revolution is dann der Aufstand des Bluts gegen den Geist gewesen, da hat der Dreck ang'fangen, die geistigen Rassen sind zerrissen worden, und seit jetzt die geistigen Todfeind überall in demselben Grätzel beisammen sitz'n, ham wir die Verwurstlung! Ich bin gewiß ein Antisemit, aber was heißt das überhaupt: ein Jud? Ein Jud is halt, wem das Geld wichtiger is als der Mensch. Die soll man natürlich erschlagen. Aber ich kenn Arier genug, die dabei nicht vergessen werden dürfen, beim Erschlagen, es wär wirklich schad! Laß dich doch nicht durch ein Wort bluffen, du mußt doch selber wissen, wer du bist! Und laß dich doch auch nicht durch das Geld bluffen, das wär ja wirklich schon jüdisch! Ob man Geld hat oder nicht, darauf kommt's doch nicht an! Wenn's einem nur keinen Eindruck macht! Es is eigentlich schon zuviel Ehre, wenn man's verachtet, dazu müßt's ja schon was sein! Es is aber nix, man glaubt das nur! Probiers nur, was deine Millionen können! Nix könnens, du wirst's sehen: Zu dem, was du bist, könnens dir kein Tipferl geben, und von dem, was' du lieber nicht wärst, könnens dir kein Tipferl nehmen — sonst wärst wirklich ein Jud, denn in der fixen Idee, daß man am Geld was hat und ums Geld was kriegt, besteht ja der Jud! Aber du brauchst dich von der Prob nicht zu drücken, mir is gar nicht bang, ich kenn dich doch! Du hast nur einen großen Fehler: du denkst zuviel nach, du machst Entwürfe.

No ja, gut! Kannst ja! Nur darfst dich dann nicht wundern, wenn's dann ganz anders kommt. Man kann sich nicht vornehmen: ich will das und das erleben. Das Leben is ein Mostschädl und tut's dann erst justament nicht. Was willst machen? Das g'scheiteste is noch: du kümmerst dich um die Begebenheiten überhaupt nicht. Und wennst ganz g'scheit sein willst, dann kümmer dich lieber um den Herrn Legationssekretär auch nicht zuviel. Schau die Kinder! Die Kinder sprechen gern von sich in der dritten Person: der Hansl mag aber nicht, der Hansl war wieder schlimm und is auf den Zwetschkenbaum kraxlt! Mir hat man das langmächtig nicht abgewöhnen können. Und heut noch passiert mir's, daß ich mir ganz ruhig sag: Da war der gute Držić wieder schön blöd! Daß er aber auch nie begreifen lernt! Und ich muß sagen, mir kommt vor, daß das eigentlich ganz richtig is, ich bin ja gar nicht der Držić! oder jedenfalls bin ich nicht bloß der Držić, ich bin doch noch mehr! Ich mach den Držić, ich mach ihn euch vor, euch und mir, aber im Hintergrund bleibt dabei doch immer irgend was in mir, das mit diesem alten Schwiehak nicht das geringste zu tun hat, das ihm zuschaut und sich ruhig denkt: Jetzt haut der Herr Rittmeister wieder einmal gehörig daneben! heut hat's 'n aber ordentlich! das sich manchmal wundert über ihn, manchmal sich auch freut, aber sich eigentlich im Grund nicht sehr interessiert für ihn, es hat offenbar andere Sorgen, dieses geheimnisvolle Ding in mir, mein eigentliches Ich,

das sich aus dem Držić nicht viel macht und aus seinem Schicksal schon gar nichts, sondern sich mit den beiden, wies halt schon sind, durchzuwurst'ln sucht. Am stärksten und noch ganz anders als bei mir, viel schöner und ganz unbewußt war das übrigens, dieses Eigentliche, das im Hintergrund bei deiner Mutter. Da hat man oft geradezu das Gefühl g'habt: da sitzt jetzt wer und redt was oder malt oder stickt, aber sie weiß nichts davon, sie selber is ja weit, weit weg! Ich hab sie dann manchmal g'fragt: Wo bist denn jetzt wieder? Da is sie dann ein bißl erschrocken und so lieb war das, wie ihre Augen dann erst langsam zurückkommen sind! Und dann haben wir beide lachen müssen. Mit dem, was der Mensch erlebt, hat sie nix zu tun gehabt, und die Statthaltereiratstochter, das Fräulein von Trost, das war auch doch alles bloß so äußerlich ang'hängt. Und das wird wohl, mein ich, das richtige sein. Wer erst soweit wär, der hätt's dann nicht mehr nötig, gegen das Schicksal renitent zu sein, denn ihn selber trifft es ja dann nicht mehr. Aber soweit kommt man freilich nur —" Er hielt ein, sah Ferdinand an, ging weg und es klang etwas verlegen, als er fortfuhr: „Sag! Mich geht's ja nichts an, es fällt mir nur grad ein! Bist du eigentlich fromm?"

Ferdinand besann sich, bevor er antwortete: „Ich wär's gern."

Entschuldigend fuhr der Rittmeister fort: „Früher hätt man sich das gar nicht zu fragen getraut, der Krieg hat aber doch manche nachdenklich gemacht.

Und ich muß halt sagen, je älter ich werd, desto mehr komm ich darauf, daß einem halt nix anders übrig bleibt, als fromm zu sein, es is wirklich noch das gescheiteste! Ich mein aber nicht bloß, daß man am Sonntag zu der Elf-Uhr-Meß in die Universitätskirchen geht, das is sehr schön, sehr elegant und 's g'hört dazu, das ganze wie's is tut einem auch sehr gut, auch wenn man manchmal mehr kokettiert als auf die Predigt hört. Aber das mein ich ja eigentlich gar nicht. Ich mein das feste Gefühl, daß alles, was uns passiert, angenehm oder unangenehm, in Gottes Rat bestimmt is. Und daß es also, angenehm oder unangenehm, immer gut für uns is und es wir also dankbar anzunehmen haben. Was wir tun, dafür sind wir verantwortlich; was uns trifft, hat er geschickt. Wir müssen dann halt schau'n, daß wir herauskriegen, was er eigentlich damit meint."

„Aber wie?" fragte Ferdinand. „Wie kriegt man das heraus?"

„Ja wenn du mich fragst, ich bin da sehr altmodisch. Ich bet halt. Und ich hab halt noch immer gefunden, wenn auch nicht immer gleich, daß er recht g'habt hat! Während, wenn's nach mir gang'n wär, nach meinem Willen, ich mir schon längst das G'nack gebrochen hätt. Grad wenn ich dich anschau, denk ich mir das wieder. Wenn's nach meinen Wünschen gegangen wär, wärst du bei der Geburt gestorben, nicht die Mutter. Damals war's mir unbegreiflich! Ich hab gehadert mit Gott. Und heut muß ich halt doch sagen, daß es so, wie's ge-

kommen is, sicher für uns alle das beste war. Heut dank ich ihm dafür. Er denkt halt in etwas größeren Zeiträumen als wir. Und ich bin schon sehr froh, daß ich jetzt den vollen Glauben wieder hab, wie damals als ganz kleines Kind. Ich kann mir nicht helfen, ich laß mir's nicht nehmen: wir haben nicht einen Gedanken, den er nicht sieht, wir sprechen kein Wort, das er nicht hört, wir tun keinen Schritt, den er uns nicht führt, und lach mich nur aus! aber während wir hier sitzen und plauschen, sieht und hört er uns zu — daß er's aushalt, da g'hört freilich seine ganze Langmütigkeit dazu!" Es war ihm anzuhören, daß der Scherz nur seine Verlegenheit bedecken sollte.

„Ich lach dich nicht aus," sagte Ferdinand still.

„Überleg dir's halt! Schaden kann's dir ja nicht! Und wenn du erst dieses völlige Vertrauen auf die fortwährende, auch wenn man gar nichts von ihr spürt, fortwährende Gegenwart Gottes hast, dann darfst manches riskieren, dann kann dir nicht mehr viel gschehn, selbst wennst meinetwegen ein Jud bist, du Wurstl!" Lachend warf er seine Zigarette zu den unzähligen anderen Resten. Dann stand er eine Zeit, aus dem schon dunkelnden Zimmer nach den angeschneiten Dächern blickend, und seine tiefe Stimme klang noch weicher, als er, ohne Ferdinand anzusehen, fortfuhr: „Es is übrigens auch ein gewisser Egoismus in meinem Wunsch. Du weißt ja, daß mein altes Herz manchmal Sponpanaden macht. Noch gar nicht lang her, daß wieder so ein Hupferl war. No, bisher hab ich's ja immer noch

derglengt, eine Weil geht's scho wieder. Aber einmal wird halt ein Schnapser sein und dann is — ausgeschnapst! Und da wär's mir schon sehr recht zu wissen, daß wer für meine arme Seel bet! Sie wird's brauchen können, meine guten Vorsätz haben so kurze Füß, mein Gott, ich hab ja gute Freunderln genug, aber auf die Kerln is alle kein Verlaß."

Sie schwiegen. Es wurde langsam immer dunkler.

Und sie hatten die Tür gar nicht gehört, in der auf einmal ein niedliches Bärenkindl stand, nichts als ungeheurer Pelz und die rosige Spitze des zartesten Näschens und ein kugelrundes, verwundertes Augenpaar, noch größer vor Schreck über den unbekannten Dritten.

„Was, schon so spät?" rief der Rittmeister. Und er war schon wieder ganz der schöne Drzić, als er mit ausgebreiteten Armen ihr entgegenging. „No komm nur, hopp!" Und mit einem Sprung lag die kleinste, artigste, kindischeste aller Schleiertänzerinnen an seinen Lippen, zappelnd von dem alten Herrn im Kreise geschwungen. Dann aber nahm er sie mit zwei Fingern althöfisch an ihrer winzigen Hand, um sie zu Ferdinand zu geleiten, sie knicksten beide nach der Kunst und Ferdinand, plötzlich in vollem elektrischen Licht, stand recht ungeschickt vor dem elfischen Wesen, das der Rittmeister lächelnd fragte: „Also wer is das? Rat! No? Kind, das is wirklich eine Schand, wennst ihm das nicht ansiehst! Mein Bub! Doch wirklich wie mir aus dem G'sicht g'schnitten!" Und mit einem knabenhaften

Übermut in seinem weiten, guten, alten Gesicht, fuhr er fort: „Weißt, der jetzt die grauslich vielen Millionen erbt! Hast nicht g'les'n in der Zeitung? No jetzt gebt's euch die Hand und seid's gute Freund! — Aber bitte, benimm dich! Er is sehr streng, weil er gut erzogen is. Nämlich von mir! Ja wenn ich das Glück gehabt hätt, mich zum Papa zu haben! Dann würd ich nicht als alter Esel noch —." Und schon nahm er sie wieder und schwang sich mit ihr trällernd herum.

„Was willst du?" sagte er dann zu Ferdinand lachend. „Halt wie im Bauer als Millionär! Die Jugend kommt auf Besuch! Und wer weiß, vielleicht auch bald zum Abschied!" Und ganz leise bat er den Sohn: „Komm mit uns! Ich weiß, es is dir kein Vergnügen. Und du hast ja recht! Es wär ja besser, ich würd endlich auch gescheit! Aber wer kann aus seiner Haut? Und ich brauch das jetzt. Mir is manchmal so bang!"

Und in die Hände klatschend, den Säbel umschnallend, rief er lachend: „Kannst dir die Sensation denken, wie sie mich neulich in Vöklabruck besucht hat!"

Ferdinand fand, das alles paßte so gut zu seinem Vater, der war einmal ein solcher Zusammenhang von Edelmut, Verstand und Narretei, daß man ihn schon im Ganzen nehmen mußte. Und eigentlich war er ihm eher ein bißchen neidisch. Aber er wäre doch fast auf der Stiege noch weggerannt, die Kleine war in ihrer kindischen Verliebtheit gar zu ungeniert!

Neuntes Kapitel.

Der kleine Notar hörte Ferdinand zu, leicht vorgeneigt, ganz Ohr, den Blick auf seinen strahlend weißen altmodischen Gamaschen, regungslos, nur den Zeigefinger zuweilen leise drehend, wodurch das schwarze Bändchen, das um ihn geschlungen war, und das Monokel, das daran hing, in eine sanfte Schwingung geriet. Es war in dem hohen ernsten Gemach mit den verhängten Türen und dem schweren dunklen Teppich ganz still. Nur die Standuhr aus der Kaiser-Franzzeit tickte zu den Worten Ferdinands.

Als Ferdinand schwieg, sagte Doktor von Raibl, bedächtig lächelnd: „Alles sehr schön, Herr Legationssekretär! Nur stellen Sie sich das doch einfacher vor als es ist.“.

„Nehmen wir an,“ sagte Ferdinand, „ich wär, als das Testament eröffnet wurde, fünf oder sechs Jahre alt gewesen, ein kleines Kind?“

„Dann hätte das Gericht einen Vormund bestellt, bis zu Ihrer Großjährigkeit.“

„Und das ist ja genau das, was ich will. Ich bestelle Sie zu meinem Vormund. Was ich zu meinem Unterhalt brauch, hab ich. Es hat bisher gereicht, es wird auch weiter reichen. Meine Bedürfnisse sind nicht groß. Auf Verwaltung eines Vermögens aber versteh ich mich nicht. Und ich hab auch keine

Lust dazu. Die Verwaltung möcht ich, daß Sie, Herr Notar, übernehmen, bis ich mich vielleicht eines Tages großjährig erklär, in einem Jahr oder in zehn oder in zwanzig, das bleibt mir überlassen. Es scheint mir die einfachste Sache der Welt."

„Doch nicht ganz so einfach," sagte der Notar. „Der Unterschied ist doch vor allem: Sie sind halt kein Kind! Und ich müßte da wenigstens einigermaßen Direktiven haben. Gar bei der doch etwas dubiosen Art gerade dieses Vermögens! Denn Herr von Jason ist zwar ein Genie im Verdienen gewesen, keineswegs aber im Verwalten. Der Erwerb war seine Passion, der Besitz scheint ihm eher unbequem gewesen zu sein. Er hat die meisten seiner Besitzungen nur beim Kauf gesehen, und dann nie wieder; er kam nicht dazu. Dieser vielfache Schloßherr hat immer im Hotel gewohnt, es war ihm gemütlicher. Ihm genügte, daß er sagen konnte: mein Rittergut in der Lausitz! Aber er hätt sich ja dort zu Tod gelangweilt! Nun, er konnte sich's ja leisten. Er hat immer wieder soviel verdient, daß es seinen kostspieligen Besitz bezahlte. Er kaufte, teils auf Spekulation, wie das halbe Dutzend Theater, die Waldungen in Siebenbürgen und der Bukowina, die Steinbrüche oberhalb Linz, teils aber aus Eitelkeit oder nennen Sie's Snobismus, ja man würde vielleicht am besten sagen: als Plakat für sich. Daher seine Manie für historische Schlösser. Jedes, das überhaupt zu haben war! Und mit einer merkwürdigen Pietät kaufte er zu dem Schloß dann noch mit der größten Mühe auch die dazugehörigen

Ahnenbilder und Erbstücke bei den Antiquitätenhändlern zusammen, an die sie von den wirklichen Erben längst verkitscht worden waren. Das scheint eine Hauptbeschäftigung seiner vielen Dramaturgen gewesen zu sein. Also da ist das Schloß in der Bretagne, die Burg im Siebengebirge, auch an der Lahn eine, die Ruine im Mühlviertel gegenüber von Eferding, ein ehemaliges Kloster in der Mark, das schon genannte Rittergut in der Lausitz, der ungeheure Besitz in der Krim, dann eine ganze, man kann wirklich nicht anders sagen, eine ganze Kollektion von Villen, im Grunewald, an der Bergstraße, auf dem Lido in St. Moritz, ja noch am Tage seines Todes hat er sich telephonisch am Kapuzinerberg bei Salzburg angekauft, und ich bin noch gar nicht sicher, ob ich schon alles beisammen hab. Das sind ja nun Millionen — auf dem Papier! Aber die Verwaltung, Bewachung, Erhaltung mit den Summen, um die er dabei bestohlen worden ist, denn er ist wahrhaft königlich bestohlen worden, und das scheint sogar für ihn einen besonderen Reiz gehabt zu haben! ja das alles zusammen kostet ungefähr die Zinsen von ebensoviel Millionen! Das hat sich Herr von Jason erlauben dürfen, ein armer alter kleiner Notar hätte kaum den Mut dazu. Herr von Jason hat sich's ja auch erlauben können, er hat, wenn er einmal Geld gebraucht hat, einfach einen Wald zusammenschlagen lassen, mit Putz und Stingel weg, er hat sich's in der Bukowina bei der Behörde schon zu „richten“ gewußt. Einem Notar, wenn er auch noch so geschickt ist, und auch nicht gerade ein

Pedant, sind da doch immerhin bei uns gewisse Schranken gesetzt. Und nun nehmen Sie gar seinen Kunstbesitz! Er hat in den letzten Jahren, soviel er nur konnte, Expressionisten zusammengekauft. Niemand kann Ihnen sagen, was das eigentlich wert ist, niemand raten, was man damit anfangen soll. Für ihn war's ein sicheres Geschäft, aber da gehört seine Persönlichkeit dazu, vor allem seine Begabung, Ruhm zu „machen". Er hat in drei Dutzend Zeitungen Geld stecken gehabt, und in den Redaktionen einen Entdecker sitzen, der auf sein Kommando für den Herrn X auf einmal so geblasen hat, daß eine Woche später jeder reiche Jud ein Bild von diesem Herrn X hat haben müssen, coute que coute! Ich könnt das nicht! Und ich muß schon sagen, ich weiß nicht einmal, so sehr ich das bewundere, ob ich mir eigentlich gerad wünsch, das zu können, man muß wohl dazu geboren sein. Nun kommen aber dazu die Höfelinds, er hat ja den ganzen Höfelind angekauft, und sozusagen in Person, nämlich auch gleich alles, was er je noch malen wird. Gewiß: wenn wir diese Höfelinds heute versteigern, bloß was schon da ist, kriegen wir ungefähr das Dreifa von dem, was Herr Jason dafür bezahlt hat. Und doch wär's mit Verlust verkauft, wenn man nämlich denkt, was Herr von Jason jetzt damit gemacht hätte. Höfelind ist verschollen, erst hieß es, er sei Trappist geworden, dann soll er dort wieder entlaufen, in Genua verhaftet und als Zivilgefangener nach Sardinien gebracht worden sein. Stellen Sie sich vor, wie Herr Jason dies ge-

schäftlich ausgenützt hätte! Lauter bares Geld für ihn! Aber dazu gehört doch auch wieder sein ganzer Apparat! Nein, mein verehrter Herr Legationssekretär, ich erschrecke bloß bei dem Gedanken! Denn sehen Sie, diese Millionen haben etwas sehr Merkwürdiges, ganz anders als andere Millionen, sie bestehen nicht aus sich allein, sie bestehen noch aus ihm, sie brauchen ihn, sie fordern eine Persönlichkeit wie ihn! Diese Persönlichkeit bin ich nicht, mir wird schwindlig, wenn ich nur daran denk! Sie überschätzen mich, Herr Legationssekretär, das bin ich nicht!"

„Und glauben Sie denn," fragte Ferdinand, „daß ich es bin?"

Der kleine Notar versank wieder in die Bewunderung seiner herrlichen weißen Gamaschen, indem er lächelnd erwiderte: „Eigentlich — kaum."

„Dann ist's aber ja gleich, ob Sie oder ich."

„Nur mit dem Unterschied," sagte Herr Doktor von Raibl lebhaft, „daß Sie mit gutem Gewissen ihr eigenes Vermögen vertun können, ich aber fremdes nicht."

„Was wäre denn," fragte Ferdinand, „wenn er Sie zum Erben eingesetzt hätt?"

„Mich?" Der kleine Notar erschrak so, daß er sein Monokel verlor.

„Warum nicht? Er hatte solche Launen nach allem, was man hört. Es war vielleicht bloß ein Zufall. Was dann? Was täten Sie?"

„Ich? Mein Gott! Ich, Herr Legationssekretär, ich bin ein alter Mann mit feststehenden Gewohn-

heiten, recht konservativ, ja geradezu spießbürgerlich veranlagt, ich bin ein bißchen ängstlich, ich will vor allem meine Ruh! Und so würd ich mir sagen, vierzig oder fünfzig Millionen sind ja sehr schön, aber noch schöner sind dreißig oder meinetwegen auch bloß zwanzig, aber behaglich und in voller Sicherheit! Ich würde dieses phantastische, ruhelose, gefräßige Vermögen schön behutsam realisieren, bloß nach und nach natürlich, und in einen stillen sorglosen Besitz verwandeln, Grundbesitz hauptsächlich, aber schön in der Nähe, ich bin gar nicht romantisch: ein Haus in der Kärntnerstraße zieh ich der malerischesten Burg vor und bei aller Verehrung für Meister Höfelind, man kriegt unter der Hand noch immer Waldmüllers, die mir lieber sind, sie passen auch mehr zu mir, wir sind beide nicht extravagant. So wär das dann nach ein paar Jahren ein beträchtlich kleineres, immerhin noch ganz respektables Vermögen in bürgerlichen Grenzen, das nichts mehr Unheimliches hätte. Es würde ja an meinem Leben nicht viel ändern, aber es wäre doch ein recht angenehmer Anblick. Und auch die Schererei mit der Steuerbehörde wär dadurch nicht so arg!"

„No also!" sagte Ferdinand. „Das wär ja genau, was ich mir denke. Nur fehlen mir die Kenntnisse dazu. Und auch die Lust. Ich mag nichts damit zu tun haben. Warum wollen Sie's aber nicht für mich übernehmen? Ich versteh das nicht!"

„Weil," sagte der kluge kleine Notar, „weil dabei so viel dem subjektiven Ermessen überlassen

bleibt, daß es nun einmal nur der Eigentümer selbst kann. Wenn, was bei so vielen Transaktionen ganz unvermeidlich ist, eine mißglückt, wird man mir, und mit einem gewissen Recht den Vorwurf machen—"

„Ich wahrhaftig nicht!"

„Aber ich. Und weil ich das voraus weiß, werd ich ängstlich sein. Und so wird mir erst recht immer mehr mißlingen."

„Ich werd Ihnen keinen Vorwurf machen," sagte Ferdinand. „Schon weil ich ja das Vermögen nicht gebrauchen will. Mein einziger Wunsch ist doch nur, es unauffällig loszuwerden."

„Daß Sie sich aber da grad an einen Notar wenden," sagte Herr Doktor von Raibl lächelnd, „beruht doch auf einer eigentümlichen Verkennung unseres Standes. Ich würde Ihnen da eher Ihren Freund Heitlinger empfehlen."

„Danke," sagte Ferdinand trocken. „Er war selbst schon so freundlich. Aber das ist doch wieder nicht der Zweck."

„Und wie denken Sie sich denn auch zum Beispiel das mit der Wohltätigkeit? Sie dürfen nicht vergessen, Herr Legationssekretär, daß ein so großes Vermögen ja bis zu einem gewissen Grad sozusagen als öffentliches Gut angesehen wird. Man ist der Ansicht, daß es öffentliche Pflichten hat Und es bleibt wieder ganz dem subjektiven Ermessen des Eigentümers überlassen, diese Ansicht zu teilen oder nicht. Wie sich aber dazu der Verwalter auch immer stellen würde, er wird immer im Unrecht sein.

Aus Ihrer Tasche den Wohltäter zu spielen widerstrebt mir geradeso, wie Sie in den Ruf eines Knickers zu bringen."

„Nein das können Sie getrost," sagte Ferdinand kurz. „Diese Art Wohltätigkeit ist mir verächtlich. Wohltätig ist, wer sich etwas versagt, um damit anderen helfen zu können. Es kommt dabei gar nicht so sehr auf die Hilfe, die er bringt als auf das Opfer an, das er bringt. Sonst wär das ja für mich ein sehr einfacher Ausweg gewesen, die ganze Erbschaft in großen Stiftungen anzulegen. Ich hab daran gedacht. Aber weil das für mich kein Opfer, sondern im Gegenteil eine Erleichterung wär, so wär's wertlos und weil man dann meinen Edelmut und meine Seelengröße gefeiert hätte, so hätt es auch noch was Protziges und ich hätt dabei direkt das Gefühl einer großen Unschicklichkeit gehabt. Nein da machen Sie sich nur keine Sorge! Ich bringe jetzt täglich eine Stunde damit zu, Bettelbriefe in den Papierkorb zu werfen; die wirklichen Armen schreiben ja keine. Als Geizkragen verschrieen zu werden geniert mich nicht. Scheint Ihnen aber eine gewisse Wohltätigkeit für dieses Vermögen standesgemäß, so setzen Sie sie nach Prozenten ein für allemal fest und verschonen nur aber mich gefälligst damit!"

„Darf ich mir," sagte der Notar, „die Bemerkung erlauben, daß Sie, lieber Herr Baron, bei ja durchaus richtigen Grundsätzen, die meine volle Billigung haben, doch zuweilen stark abstrakt und etwas gar zu summarisch verfahren und dadurch diese Rich-

tigkeit Ihrer Grundsätze wieder arg gefährden? Wenn unser üblicher Betrieb der Wohltätigkeit allerdings nur ein eitles Gesellschaftsspiel ist, und meistens noch etwas viel Abscheulicheres, so können Sie doch nicht leugnen, daß es Wöchnerinnen, Waisen, Blinde, Taubstumme, Lungenkranke und noch tausendfaches Unglück gibt, das nun einmal, solange der Staat sein Einkommen bloß zur Führung oder Vorbereitung von Kriegen verwendet, aufs Betteln angewiesen ist. Es hätte für mein Gefühl doch etwas Aufreizendes, während man einer dringenden Not mit ein paar tausend Kronen helfen kann, ein phantastisches Kapital mit Zinsen und Zinseszinsen herrenlos liegen und wachsen zu lassen."

„Das soll's doch aber auch um Gotteswillen nicht," rief Ferdinand lebhaft. „Geben Sie's doch aus, es wär ja schrecklich! Verwandeln Sie's zunächst, ganz wie Sie mir das eben geschildert haben, in ein ruhiges bürgerliches, sozusagen gesetztes Vermögen unauffälliger und nicht so herausfordernd unverschämter Art und die Zinsen geben Sie dann ganz für Wohltätigkeit aus, aber für wirkliche womöglich, nicht für koupletsingende Maler, nicht für Anstalten, die nur ihren eigenen Beamten wohltun, nicht für Sammlungen, die in die Taschen ihrer Patronessen fließen! Und bitte vor allem: ganz anonym, nicht zu meiner Verherrlichung. Das ist es ja, womit ich mir die ganze Zeit den Kopf zerbrech! Die Erbschaft ablehnen? Kann ich nicht, das hieße meinen Vater verleugnen, ich bin nicht

feig. Nehm ich sie aber an, wie mach ich's, daß sie mir nicht jede Freude zerstört?"

Und mit einer fast kindischen Lebhaftigkeit fuhr er fort: „Verstehn Sie doch, wie ich's mein! Meine größte Freud war zum Beispiel immer, schon im Gymnasium, wenn ich mir von meinem Taschengeld wieder soviel abgespart hatte, mir ein Büchl zu kaufen, meistens damals aus der Universalbibliothek. Die Freud bestand aber doch gar nicht so sehr in dem Büchl, als daß ich mir's abgespart hatte, während ich gar nichts davon hätt, wenn ich mir morgen beim Buchhändler für fünfmalhunderttausend Kronen deutsche Dichter und griechische Philosophen bestell. Da kann ich ja besser in die Hofbibliothek gehn! Was mich so erschreckt, ist die Wahrnehmung, daß, sobald man etwas mühelos haben kann, man sich's noch kaum mehr wünscht! Und nichts so sehr als die Todesangst, einer vollkommenen Wunschlosigkeit zu verfallen, die ja geradezu der geistige Tod wäre, hat mich dazu bestimmt, ganz wie bisher unverändert fortzuleben, indem ich die Verwaltung dieser unseligen Erbschaft ein für allemal Ihnen übergeb. Ich bin ihr einfach nicht gewachsen! Verstehn Sie mich bitte doch recht!"

Der kleine Notar, dem Ferdinand sichtlich immer besser gefiel, sagte lächelnd: „Ich glaube Sie ganz gut zu verstehen, Herr Baron! Vor allem bin ich jedenfalls sehr froh, daß Sie die Neigung, einfach großartig abzulehnen, überwunden haben. Husarenstückln auf moralischem Gebiet sind niemals emp-

fehlenswert. Außerdem war es auch sicher das Klügste. Und es war ein Zeichen innerer Eleganz, die leider noch seltener ist als die andere. Ebenso kann ich Ihren Entschluß, am Äußeren Ihres Daseins nichts ändern zu wollen, nur durchaus billigen. Dieses Äußere des Daseins ist ja wirklich für unser Wohlbefinden vollkommen gleichgültig und sobald man gar erst die Möglichkeit hat, es jeden Augenblick nach Wunsch ändern zu können, fällt ja die letzte Verlockung zu diesem Wunsche weg. Mir scheint nur, daß Sie doch eins verkennen, oder jedenfalls etwas unterschätzen. Wenn nämlich Reichtum keinerlei Recht und auch, wie Sie ganz richtig erkannt haben, keine wirkliche Macht und keine wirkliche Lust zu gewähren vermag, so belastet er uns dafür doch mit Pflichten. Pflichten sind sein einziger Inhalt, Pflichten haben Sie mit ihm übernommen und die müssen Sie nun aber schon in Person erfüllen, da kann man sich nun einmal nicht vertreten lassen: die Wohltätigkeit, zu der Ihr Reichtum Sie verpflichtet, kann anonym geschehen, da bin ich ganz einverstanden, ich will auch alles gern für Sie besorgen, alle notwendigen Erkundigungen, Nachforschungen pflegen und so weiter. Aber entscheiden müssen Sie schon selbst! Und der Verantwortung, der Arbeit, den Enttäuschungen, dem kleinen Ärger, den geheimen Erbitterungen, ja der einem zuweilen aufsteigenden Verzweiflung an der Menschheit, dürfen Sie sich nicht entziehen, denn gerade durch die Zeit, die Sie das kosten wird, durch den inneren Widerstand, ja den Ekel, den Sie

dabei oft zu überwinden haben, wird es ja zu dem gewünschten Opfer, zu der gewünschten Entsagung, woran es, wie Sie selbst früher mit Recht sagten, der gemeinen Wohltätigkeit meistens fehlt.“

„Sie haben ganz recht!“ rief Ferdinand rasch. Der Notar gefiel ihm jetzt viel besser als beim ersten Besuch. „Sie haben ganz recht, dazu bin ich natürlich gern bereit! Es war mir nur bisher noch nie so klar geworden!“

„Wir werden uns mit der Zeit schon verständigen,“ sagte der Notar, mit dem Monokel an dem schwarzen Bändchen spielend. „Da wir aber grad beisammen sind und Sie mir schon so freundlich Gehör schenken, ist mir vielleicht noch eine Bemerkung erlaubt. Ihr Großvater ist mir ein alter werter Freund, Herr von Jason hat mir nicht bloß sein Testament anvertraut, er hat mich in Geschäften zuweilen um Rat gefragt, Sie selbst ehren mich durch die Absicht, mich Ihr Vermögen verwalten zu lassen, dies alles berechtigt mich zwar noch nicht, aber ermutigt mich, etwas zur Sprache zu bringen, was zwar eigentlich nicht ins Fach des Notars schlägt, aber doch des Mannes, der, wenn er Ihnen an Jahren, vielleicht auch an Menschenkenntnis und Erfahrung überlegen ist, anderseits wieder innerlich etwas mit Ihnen gemein hat, ein Problem, eine Sorge oder wie wir das nennen wollen.“

Ferdinand horchte verwundert auf. Der Notar fuhr lächelnd fort: „Sie sollen gleich hören, was ich meine! Sie haben mir ja selbst neulich im ersten Augenblick nach meiner Mitteilung der testamenta-

rischen Verfügungen nicht verhehlt, daß Sie durch die unerwartete Beziehung zum Judentum, in der Sie sich auf einmal sahen, etwas betroffen waren. Ich durfte darauf hinweisen, daß ich Ihre Gemütsstimmung aus eigener Erfahrung kannte. Ich darf jetzt, wo Sie sich entschlossen haben, nicht den Vogel Strauß zu spielen, auf das immerhin etwas heikle Thema vielleicht noch einmal zurückkommen, um so mehr, da dies nicht aus Vorwitz geschieht, sondern in einem gewissen Zusammenhang mit unseren Geschäften, mit den dem Notar zugewiesenen Transaktionen steht, wie Sie gleich sehen werden."

Er blickte fragend auf. Ferdinand sagte: „Ich kann Ihnen nur dankbar sein. Bitte!"

Der Notar fuhr fort: „Die Gesellschaft hat sich inzwischen ja mit der neuen Tatsache, mit Ihrer jüdischen Anwandlung abgefunden, woran ich übrigens bei der Höhe der Erbschaft keinen Augenblick gezweifelt hatte; es war ihr überdies auch das bequemste. Indem Sie nur daran dachten, sittlich richtig zu handeln, haben Sie, ganz unbewußt, auch gesellschaftlich das Klügste getan. Ein Zusammentreffen, das gar nicht so selten ist als man denkt, umgekehrt zu verfahren, empfiehlt sich weniger. Und auch Sie selbst scheinen zu meiner Freude ja damit innerlich fertig geworden zu sein und haben sich mit der neuen Abstammung abgefunden. Und da möcht ich nun aber doch bitten, mir eine leise Warnung zu verzeihen, die recht indiskret scheinen mag, aber ja, wie schon bemerkt, eigentlich nur einen geschäftlichen Vorschlag motivieren soll." Er

sah wieder fragend auf, Ferdinand sagte wieder: „Bitte!“ Der Notar fuhr wieder fort: „Ich hab Ihnen schon neulich erzählt, daß mein mütterlicher Urgroßvater, der Gründer der Seidenzucht in Österreich, Jude war. Dieser gute, selbst sogar sehr fromme, auf sein Judentum sehr stolze Jude, der auch seine sämtlichen Kinder zu solchen stolzen Juden erzog, hat seine Söhne wie seine Töchter alle taufen lassen und alle mit christlichem Grundbesitz verheiratet. Warum wohl? Er hat offenbar den Fluch erkannt, der nicht auf dem jüdischen Volk, aber auf den heutigen städtischen Juden in Europa liegt, nämlich: daß sie nicht dazu gehören, daß sie Nomaden sind, daß sie kein Vaterland haben. Die Zionisten, die das auch richtig erkennen, folgern nur daraus falsch. Es fehlt den Juden nicht an Rechten, es fehlt ihnen was anderes. Palästina wird den Zionisten, fürcht ich, hoff ich, eine große Enttäuschung sein, sie werden sich dort gerade so fremd fühlen wie hier. Und die sich dort nicht fremd fühlen werden, könnten das hier billiger haben. Was den Juden fehlt, ist Land, eigener Grund. Die Scholle fehlt ihnen. Es ist die Scholle allein, die ein Volk erhält. Es gibt ja kein jüdisches Volk mehr, es gibt nur noch jüdische Horden!“

„Rotten,“ sagte Ferdinand lächelnd. Er erinnerte sich Beers und seiner Rotte Korahs.

„Wie immer Sie's nennen wollen,“ fuhr der stille kleine Notar fort, „Horden, Rotten, Nomaden, Zigeuner, Irrende, Schweifende, Flüchtige, jedenfalls nichts Organisches mehr, sondern Entwurzeltes,

Geächtete, Vertriebene! Sie sind kein Volk mehr, weil sie kein Vaterland haben. Denn Land muß einer haben, um ein Vaterland zu haben! Das empfinden die Zionisten, nur mißverstehen sie's. Sie hätten doch hier Land genug. Nein, der Fehler liegt nur bei den Juden selbst, im Innern der Juden liegt er, sie haben den ehrfürchtigen Sinn für die heilige Mutter Erde verloren! Und können sich allerdings darauf berufen, daß ja die Nichtjuden schon immer mehr ihrem bösen Beispiele folgen. Denn glauben Sie mir: gar nicht mehr so sehr nach Rassen ist heute die Menschheit getrennt als in bodenlose Menschen und in solche, die noch das Glück gehabt haben, auf eigenem Grund aufgewachsen zu sein, und wenn's bloß ein Gartl, nicht größer als um ein Bahnwächterhäusl, mit ein paar Erdäpfeln und zwei Sonnenblumen wär. Unser landläufiger Antisemitismus geht nur an die falsche Adresse, er ist die Notwehr aller Völker gegen die Nomadisierung Europas. Alle Kultur des Abendlandes beruht auf der Erde. Kultur verträgt nur eine ganz beschränkte Zahl von grundlosen Menschen. Entwurzelung ist die Gefahr, Einwurzelung ist das Problem, und nicht bloß für die Juden, sondern für alle Völker Europas. Denn die Klage über die allgemeine Verjudung ist ja berechtigt, überall nimmt die Landflucht zu und die landlosen, unsteten, schweifenden Menschen reißen die Herrschaft an sich. Und nun lassen Sie mich aber die persönliche Nutzanwendung machen! Sie haben, verehrtester Herr Baron, einen Choc erlebt. Sie haben ihn

überwunden, Sie hatten Gegengewichte, die stark genug waren: an Ihrer Mutter, Ihrer ganzen Erziehung, Umgebung und Ausbildung Ihrer eigenen Persönlichkeit. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Ihnen diese geistigen und sittlichen Sicherungen genügen werden. Lassen Sie sich aber von mir, dessen Entfernung vom Judentum ja noch viel älteren Datums ist, warnen, trauen Sie der ersten Überwindung jenes Chocs nicht zu sehr, es kann sein, daß er ganz unvermutet noch auf einmal wieder in Ihnen nachzittern wird. Wenn einen ein noch so gelinder jüdischer Hauch anweht, es ist doch immerhin eine Intoxikation, man kann's überwinden, doch leise Mahnungen von Zeit zu Zeit bleiben nicht aus. Glauben Sie mir, der ja darin gewissermaßen Fachmann ist! Ich würde darum raten, jene guten Gegengewichte nach Möglichkeit noch zu verstärken. Und gerade weil Ihr Beruf Sie nötigt, ein ziemlich ambulantes Leben zu führen, wär's so wichtig. Sie hätten eine Heimstätte! Bloß zu wissen: irgendwo in der Welt steht ein Wald und der ist mein, dampft ein Acker und der ist mein, steigt ein Rauch aus einem Haus, das mein ist, Sie können sich ja gar nicht vorstellen, wie das einen Menschen befestigt! Und da wir also ja jenen unsicheren Besitz von spanischen Schlössern und romanhaften Villen doch loszuschlagen gesonnen sind und mit ihm übersiedeln wollen, wär ich dafür, daß Sie sich bei Gelegenheit irgendwo daheim ankaufen, in Ihrer wahren inneren Heimat, im Innviertel, wo Sie aufgewachsen sind, noch besser

vielleicht in der Hohenfurter Gegend, woher Ihr Herr Großvater stammt, da doch das alte Schloß Freyn, auf dem Ihre Frau Großmutter geboren ist, von dem ja ziemlich eigensinnigen Hofrat Scharizer leider nicht zu haben sein wird. Nur freilich darfs Ihnen nicht genügen, sich bloß mit Geld anzukaufen, sondern Sie müßten's schon auch mit Leib und Seele. Sie müßten sich's nicht bloß aneignen sondern auch Ihr Grund müßte Sie sich aneignen, er Sie. Sie müßten ein richtiger oberösterreichischer Gutsherr werden. Was auch allein, nebenbei, Sie von der ärgsten Gefahr, die Ihnen jetzt droht, bewahren kann, vor einer Menschenverachtung, die zuletzt auch Sie selbst vernichten muß. Der Mensch braucht einmal irgend ein Reservoir, wo er sich doch von Zeit zu Zeit wieder ein bißchen gute Luft holt. Ich hätt's auch längst nicht mehr ausgehalten, aber wenn's gar nicht mehr geht, fahr ich halt in die Wachau, da haben wir das alte Landhaus, noch von jenem klugen Urgroßvater her, und da steht eine Linde, die hab ich selbst nach der Matura gepflanzt, und da geht's dann auf einmal wieder. Sie werden sehen, daß man doch mit einem ganz anderen Gefühl als Gesandter in Peking oder in Mexiko sitzt, wenn einem zuweilen der Verwalter schreibt, wie heuer das Getreide steht. Und gar später im Alter! Und Sie werden ja heiraten, Sie werden Kinder haben! Schon denen sind Sie's schuldig, daß von der unliebsamen Überraschung, die Sie jetzt erlebt haben, in der Familie nichts zurückbleibt." Der Notar schwieg einen Augen-

blick, bevor er lächelnd hinzufügte: „Oder jedenfalls doch nicht zuviel. Ein kleines bissel kann schon bleiben, ein ganz kleines bissel schadet gar nicht, im Gegenteil. Ein ganz kleines bissel von der Ursache Ihres Chocs mein ich. Sie müssen's halt überwinden, aber Ihren Kindern und Kindeskindern wird's ganz gut tun. Wir unter uns können ja ruhig eingestehen, daß halt einmal, wenigstens hier in Mitteleuropa, wo man da heut auf regeres geistiges Leben, auf tätigen Sinn für Kunst, auf höhere Kultur stößt, fast immer, sobald man ein bißchen kratzt, eine jüdische Faser zum Vorschein kommt, ich weiß ja nicht, warum sich der Adel immer mehr davon zurückzieht, er hätte gar nicht nötig, so bescheiden zu sein! Übrigens, lieber Herr Baron, sind das alles ja bloß so meine Gedanken, ganz unmaßgeblich! Sie werden sich davon nehmen, was Ihnen gut scheint, und mir wird's immer eine Freude sein, wenn ich Ihnen dienen kann."

Ferdinand stand auf. Er war erstaunt über die Sicherheit und Klarheit, mit der sich nun auf einmal alles in ihm ordnete, jede Verworrenheit, Bangigkeit, Dumpfheit verließ ihn, er begriff auf einmal gar nicht mehr, was ihn denn diese ganzen Tage so gequält hätte. Und er begriff aber auch nicht, wodurch er auf einmal davon frei geworden war. Die klugen Worte des Notars konnten's nicht sein. Nein. Eher die Gegenwart des feinen alten Herrn, die Ruhe, die von ihm ausging, das heiter friedliche Behagen, das ihn umgab und durch den leisen Hauch von verschämter Selbst-

gefälligkeit nur noch leicht komisch gewürzt war. Man fühlte sich so wohl hier und hatte gleich Vertrauen. Aber dies alles erklärte doch noch immer nicht, wodurch auf einmal jeder Druck von Ferdinand genommen war. Er hatte das Gefühl, sein Erlebnis, das diese ganze Zeit auf ihm gelastet hatte, jetzt so gleichmütig, ja gleichgültig betrachten zu können, als wär's gar nicht ihm selber begegnet, oder doch nur sehr von weitem.

Und während er so stand, ein herzliches Wort suchend, um nach Gebühr zu danken, sagte der kleine Notar mit den fabelhaft weißen Gamaschen lächelnd: „Ja man stellt sich alles immer viel schwerer vor als es dann wirklich ist. Das Leben hat eben doch viel mehr Phantasie, wir kommen da mit unserer nicht so geschwind nach. Ich hätte Ihnen das aber voraussagen können, Sie waren nur neulich nicht sehr zugänglich. Ich hatte von Anfang an keine Furcht um Sie. Denn das Beruhigende für jeden Bewohner dieser schönen Stadt ist ja, daß es hier kein Ereignis gibt. Wer nicht im ersten Schreck den Kopf verliert, ist geborgen, denn morgen hat sich der Wiener schon wieder daran gewöhnt und sagt höchstens noch: No ja! Man muß in Wien nur warten können bis morgen. Und Sie sind ja in den glücklichen Jahren, wo man noch Zeit hat!"

„Und wenn sich also," sagte Ferdinand, „eine, wie nannten Sie's? Heimstätte für mich findet, so lassen Sie mich's, bitte, wissen und wir fahren vielleicht zusammen hin, um uns das Terrain der Einwurzelung anzusehen."

Der Notar, ihn geleitend, fragte noch:

„Soll ich mich vielleicht gleich auch nach einer passenden Gutsherrin umschauen? Denn das ist auch nicht unwichtig.“

„Aber da will ich doch lieber Ihren Rat beherzigen, mich in Person zu beteiligen. Wie sagten Sie? Mit Leib und Seele!“

„Wir wollen sehen,“ sagte der Notar, „wer von uns beiden schneller sein Geschäft erledigt.“

Wie verwandelt ging Ferdinand dahin. Er war auf einmal das alles los. Er war gleichsam sich selber los. In ihm war jetzt noch ein Anderer, der ihm, dem bisherigen Ferdinand, zusah, nicht unmäßig erfreut, doch auch nicht gerade betrübt über ihn. Und dieser andere, dieser neue, schien erst der Eigentliche zu sein. Obwohl er darum den Ersten nicht hätte missen mögen der übrigens wahrscheinlich gar nicht der Erste war, sondern sich nur bisher so vorgedrängt hatte, daß der Eigentliche bescheiden unbemerkt geblieben war. Jetzt aber spielten beide zusammen in dem einen Kopf! Denn so verschieden sie waren, sie waren doch auf dasselbe Werkzeug angewiesen, sie bedienten sich desselben Apparats. Kurios war das! Aber wenn man's nur erst wußte, daß es zwei waren, die durcheinander denselben armen Kopf befehligten, jener Bisherige nämlich, dem er sich sonst anvertraut, und dieser Eigentliche, den er jetzt erst entdeckt, dann ließen sich ihre Stimmen ganz deutlich von einander unterscheiden; er mußte nur noch besser darauf achten lernen. Ganz deutlich: Nummer eins der recht-

mäßige Herr, der sich nur die längste Zeit um sein Eigentum nicht mehr gekümmert hatte und jetzt erst eben wieder heimgekehrt war, derselbe, mit dem er einst unter der Agave den Nachsommer gelesen hatte, der dann mit ihm für Alexander und Cäsar schwärmte, mit dem er sich jetzt in Hölderlin erging, und Nummer zwei, der Pächter sozusagen, der sich da breit machte, dieser nicht gerade sehr strebsame, doch immerhin geschäftige Herr Legationssekretär, der auch so sehr erschrocken war bei der Nachricht von der jüdischen Invasion, für die der Eigentliche doch nur ein heiteres Lächeln hatte, neugierig, wie sich der Andere da benehmen würde, selbst aber davon nicht berührt. Kurios war das schon mit diesen beiden Individuen in sich so dahin zu gehen durch den hellen, harten, stichelnden Wintertag! Diese scharfe Kälte, noch empfindlicher nach dem laschen Tauwetter der letzten Tage, war vielleicht auch schuld; denn wirklich wie in einem gelinden Rausch von fieberhafter Klarheit ging er stracks dahin, ganz planlos, aber fast hellsehend und wie geführt. Er wußte kaum, wo er war, der hohe Markt kam ihm ganz fremd vor, er ging vielleicht an Bekannten vorüber und erkannte sie nicht, er war zu beschäftigt, er ging auf ein Ziel. Doch blieb ihm immer noch Besonnenheit genug, er nahm ja diesen seltsamen Einfall, zwei zu sein, nicht ernst, er spielte nur damit. Nein, er war doch kein Phantast, er schlug sich nicht mit Gespenstern herum. Es war nur offenbar irgend ein Vorgang in ihm so stark geworden, daß er fast Gestalt annahm.

Er hatte ja jahrelang nur noch von äußeren Eindrücken gelebt; sein inneres, sein eigenes Leben war ganz verdrängt worden, er hing mit sich selbst nur noch ganz lose zusammen. Jetzt aber irgendwie von seinem Schicksal, von seinem Genius geheimnisvoll angerufen, zu Hilfe gerufen, stand dieser Betäubte, dieser Vergessene, stand er selbst wieder auf und er wußte jetzt, daß dies alles, worin er lebte, ihn ja nichts anging, er wußte jetzt das Rechte, er wußte zwar noch nicht, was das Rechte für ihn war, doch er wußte, daß es in ihm schon da war, er fühlte sich ganz sicher.

Aus dieser Sicherheit schrak er auf, als er sich unerwartet am hellen Tage wieder vor der alten Kirche fand. Wie kam er da nur her? Er war, vom Notar weg, so vor sich hin gegangen, hinter dem glitzernden Winter her, von seinen Gedanken geschoben. Und da stand er jetzt auf einmal wieder vor der stillen Kirche unserer lieben Frau am Gestade. Hier war nichts von der Stadt, hier war nichts von der Zeit. In der tiefen Stille stand er hier, aus allem ausgetreten, mit sich allein.

Er ging um die lange Seite herum. Er stand vor der Stiege zur eingezwängten Pforte. Er trat unter den Baldachin. Da sah ihn aus den Sternen der Heiland an. Er ging hinein. Er wußte nicht, was er empfand. Er ging nur so hinein. Es war dunkel. Er sehnte sich. Er wäre gern wieder ein Kind gewesen. Es war kalt. Sein Schritt hallte. Ein altes armes Weiberl kniete da. Ihr Gesicht war schmierig, doch leuchtend. Er kniete, weil er schon

einmal da war, hin und sprach aus Gewohnheit mechanisch ein Vaterunser. Und dann blieb er unwillkürlich noch auf den Knien, Gott dankend. Er hatte zunächst eigentlich nur ein Bedürfnis, recht von Herzen zu danken. Ohne noch genau zu wissen, wofür. Es war nur ein sehr sicheres starkes Vorgefühl. Er kam sich dabei selber sonderbar vor. Es war in der leeren Kirche ganz still. Ein Sonnenstrahl war weiß ausgegossen. Und wie ein Wehen war. Er sah auf. Er hätte gern gewußt, woher das Wehen kam. Doch er hatte sich offenbar getäuscht. Er sah nur den weißtanzenden Sonnenstrahl. Davon erklang vielleicht sein Ohr. Er vernahm immer noch das stille Sausen.

Als er aus der Kirche trat, stand ihm fest, Paula zu heiraten. Er war nicht erschrocken, er konnte nur nicht recht begreifen, womit er diese ganze letzte Zeit zugebracht hatte. Es war seine Pflicht, Paula zu heiraten. Er dachte nicht an sie, noch an das Kind, er hatte keinerlei Gefühl dabei. Er wußte nur, daß es seine Pflicht war, an der er sich durch ihren Trotz nicht hindern lassen konnte. Die Aldus half ihm gewiß, sie zu finden. Er ging hin.

Erst als er bei der gütigen Fürstin saß, wurde er gewahr, daß er sich das doch leichter vorgestellt hatte. Paula war lange nicht bei ihr gewesen. Vielleicht verreist. „Sie horoskopelt wohl wieder einmal bei uns in Böhmen herum, da sind's immer sehr astrologisch aufgelegt. Jetzt möchten's halt wahrscheinlich wissen, ob wir wirklich nächstens wieder das alte

Königreich kriegen. No ich bin neugierig!" Er sah, daß ihm schon nichts anderes übrig blieb als ihr alles zu beichten. Es war nicht eben angenehm. Während er noch einen Übergang suchte, sagte sie: „No druckens los! Euch Diplomaten sieht man's ja gleich am Nasenspitzl an, wenn's ein schlechtes Gewissen habt's. Was is denn also?"

Er erzählte. Sie saß wie ein böser Papagei da. Als er sein Vergehen gestand, sagte sie: „Schau, schau!" Es klang eher wohlwollend und sie maß ihn halb verwundert, fast aber auch etwas bewundernd. Er schilderte die letzte Begegnung. Sie sagte: „Armes Mädl! Und da haben Sie's ganz einfach laufen lassen?" Er entschuldigte sich mit ihrer Erbitterung und wie sie ja förmlich einen Haß auf ihn zu haben schien. „No was denn?" krähte die Fürstin, „bedanken soll sie sich auch noch?" Er beteuerte, sie heiraten zu wollen. „Da brauchen's Ihnen ja nix darauf einzubilden. Das is doch das Wenigste, das is ja selbstverständlich!" Aber er fürchtet, sie wird nicht wollen. „Papalapap," sagte die Fürstin, „da werden wir sie nicht lang fragen, das hätt sich die dumme Gans vorher überlegen müssen. Recht geschieht ihr, eine Straf muß sein! Und sie soll mir aber ja nur nix von Verführung vordeklamieren, das kann ich nicht hören! Es is immer das Mädl schuld. Den möcht ich sehn! Und gar ein Latsch wie Sie! No jetzt is's einmal g'scheh'n, jetzt is die Hauptsach, daß sobald als möglich g'heirat wird, den Kopf werd ich Euch dann schon noch waschen, allen beiden! Das is wahr-

scheinlich die berühmte sittliche Läuterung aus'n Schütz'ngrab'n? Und dabei noch das Eselsglück! Auf natürlichem Weg hätt Sie ja ein so famoses Mädl wie die Paula nie genommen. Aber jetzt müssen wir halt vor allem herauskriegen, wo sich das arme Ding herumtreibt. Das wird mein alter Johann schon machen, der is der geborene Polizeipräsident. Ich geb Ihnen dann gleich Nachricht." Und als er sich dankend empfahl, sagte sie noch: „Aber richtig, daß ich nicht vergeß, ich hab Ihnen grad schreiben wollen, und jetzt hätt ich vor lauter Schreck aber beinah nicht dran gedacht, ich werd wirklich auch schon immer weniger jung! Also: Der Pater Fidelis war heut Früh da und hat sich nach Ihrer Adresse erkundigt. Er hätt was mit Ihnen zu reden. Sehn's doch womöglich noch heut zu ihm hin, damit der liebe alte Herr mit seinen fünfundachtzigjährigen heiligen Haxen nicht erst in den höllischen fünften Stock zu Ihnen hinaufkraxeln muß. Sie finden ihn den ganzen Tag im Spital. Er is jetzt immer dort. Sie wissen doch, er is unglücklich, wenn er nicht jede Stund noch ein bißl zeichnen kann und da hat er sich in dem ungeheizten Kloster schon die Finger ganz erfrert!" Ferdinand freute sich auf das Wiedersehen mit dem wunderlichen alten Herrn. Seine rührende Gestalt war ihm in den trüben Wochen der langsamen Genesung vertraut geworden. Das schien freilich jetzt so weit weg! Er kann sich kaum mehr recht entsinnen, wer er damals war. Aber als er in die vornehme schweigsame Gasse biegt und hinter den kahlen alten Bäumen die stille Front des wie

verwunschenen Schlößls erblickt, wird alles wieder lebendig, das Erwachen aus banger Fiebernacht, die Wiederkehr des Vertrauens zum Leben, die Begegnung mit Paula, die seligen Stunden, die häßliche Trennung.

Als er eintrat, kam Hofrat Scharizer gerade durch den Flur, mit einem Gefolge von Oberärzten, Schwestern, Sanitätssoldaten; er hielt darauf, immer mit sämtlichen Trabanten feierlich aufzuziehen, er stellte sich, wenn er operierte, gern zur Schau. Der kleine Doktor Beer brach eben ungeduldig aus der Prozession, um über die Stiege hinauf nach seinem Zimmer zu stampfen. Ferdinand wollte grüßend vorüber, da hielt ihn der Hofrat auf, ihn mit einer lauten Herzlichkeit begrüßend, die Ferdinand gar nicht an ihm gewohnt war. Und er konnte nicht gut anders, er mußte der liebenswürdigen Einladung ins Zimmer des Generalstabsarztes folgen.

„Ich will auch etwas von Ihnen haben und der Pfaff wird's ja noch derwarten können!" sagte Scharizer, warf den Kittl ab und wusch sich die Hände, den ängstlichen Oberärzten barsch seine Weisungen diktierend. „Und jetzt abfahren!" schrie er dann. Sie atmeten auf, daß es heute noch so gnädig abging. Er brummte noch hinter ihnen her: „Dreckkerln! Einer dümmer wie der andere. Stinken von Talentlosigkeit! Und ein geradezu stupides Unwissen! Zu meiner Zeit hätt's nicht zum Abdecker gereicht!" Er warf das Handtuch weg und kam auf Ferdinand zu, brüsk fragend: „No wie

geht's Ihnen immer? Wir haben uns ja noch gar nicht geseh'n, seit Sie ein Jud sind! Gratuliere!"

Er sah ihn neugierig an und fuhr lachend fort: „Das kann man ja unter den begleitenden Umständen jedenfalls! Für das Geld bin ich bereit ein päpstlicher Kastrat zu werden! Aber sagen Sie mir, wie fühlt man sich als Jud? Das möcht ich wirklich gern wissen!" Er setzte sich auf einen niedrigen Schemel vor Ferdinand hin, die Ellenbogen auf den Knien, eine kleine Bauernpfeife stopfend, und sah ihn pfiffig an. Ferdinand, der ihn überhaupt nicht mochte, sagte gelassen: „Kann ich Ihnen leider nicht sagen, Herr Hofrat, denn ich weiß das nicht."

„No hören Sie! Wieso?"

„Ich fühl mich nicht als Jud!"

„Ja das könnt dann ein jeder sagen," schrie Scharizer lachend, „das wär leicht!"

„Sie haben mich nach meinem Gefühl gefragt," sagte Ferdinand, „darauf hab ich geantwortet."

„Aber wieso denn?" fragte der Hofrat ungeduldig.

„Ja wieso ich empfinde, was ich empfinde, das weiß ich nicht. Es wird auch nicht so wichtig sein. Ich halte mich an die Empfindung." Überrascht sah der Hofrat zu Ferdinand empor, die kurze Pfeife im Mundwinkel, ruhig paffend. „Sie sind — entschuldigen Sie schon! Sie sind gescheiter als ich gedacht hätt — no bei Ihrem Beruf dürfen Sie mir das ja nicht übel nehmen! Sie haben nämlich ganz recht! Natürlich haben Sie recht!" Ferdinand wußte nicht, warum sich der Hofrat so ereiferte, er

schien mit einem unsichtbaren Gegner zu streiten. „Und Gott sei Dank, daß es noch vernünftige Menschen gibt, hie und da. Und verzeihen Sie mir die alberne Frage von vorhin! Ich bin doch kein Antisemit! Unsinn! Christen, Juden, Türken — mir wurscht! Für mich gibt's überhaupt nur Leut, die was können und Leut, die nix können! Auf die Nas kommt's mir nicht an, die nutzt schon nix mehr und schadt schon nix mehr. Und dieser Jason war jedenfalls von einem Kaliber — alle Achtung! Er hat doch die ganze Stadt in die Taschen gesteckt, daher auch die sittliche Entrüstung, der Wiener ist immer sittlich entrüstet, wenn wer die Frechheit hat, was zu können. Nein! Ich hab nix gegen die Juden! Ich war nur neugierig, wie das auf Sie wirken wird — die unerwartete Metamorphose des Herrn Papa! Ich hab Sie, offen gestanden, unterschätzt, ich hätt gemeint, es schmeißt Sie um!" Und er sprang auf und schrie wütend: „Warum hat's denn aber dann die Anna umgeschmissen?"

Er stand, die kleine Pfeife in der Hand, mit offenem Mund und stierte vor sich hin; sein großes breites Bauerngesicht war auf einmal ganz alt. Und Ferdinand verstand jetzt erst: den Hofrat interessierte das nur als Gegenstück zu seinem eigenen Erlebnis; er ließ von Anna nicht, für ihn blieb sie sein Geschöpf, einen so starken Glauben an den Geist hatte dieser geschworene Materialist!

„Den Verstand," fuhr der Hofrat fort, „den Verstand eines Legationssekretärs hätt man vom Scharizer seiner Tochter doch eigentlich erwarten

können! Aber da tritt halt schließlich doch das gräfliche Blut in Kraft, ganz auszuschalten ist eben dieser Faktor doch nicht, das hab ich dabei gelernt. Ich hätt's nie für möglich gehalten! Dieses Mädl, dieses Prachtmädl!" Er ballte die Fäuste. „Und es is ja nicht wahr! Die ganze Gräfin, die sie mimt, is ja ein purer Schwindel! Wer glaubt ihr's denn? Auslachen tun sie's!"

„Entschuldigen Sie," sagte Ferdinand ruhig, „da muß ich aber doch widersprechen. Das ist ungerecht. Anna kann sich getrost mit jeder anderen Gräfin messen."

„No wär auch nicht schlecht!" schrie der Hofrat erbittert. „Das is aber vielleicht auch schon was? Natürlich macht sie's ausgezeichnet! Und das, was einer bloß macht, gelingt ihm immer besser, als was er wirklich is — das gehört so zu den dunklen Punkten im Menschen, über die man lieber gar nicht nachdenken soll! Der Mensch is ein Luder! Begabt für jede Falschheit — wenn's aber dann gilt, echt zu sein, da hapert's! Daß sie den Schwindel trifft, daran hab ich nie gezweifelt. Aber daß ihr davor nicht graust, das verzeih ich ihr nicht! Machen's mich morgen zum deutschen Kaiser und Sie werden staunen, wie gut ich's treff! Nur würd ich mich genieren und sagen: Sehr freundlich von Euch, Kinder, aber da müßt's Euch schon ein anderen suchen; dank schön, ich bleib schon lieber der Scharizer! Das is's, was ich ihr nicht verzeih. Ja umgekehrt: wenn der Konrad die ganze Gräflichkeit hingeschmiss'n hätt und g'sagt hätt: ich bin ja Gott

sei Dank gar kein Graf! das hätt ich begriffen!“ Er sah trüb vor sich hin und sagte langsam: „Das hab ich ja auch erwartet. Aber wenn man sich in den Menschen nicht täuschen will, darf man von ihnen immer nur das Dümmste erwarten!“

„Ich habe kein Urteil,“ sagte Ferdinand, „ob Ihre Kinder —“

„Meine Kinder — ja! Zwei Kinder hätt ich und das Resultat ist, das ich keins hab! Aber, was wollten Sie sagen?“

„Ob die beiden,“ fuhr Ferdinand fort, „richtig gewählt haben oder falsch, weiß ich nicht. Aber das Recht selbst zu wählen, kann ihnen doch nicht bestritten werden. Ich lehne ab, jetzt auf einmal ein Jud zu sein und glaube das ablehnen zu dürfen, aus dem einfachen Grunde, weil ich mich nicht als Jud fühl. Das eigene Gefühl gehört zu den Grundrechten des Menschen. Geben Sie das aber einmal zu, so können Sie's auch dem Konrad und der Anna nicht verargen, daß sie sich an ihr Gefühl halten.“

„No wenn die Menschheit, wie sie schon einmal ist, sich ihren Gefühlen überlassen darf, da wird sie bald gut ausschau'n! Ich danke.“

„Ja was wollen Sie aber eigentlich?“ sagte Ferdinand. „Soll das Blut entscheiden? Dann hätt aber die Anna recht und das leugnen Sie doch? Soll der Geist entscheiden? In meinem Fall geben Sie das zu, dem Konrad aber nicht. Was bleibt dann schließlich, als das eigene Gefühl? Das ist Ihnen aber auch wieder nicht recht, Sie sind inkonsequent.“

„Natürlich!“ sagte der Hofrat, „natürlich bin ich inkonsequent! Weil nämlich das Leben inkonsequent ist. Das Leben läßt sich nicht logisch traktieren! Das wär bequem: Obersatz, Untersatz, folglich! Das Leben aber besteht darin, daß es folglich sagt und dann aber grad das Gegenteil tut. Nein! So geht's nicht! Ich bin sehr dafür, daß das Gefühl entscheidet, aber das richtige Gefühl muß es sein!“

„Und,“ sagte Ferdinand lächelnd, „ob ein Gefühl richtig oder unrichtig ist, hat der Hofrat Scharizer zu bestimmen?“

„Da den anderen der Begriff davon zu fehlen scheint,“ sagte der Hofrat trocken, „wär das sicher für die Menschheit das beste.“

„Die Menschheit wird's halt aber nicht einsehn wollen.“

„No leugnen Sie,“ schrie der Hofrat, „daß es Richtiges und Unrichtiges gibt? Und ganz unabhängig von den Menschen und ihren Gedanken und ihren Gefühlen? Und daß das Richtige richtig bleibt, auch wenn's kein einziger Mensch anerkennt, und daß das Unrichtige niemals richtig wird, auch wenn's die ganze Menschheit beschließt, himmelherrgottsakra!“

„Ich leugne das gar nicht,“ sagte Ferdinand. „Im Gegenteil, ich bin tief davon überzeugt und mein ganzes inneres Dasein beruht darauf. Ich glaub fest an ewige, der menschlichen Willkür entrückte Normen.“

„Nennen Sie's meinetwegen Normen,“ brummte der Hofrat, „auf den Namen kommt's mir nicht an.“

„Ich glaub nur nicht, daß nur grad der Hofrat Scharizer in jedem Fall diese Normen erkennt."

„No wer denn also?"

„Ja das is eben die große Frage! Wir sind soweit, wieder einzusehen, daß es diese Normen gibt. Aber wer soll von Fall zu Fall ihr Dolmetsch bei den Menschen sein?"

„Jetzt," sagte der Hofrat mißtrauisch und kniff seine kleinen listigen Augen hinter der goldenen Brille zusammen, „jetzt fangen Sie mir nur auch noch an, mir scheint? Es brandelt ja neuestens überall wieder klerikal! Pfui Teufel! Da is mir noch lieber, Sie sind ein Jud!"

„Ich sage nur, das Dasein solch ewiger Normen, von dem wir alle eigentlich im Geheimen überzeugt sind, hilft uns ja praktisch nichts, solang wir diese Normen nicht in die Bedürfnisse des täglichen Lebens gewissermaßen einzuschalten wissen. Wir brauchen eine Instanz, die die Normen uns vermittelt."

„Statthalter auf Erden," fragte der Hofrat höhnisch.

„Auf den Namen kommt's auch mir nicht grad an."

„No und?" schrie der Hofrat. „Ich wär nur neugierig, was mir das in meinem Fall hilft! Behalt ich dann die Anna?"

„Ja wenn wir schon die Nutzanwendung ad personam ziehen wollen —", sagte Ferdinand zögernd.

„Ziehen Sie sie nur," rief der Hofrat ungeniert.

„Wenn meine liebe Kusine,“ sagte Ferdinand langsam, „gläubig und also auch zur Ehrfurcht vor dem Sakrament der Ehe erzogen wäre, so —“

„So?“ fragte der Hofrat drängend.

„So hätte sie sich, muß ich annehmen, dem Manne, als dessen eheliches Kind sie aufgewachsen ist, für alle Zeit unlöslich verbunden gefühlt. Gerade so, wie Konrad dem Grafen Gandolf. Ich wenigstens fühle zwischen mir und dem Manne, dessen Namen ich trage, ein, vergeben Sie mir das Wort, es soll Sie nicht provozieren, ich weiß nur kein anderes, das so vollkommen ausdrückt, was ich empfinde — ich fühle zwischen mir und meinem Vater ein heiliges Band, das durch Erdengewalt nicht gelöst werden kann und stärker ist als selbst die Macht des Bluts. Dabei muß ich darauf aufmerksam machen, daß ich nicht einmal weiß, ob und inwieweit das eigentlich dogmatisch ist, auch bin ich selbst ja ein ziemlich unzureichender Katholik. Ich meine nur, daß katholisch erzogenen Menschen für ihr ganzes Leben die Gewohnheit einer so tiefen Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe bleibt, daß Störungen, welcher Art immer, ihren kindlichen Gefühlen nicht viel anhaben können. Das kann ich aus eigener Erfahrung sagen. Und ich glaub, vom Vater eines Tages einfach so gewissermaßen wegzuspringen, wär auch meiner lieben Kusine dann doch nicht so leicht geworden.“

„Sie wären ein ganz guter Fastenprediger, schad!“ sagte der Hofrat.

„Ich meine nur, daß die Kirche doch einen

großen Schatz menschlicher Weisheit enthält, es hat sich seitdem noch niemand gefunden, der den Menschen so gut kennt und ihn richtiger zu behandeln versteht."

„Lassen's Ihnen nicht auslachen!" sagte Scharizer brüsk. „Der Mensch is ein Viech und natürlich, wenn sich ein Viech fürcht't, kuscht's — mit der Furcht vor den Höllenstrafen und dem ganzen Bimbam macht's die Kirche. Wenn wir aber erst einmal so weit sind, das Viech zur Vernunft zu bringen, können wir auf alle diese alten Gschpaß verzichten. Vernunft! Daran fehlt's! Verstand! Menschenverstand! Ganz gemeiner Hausverstand! Und alles wär gut und kein Mensch braucht das Blimlblaml mehr, reden Sie sich doch nix ein!"

„Wenn's auf den Verstand allein ankäm, daran fehlt's der Anna gar nicht."

„Ach was die Anna!" schrie der Hofrat. „Ich will Ihnen genau sagen, was das ganze Malheur is, mit der Anna! Das verdammte Schloß is schuld, das Schloß Freyn! Ich hab damals, wie der alte Freyn ganz verkracht is, das Schloß gekauft, damit's der Konrad, mein Sohn einmal kriegen soll. Und das rächt sich jetzt! Und es g'schieht mir ganz recht, denn es war ja eine miserable Protzerei von mir. Ich hab mir freilich damals vorg'redt, daß ich's nur für den Konrad tu — is aber ja gar nicht wahr, nixnutziger Hochmut war's, g'juckt hat's mich, der Herr zu sein, wo ich als kleiner Bauernbub bloßfüßig herumstrabanzt bin! Küß die Hand, Herr Graf! Ja jetzt solln's einmal zu mir küß die Hand

sagen! No warum auch nicht? Nur daß sich das halt dann später gerächt hat! Das Schloß hat sich gerächt an mir. Ich hab das Schloß unterkriegt und dafür hat dann das Schloß mein Kind unterkriegt. Daher is der Adelswahn in dieses schwache Gehirn g'fahren, anders kann ich es mir ja nicht erklären! Man wachst nicht ungestraft unter Ahnenbildern auf, dadurch is sie halt vertrottelt. Aber gut." Er rauchte vor sich hin, kniff die kleinen lauernden Augen zusammen und wiederholte, schadenfroh schmunzelnd: „Gut, gut! Sie kann ja machen, was sie will! Ich aber auch! Mit meinem Schloß wenigstens mach ich, was ich will, ich! Bei der ersten Gelegenheit verkauf ich's!" Er lachte höhnisch und sah dann mit einem plötzlichen Einfall auf. „Wollen Sie's haben? Das wär doch was! Ihre Großmutter war ja eine Freyn. Aber ausgezeichnet! Und ein bißl ein Jud sind Sie auch, das vergunn ich der Anna! Und wenn Sie Humor haben, hängen's den Jason zu den anderen Ahnen dazu! Ich bitt Sie, wir sind doch alle miteinand aus ganz dem nämlichen Dreck — nur's einemal linksherum aufgeschmiert und das andremal rechtsherum! No was meinen Sie, machen wir das Geschäft?"

„Darüber ließe sich reden," sagte Ferdinand nachdenklich.

„Tückisch, was?" sagte der Hofrat, „aber warum nicht? Wenn's mir Freud macht! Mit dem halben Dutzend Blinddärmen, die ich täglich operier, kommt halt doch meine Genußsucht nicht aus. Die einzige

reine Freud für ein menschliches Gemüt ist doch, den Leuten recht zwider zu sein. Ich wenigstens hab noch keine sonst entdeckt. Die andern haben mich alle ganz infam im Stich gelassen."

Ferdinand stand auf. „Ich muß nun aber —"

„Was woll'ns denn eigentlich von dem Pfaff'n?" fragte der Hofrat. „Was habt's denn ihr jungen Leut auf einmal alle? Der zeichnet euch Dreiecke auf und hat mystische Darmverschlingungen dazu! — Ich hab aber auch schon Glück! Zwei Sachen kann ich nicht ausstehn: Pfaffen und Juden! Und richtig sind in meinem ganzen Spital zwei anständige Menschen und der eine, der Idiot mit der genialen Pratzen, der Beer, is natürlich ein Jud, und der andere, der mit seinem bloßen Gschau das Fieber kuriert, is natürlich ein Pfaff. Und da wundert man sich dann, wenn eins tückisch wird auf der irdischen Hühnerleiter! Also, Schloßherr, wir reden noch davon! Aber das sag ich Ihnen gleich, betakeln werden Sie mich nicht, ein halber Bauer nimmt's noch immer mit sieben polnischen Juden auf!"

Ferdinand klopfte zum zweitenmal etwas stärker an. Es blieb still. Er klopfte zum drittenmal und trat dann behutsam ein. Der Pater Fidelis bemerkte noch immer nichts. Er saß zeichnend, nichts regte sich an ihm, er hielt das große, von der silbrigen Mähne und dem breit auseinanderwuchernden weißen Bart umflutete Haupt gesenkt, die runzeligen schweren Lider waren zu, der armselige Kindermund war auf, der Regungslose

glich einem Schlafenden, fast einem Entschlafenen, von dem gleichsam nur noch das Gehör übrig war, denn er schien in seinem tiefen Schlaf noch gespannt zu horchen und die harten Finger mit dem Stift, den sie gar nicht zu halten schienen, der eher an ihnen unbeweglich schwebend zu ruhen schien, zuckten dann bisweilen plötzlich auf, der Stift stieß auf das Blatt herab, um hier zärtlich still zu kreisen, und da lächelte der kleine Mund, doch die schweren Augen blieben zu, der lauschende Mann erwachte nicht und in dem großen erloschenen Gesicht lebte nichts als die große Hornbrille, die langsam an der sehr breiten Nase niederglitt, bis sie zuletzt in der Furche der abgestumpften Spitze lag. Und so sprach, ohne sich zu regen, der fromme Greis: „Jo der Herr Baron, das is aber schön!“ Die Worte rollten langsam wie aus einem Steinbruch. Man hörte gleich den Südtiroler heraus. „Nur einen Augenblick noch, mein lieber Herr Baron!“ Er mußte seine Finger erst ihren stillen Flug vollenden lassen. Und Ferdinand sah ihm zu, wie langsam in dieses verlassene Gesicht jetzt nach und nach erst wieder die heitere Güte des lieben alten Paters Fidelis zurückkam. „Es tut mir sehr leid, Hochwürden, wenn ich störe, die Fürstin Aldus hat mir aber gesagt —“

Auf das Blatt deutend, sagte der Greis: „Schaun's!“ Und er strich mit seiner alten Hand wie liebkosend über das Blatt hin und lachte kindisch. Gurrend war dieses Lachen und voll inniger Dankbarkeit war es. Ferdinand sah das Blatt mit vielen

sehr zarten reinen Strichen bedeckt. Es waren Blumen aller Art, unscheinbare wie prunkende, bald Knospen, bald aufgeblüht, mit der größten Treue dargestellt, zärtlich genau bis aufs feinste Härchen am Stengel, und jedes der Staubgefäße gleichsam in eigener Person, als ob ein jedes ganz für sich allein etwas Lebendiges wäre und sich nur eben, sozusagen auf Besuch, den anderen zugesellt hätte. Jede dieser Blüten war aber mehrere Male gezeichnet und jedesmal wurde sie seltsamer, sie näherte sich nämlich immer mehr einer geometrischen Figur, bis zuletzt aus mancher völlig ein Gefüge von Kreisen, Kreuzen und Dreiecken wurde. Zwischen diese gleichsam zur Geometrie flüchtenden Blumen aber waren mit unbeschreiblicher Feinheit menschliche Gestalten gesetzt, bald ein nackter Mann, bald eine nackte Frau und einige trugen Herz, Lunge, Niere, Milz und Leber eingezeichnet. Aber auch diese menschlichen Gestalten, mit allerhand Rechnungen beschrieben, schienen sich oft immer mehr in ein geometrisches Spiel zu verwandeln. Und wo nun noch das Blatt dazwischen auch nur den kleinsten Raum ließ, war überall entweder ein Hakenkreuz oder ein Dreieck gezeichnet. Zuweilen aber lief auf einmal auch eine Tonleiter darüber hin oder es standen in der noch festen, doch gelinden, fast frauenhaften Schrift des Mönchs einzelne Worte da: Maria! oder: Herz Jesu! oder: Der goldene Schnitt!

„Nicht wahr?“ sagte der Franziskaner mit frohem Lächeln. „In Zahl, Klang und Licht, in

den Sternen am Himmel, in den Blumen auf dem Felde, in den Schlägen unseres Herzens, an jeder Säule, die ragt, auf jedem Dache, das ruht, in jedem Muskel, der sich biegt oder streckt ist das heilige Geheimnis. Wer Augen hat, sieht unsern Herrn überall, wer Ohren hat, hört ihn, wer Finger hat, fühlt ihn. Du kannst ihm nicht entgehn! Er holt dich überall ein. Drum sinds alle so atemlos, sie möchten vor ihm davon, aber wohins auch rennen, dort ist er auch schon wieder. Nutzt dir nix, mußt dich ihm ergeben, und er meint dirs ja so gut!" Und strahlend wies er mit dem Finger auf dem Blatt von einer Stelle zur andern hin: „Da! Da wieder! Und überall! Kannst nicht aus! Dreieck! Der goldene Schnitt! Nicht wahr? Aber auch in der Musik doch gradso! Nicht wahr? Kannst nichts sehen, er sieht dich daraus an! Kannst nichts hören, er spricht darin zu dir! Die Menschen müßten nur einmal die Augen und die Ohren aufmachen, überall steht ja die Wahrheit angeschrieben und alles Sichtbare, alles Hörbare, alles Fühlbare unter der Erde, auf der Erde, über der Erde, alles, alles is halt mit dem Zeichen der allerheiligsten Dreifaltigkeit durchwirkt! Und überall steht das Kreuz und wartet auf dich! Überall, überall!" Und er fuhr mit dem Finger auf dem Blatte herum. „Gelt? Kannst schon nix machen, als du nimmst es auf dich!" Und er lachte herzlich, sich auf einmal erinnernd: „Wie hat da neulich der gute Pater Desiderius so schön gesagt? Ja der weiß es genau! Der hat die Kunst! Gesetz und Gefühl! So einfach

ist das! Der goldene Schnitt, aber mit der großen Demut — sonst bleibt er stumm!" Und er fing auf einmal unvermittelt von Monte Cassino zu erzählen an.

Ferdinand kannte das. Wenn der Pater Fidelis sagte: Neulich, war das meistens vor dreißig oder gar fünfzig Jahren. Er hatte kein rechtes Gefühl für die Zeit mehr, sein ganzes Leben stand jetzt in unmittelbarer Gegenwart um ihn herum und auch der Raum entwich ihm schon: wenn er von Monte Cassino sprach, war er dort, es war hier, Erinnerung erschien ihm.

Er war in Salurn geboren, eines reichen Weinhändlers Sohn, geriet aber gleich mehr der Mutter nach, einer kunstgelaunten Grödnerin aus altem berühmten Bildschnitzergeschlecht. Sein Vater sah's nicht gern, er wollte mit dem einzigen Buben hoch hinaus in Amt und Würden. Doch der hatte denselben harten Kopf und brannte, kaum vierzehn, nach München durch. Dem Alten leuchten heute noch die müden Augen, wenn er davon erzählt: Neu-München, Ludwig des Ersten, des erlauchten Dichters, des Kunstkönigs frisch hingezauberte Stadt, Akropolis der Deutschen! Und er wär damals im ersten Dampf am liebsten gleich Maler, Bildhauer und Baumeister auf einmal geworden, bloß ein Finger war ihm nicht genug, er wollte gleich die ganze Hand der Kunst, aber o weh! da warens denn miteinand aber auch wieder noch lang nicht genug! Und auf den Dampf kam die kalte Dusch! Uje! Gefühl? Ja! Genug, um die

Peterskirchen aufs Parthenon zu setzen, und die Sixtinische noch extra dazu! Gefühl! daß ihm der Schwitz auf der Nase stand! Ganz benebelt von Gefühl, zum Schneiden dick! Aber halt nix als Gefühl! Mit dem schönsten Nebel kannst nit malen, kannst nit bauen damit! Aber wenn die Not am größten is, is Gottes Hilfe am nächsten! Sie war in der Glyptothek bei den Aegineten. Da hat er gschaut, der Tiroler Wastl. Gschaut und sich gschamt! Und nix mehr angerührt, vor Graus. Sondern in der Früh hin zu den Aegineten und angstiert, bis zugsperrt worden is. Ja das wärs! Da kann man nicht ein Bröckl weg tun und nicht ein Bröckl dazu! Das is es! Und alles andre is nix! Da war ihm wohl großmächtig elend zu Mut. Und wie er halt da wieder einmal so sitzt, elendiglich selig, sitzt eines Tags noch so ein junger Mensch neben ihm, der Pater Desiderius, damals wars aber noch der Peter Lenz aus Haigerloch in Hohenzollern; und auch einen Freund hat er ghabt, den Jakob Würger, der war ein Schweizer, und den zwein war's grad so gangen, hätten auch alles mögen und waren aber auch zu nix nutz. Und alle drei waren sie sich klar: da an den Aegineten, da wär, was ihnen fehlt, nur war halt aber niemand, in der ganzen Kunststadt nicht, der's ihnen hätt sagen können, was das eigentlich war, das an den Aegineten. Nur das eine bemerkten sie schon, daß es ein Geheimnis war, das auf der Zahl beruhen muß. Genau wie's im Buch der Weisheit steht: omnia in mensura et numero et pondere disposuisti. Und im heiligen

Augustin stehts auch und sogar der alte Plato hat's schon gwußt. Und das haben sie sich dann halt alles aus den Büchln langsam zusammengesucht, gleich aber alles immer wieder verglichen mit den Aegineten, und alles hat gestimmt, und jede Blume stimmt damit und jedes Kristall und der ganze Sternenlauf, überall hat der liebe Gott sein Gesetz angeschrieben und wer's abschreibt, hat die Kunst! Das ist der Künstler! Das Gesetz. Die Zahl. Die Zahlen Gottes. Drei in eins und eins in drei. Das Dreieck, das das Gerade und das Ungerade, das Männliche und das Weibliche, die Zweiteilung und die Dreiteilung enthält. Und wer das erst weiß, weiß dann eigentlich schon alles. Und er hat die Kunst, weil er ja die Natur hat, denn die Natur is lauter belebte Geometrie. Nirgends Willkür, alles durchaus Gesetz. Die Kunst besteht aus Gehorsam. Es gibt eine dogmatische Kunst. Und nur eine dogmatische Kunst gibts! Und sonst keine! Das habens damals endlich begriffen, die drei jungen Leut. Und wie er soweit war, hätt er heulen mögen vor Seligkeit. Er hat dann auch wirklich geheult. Und wochenlang. Aber nicht vor Seligkeit, o nein! Denn wie er jetzt gemeint hat, er hat's endlich, hat ers erst wieder nicht ghabt. Nix wars! Wie er sich auch geplagt hat, es war umsonst, seine Geometrie hat sich halt nicht belebt! Das ist wohl die schrecklichste Zeit seines ganzen Lebens gewesen. Denn wenn man das Rechte hat und dann erst nichts damit anzufangen weiß, was dann noch? Das war ein Jammer! Und so ist ihm damals wirklich nichts

anderes übrig geblieben als in die Isar oder nach Rom. Denn vielleicht in Rom —? Jedenfalls noch probieren. Direkt nach Rom! Aber auf der Fahrt hat's ihn in Florenz auf einmal aus dem Waggon gedreht; noch fünf Minuten vorher hätt er nicht daran gedacht. Und dann ist er aber gleich drei Wochen lang in Fiesole geblieben, bei den Franziskanern. Denn das war wie der Blitz, da hat er erst die ganze Wahrheit erkannt! Ich weiß jetzt freilich das Richtige, was nutzt mir das aber, solang ich nicht selber der Richtige bin? Wie kann denn einer das Schöne treffen, wenn er's nicht in sich selber hat? Das Schöne ist das Bild des Guten. Ja woher denn nehmen, wenn das Gute nicht in dir selber is? Wo sollst es denn sonst abbilden können als aus dir? Den Kanon wissen hilft dir nichts, solang du nicht selbst zum Kanon wirst, in dir drin! Keiner kann mehr als er is und jeder is nur soviel als er in Gott is. Wie vom Blitz war er erhellt. Und dann hat er die Fioretti gelesen. Und gleich hat er Franziskaner werden wollen. Sie nahmen ihn aber noch lange nicht auf, zunächst hat er nur die Glocken läuten und, weil er Sprachen konnte, die Fremden herumführen dürfen. Und dann hat's geheißen, er soll doch erst lieber nach Rom und sich in der Welt umseh'n, ob er sich's nicht noch überlegt! Und so nach Rom. Und dann hat er noch von dem kleinen Niketempel ins Ägäische Meer geschaut und dann ist er noch vor den Pyramiden gestanden. Und überall die selige Gewißheit, Zahl, Maß, Kanon für die Hand, aber mit der Liebe Gottes im Herzen! Und

dann hat er endlich Franziskaner werden dürfen. Und da hat er erst viele, viele Jahre lang gar nicht mehr gemalt, er hat erst warten wollen, bis er sich würdig fühlt. Er hat dann später dem Pater Desiderius in Monte Cassino, er hat auch dem Dombaumeister Schmidt in Runkelstein helfen dürfen. Das Eigentliche war's aber doch noch nicht. In seinem Herzen is's noch nicht schön genug. Wenn er da das Herz Jesu damit vergleicht, blutend aus der Wunde, von Dornen umwunden, am Kreuze, strahlend von Flammen der Liebe, o wie fahl und finster kommt er sich dann seiner Erbärmlichkeit vor! Nein, da muß er schon noch ein wengl warten! Bevor einer nicht ganz gut geworden is, kann keiner das Schöne tun. Er fühlt sich noch lange nicht würdig. Er hat noch immer die rechte Demut nicht. No ja, so ein bißl kritzeln auf dem geduldigen weißen Papier, wenn grad sonst im Spital nichts zu tun ist, dazu reichts ja grad!

Davon erzählt der fromme Greis immer, davon erzählt er auch heut wieder. Es ist nicht ganz leicht, ihm zu folgen, weil er, die Zeiten vermischend, aus irgend einer Begebenheit in München oder Rom unvermittelt in ein Erlebnis der Front, an der er die letzten zwei Jahre zugebracht hat, gerät und überdies auch noch mit Männern der Vergangenheit, Heiligen oder Künstlern, dem heiligen Benedikt und dem heiligen Franz, Phidias und Giotto, so zutraulich in sich verkehrt, daß er von ihnen spricht, als lebten sie noch mitten unter uns: ihm sind die Grenzen nicht bloß unter den Zeiten,

sondern auch zwischen Zeit und Ewigkeit schon aufgelassen. Auch stockt er oft auf einmal, wendet sich hinein und ist dann einen Atemzug lang gleichsam weg. Erwachend sieht er sich verwundert um, lächelt sanft, rückt die Brille zurecht und fährt wieder fort, fast nur in Substantiven, am liebsten in Interjektionen; er hält sich nicht mehr damit auf, einen richtigen Satz zu bauen, er rollt nur so die Steinblöcke seiner Empfindung unbehauen hin.

Er war eben gerade wieder so versunken gewesen und tauchte langsam erst wieder empor, die müden Augen fanden noch nicht gleich zurück. Er schob die Brille zurecht und sein Kindermund fragte: „Was denn? Was haben wir grad gredt?“ Dann aber mit aufleuchtenden Augen: „Jo der Herr Baron, der liebe Herr Baron!“ Und er nahm die Hand Ferdinands und streichelte sie liebkosend. „Dos is schön, weil's halt nur wieder gsund sind! Und wie gehts denn immer?“

„Und Ihnen?“ fragte Ferdinand.

„O sehr gut! Muß schon gehn. Sehr gut! Nur halt manchmal a wenig langsam! Langsam!“ Und er faltete die Hände, neigte sich ein wenig vor und sagte still: „Ich komm halt jetzt auch doch schon in die Jahr, wo's aufwärts geht. Aufwärts! Und das letzte Stückl is da gern ein weng steil. Da macht man dann schon oft ein Schnaufer! Aufwärts halt!“

Die Tür ging. Der Pater sah auf, freundlich nickend und mit der Hand grüßend. „Der stört uns nicht. Taubstumm! Das arme, liebe Kind.“

Es war der schöne Judenknabe, den Ferdinand von seiner letzten Begegnung mit Beer her kannte. Und jetzt fiel Ferdinand erst ein, woran ihn der gleißende Blick dieser dunklen Schönheit erinnerte: so lächelt die Leda Correggios.

„Das is nämlich eigentlich,“ fuhr der Pater fort, „das Zimmer vom Herr Doktor Beer, er erlaubt mir's nur, daß ich mich halt da manchmal a weng ausschnauf. Sonst is kein rechter Platz für mich. Der Herr Hofrat sieht mich nicht gern. No so ein großer, so ein angesehener Herr, sehr ein guter Arzt! Und ja doch auch noch so jung, der Herr Hofrat! Kommt schon auch noch die Zeit, wo er nachdenklich wird. Ich bet halt fleißig für ihn. Aber der Doktor Beer, der is hier noch am freundlichsten mit mir. Den stör ich nicht!“

Und er nahm wieder die Hand Ferdinands und sagte: „Lieb von Ihnen, daß's kommen sind, Herr Baron! Denn — aber nit bös sein! Sanft sein! Die Paula! Jo, Herr Baron!“ Und er hielt die Hand Ferdinands sehr fest. „Die Paula kommt um Verzeihung bitten. Nit hart sein! Sanft sein! Pax! Nit sich erinnern. Ein Schupf geben und vergessen. Gut sein, Herr Baron! Gut sein, wenn die Paula kommt! Gut sein!“

„Ich such sie doch überall in der ganzen Stadt,“ sagte Ferdinand.

Der Pater nickte. „Alle Zwei suchen. Recht! Und — auch um Verzeihung bitten. Wenn die Paula um Verzeihung bitten kommt, auch um Verzeihung bitten. Beide sich um Verzeihung bitten.

Alle Menschen sich um Verzeihung bitten. Denn wenn wir einand das bisl nicht verzeihn, wie sollen wir denn dann hoffen, daß uns einst unsre großmächtigen Sünden verzieh'n wer'n? Alle um Verzeihung bitten einand!"

Und er hielt seine Hand segnend über Ferdinand. Dann verloschen seine müden Augen wieder.

Zehntes Kapitel

Als Ferdinand in Unter-Sankt Veit aus der Elektrischen stieg, kam er allmählich erst wieder zu sich. Er war, den Zettel mit der Adresse Paulas in der Hand, nur so fortgerannt. Er wußte nicht, ob er dem Mönch gedankt, ob er sich auch nur von ihm verabschiedet hatte. Nach einem Wagen, einem Auto herumirrend, war er in die nächste Elektrische gesprungen, umgestiegen, wieder umgestiegen, in einem gedankenlosen, traumhaft zugleich verworrenen und doch ganz sicheren Zustand, immer noch den Zettel in der Hand: die Marschroute. Ins Gewühl eingekeilt, vorgedrängt, bis an die Brüstung des Wagens gepreßt, stand er den Stößen des eisigen Winds, den Zettel in der Hand. Die Kälte tat ihm wohl. Und er überließ sich. Wem? Er wußte nur, daß er sich jetzt halt überließ. Und das war ein so wunderbares Gefühl! Sich getrost überlassen. Es geschehen lassen. Was? Nennen wirs

Zufall! Alles geschah heute von selbst. Der Besuch beim Notar, Zufall. Daß er in die Kirche geriet, Zufall. Daß er dort auf einmal an Paula denkt, daß ihn dieser Gedanke zur Fürstin treibt, daß dort der Pater nach ihm gefragt hat, Zufall. Der kennt Paulas Not und weiß ihre Wohnung, offenbar auch durch irgend einen Zufall. Und war's nicht auch Zufall, daß, als er im Spital lag, Paula zu seinem Kameraden geholt worden ist? War's auch Zufall, daß Strakosch damals gerade nach Linz kam und das Fräulein von Trost an den Direktor Jason empfahl? Und wir immer also wehrlos ein Spiel des Zufalls! Ohnmächtig, je selbst auszubrechen! Immer an der Kette! Wohin dann unsre Freiheit, wohin unsre Würde? Und wenn wir es Bestimmung nennen, ist das nicht bloß ein anderes Wort? Nur daß das eine Mal ein namenloses, willkürliches, tückisches, albernes und uns unerreichbares Untier die Kette zieht, und das andere Mal der gütige, gerechte, unseren Bitten barmherzige Geist der Liebe! Nur daß jenes uns niedermacht, dieser uns aufhilft! Nur daß jenes unseren eingeborenen Ideen vom Guten, Schönen, Wahren zu spotten scheint, während dieser sie sanft an uns vollzieht! Nein kein Zufall! Alles Führung! Ich bin geführt! Ich muß nur erst auch immer recht verstehen lernen, was der Führer damit meint. Ich muß erst recht gehorchen lernen. Ich muß mich überlassen lernen. So klang es auf dem ganzen Weg in Ferdinand, während er im Winde stand, an die Brüstung des Wagens gepreßt, den Zettel in der Hand. Hier

durch die Feldgasse bis zur Stadtbahn hatte man ihm gesagt. Diese dann entlang, eins der einsamen großen, neuen Häuser, dort muß es sein. Er geht. Die alte Kirche von Ober-Sankt Veit sieht her; und hinter ihr der Wald. Der Wind hat nachgelassen und zuckt nur leise zuweilen noch auf.

Er ist an den großen Häusern. Die Nummer stimmt. Ein alter Dackel fährt aus dem Tor kläffend auf ihn los. Das Haus ist wie ausgestorben. Ferdinand fragt im ersten Stock, fragt im zweiten. Man kennt ihren Namen nicht. Endlich meint jemand, daß es die Fräuln in der Milchhandlung unten sein wird. Dort wo das Schild ist, die drei Stufen hinab. Er geht zurück, findet das Schild und die Stufen, klopft. Er klopft wieder, öffnet behutsam und tritt hinab, in den dunklen, engen, muffenden Raum. Er sieht zunächst nur, der Türe gegenüber, an der Wand, auf der ein Sonnenstrahl spielt, drei Bretter aus weichem Holz mit einer Unordnung von Masken, Händen und Akten in Gips; der Kuß Rodins, grob und übertreibend nachgebildet, ein nackter Knabe in Minnes Art, aber die Hagerkeit des Vorbildes noch steigernd; Photographien nach Rodin, der alten Frau, des Balzac. Davor auf Gestellen Ton in nasse Tücher geschlagen; und überall schmutzige Spuren des Handwerks. In der Ecke ein niedriger schwarzer Ofen mit einem langen schwarzen Rohr, auf dem Ofen ein brodelndes Gefäß. Am Ofen aber auf einem Schemel, regungslos, Paula, die schwere Gestalt in ein großes altes Bauerntuch gehüllt, starr vorgebeugt, die Ellen-

bogen auf den Knien, den Kopf in den Händen. Schläft sie? Langsam hebt sie den Kopf aus den Händen, ihr trostloses Gesicht stiert ihn an. Sie scheint ihn nicht zu kennen oder es nicht zu glauben. Er sagt leise: „Paula!“ Da steht sie langsam auf, das leere Gesicht verändert sich nicht, nur die großen Augen werden immer tiefer. Dann zuckt sie, wendet sich ab, schwankt, das Tuch fällt, die beiden Hände liegen flach an der Wand, sie bohrt den Kopf ein. Und er sieht ein erstícktes Schluchzen ihren Rücken stoßen.

„Verzeih mir, Paula!“ Da liegt sie zu seinen Füßen. Er streichelt ihr das Haar. „Paula sei doch nicht —! Jetzt wird ja wieder alles gut, du mußt dich doch ein bißchen beherrschen, Kind! Paula, Paula! Geh!“ Er weiß gar nicht, was er sagt. Er weiß gar nichts zu sagen. Er sagt nur was, damit er nicht weinen muß.

Gehorsam erwidert sie, schluckend: „Ja. Gleich.“ Sie läßt seine Hände los, wischt ihr Gesicht ab und schneuzt sich. „O Ferdinand.“ Sie schämt sich, daß er sie so sieht. Sie will auf, die Füße versagen, er hilft ihr, sie wehrt es und erbebend drängt sie heftig weg. Ihr Blick fällt auf das Bett: „Wart draußen auf mich! Ich komm gleich!“ Er will erwidern, doch es erlischt vor dem Entsetzen ihrer flehenden Augen.

Er wartet draußen in der Sonne. Der Wind ist verstummt. Diese Steinklötze der paar protzigen Häuser in der lieben stillen Landschaft sind scheußlich mit ihrem verpoverten Ringstraßenstil! Er

wundert sich, daß er sich darüber ärgern, daß er das jetzt überhaupt bemerken kann. Jetzt! Er schämt sich vor sich selbst. Doch er fühlt sich jetzt keiner eigenen Empfindung fähig. Irgendwo tief in ihm sitzt ein großes Erbarmen; und dort sitzt auch die Gewißheit des Glücks. Aber er kann nicht daran denken, er kann es nicht fühlen. Wozu denn auch? Es ist ja da! Und er wäre jetzt aufgelegt, mit seinem Freunde Heitlinger oder sonst einem gleichgültigen Menschen irgend einen dummen Diskurs zu haben. Und weil sein Freund Heitlinger leider nicht bei der Hand ist, hält er sich an den mürrischen Dackel, der wieder aus dem Hause stürzt, und spielt mit ihm.

Da kommt Paula. Er steht dem Hause gegenüber und sieht, wie sie langsam die Stufen heraufsteigt, jetzt wieder ganz mit der ruhigen stolzen Unnahbarkeit ihres abweisenden, in sich geschlossenen Wesens.

„Wohin?“ fragt sie.

„Ja wohin?“ erwidert er lachend.

„Da gegen den Tiergarten auf Maria-Brunn zu vielleicht? Da bin ich jetzt täglich gegangen. Es ist so still.“

„Wie du willst. Mir ist jetzt alles recht.“ Und er sah sie zärtlich an.

„Nämlich du mußt wissen,“ fuhr sie hastig fort, mit einer Gebärde nach dem Hause, sehr schnell sprechend vor Verlegenheit, „es war ja noch ein Glück für mich, daß ich überhaupt den Unterschlupf gefunden hab, eine junge polnische Bildhauerin hat sich da, wie der Milchhändler ausge-

zogen ist, eingemietet gehabt, und grad wie ich verzweifelt in der ganzen Stadt eine Wohnung such, wird ihr Bruder in Krakau krank und sie muß hin. Die Gesellschaft von diesen Nuditäten in Gips ist mir ja nicht grad sehr angenehm gewesen, aber ich hab ja noch froh sein müssen." Sie hatte jetzt wieder ihren kühlen, hoffärtigen, etwas spöttisch gelangweilten Ton gefunden. Eine Weile gingen sie dann stumm nebeneinander her. Dann sagte sie leise, mit einiger Anstrengung: „Sehr lieb is das von dir, Ferdinand! Du mußt übrigens unmittelbar nach mir heimgekommen sein, ich bin ja selbst noch kaum seit einer Stunde zurück."

„Zurück?" fragte Ferdinand. „Von wo?"

Erstaunt sagte sie: „No von dir. Du warst nicht zuhaus, da hab ich den Brief dort gelassen."

„Brief? Du warst bei mir?" Seine Stimme zitterte.

„Du hast meinen Brief noch gar nicht?"

„Ich war ja seit heut Früh nicht mehr zuhaus."

„Und bist doch —" Sie neigte den Kopf. Und dann sagte sie ganz leise: „Von selbst, du bist von selbst gekommen!"

„Ich hab doch die ganze Stadt nach dir abgesucht und erst heut hab ich von Pater Fidelis deine Wohnung erfahren. Vor einer Stund."

Da bekam der in ihr lauernde Hohn sie noch einmal in seine Gewalt. „Der Pater muß dir arg ins Gewissen geredet haben. Und du hältst halt darauf, Pflichtgefühl zu zeigen."

„Paula, Paula! Tust du dir noch immer so gern

selber weh? Ein bißl sollten wir doch gelernt haben, alle zwei."

„Was?" fragte sie hart.

„Gutsein, sagt der Pater Fidelis. Und der muß es ja wissen, er is alt genug. Glaubst nicht?"

Sie schwieg. Er fuhr nach einer Weile fort, still vor sich hin, mehr zu sich selbst: „Einander gut sein. Was gscheiteres haben halt die Menschen bisher noch nicht erfunden. Und Leuten, die sich lieb haben, müßt das eigentlich ja gar nicht so schwer sein!"

„Wer weiß," sagte sie dumpf. „Vielleicht grad denen am allerschwersten."

„No dann müssen sie sich halt ein bißl zusammennehmen. Es wird schon gehn, Paula."

Sie sagte stockend: „Ich begreif dich nicht."

„Was begreifst du nicht?"

„Schau!" fuhr sie langsam fort, sich zur Ruhe zwingend. „Ich werd ja folgen, ich hab's doch versprochen. Ich bin ganz klein g'worden, es is nicht mehr viel von mir übrig — wenn du beim Vater Fidelis warst, wirst es ja wissen."

„Er hat mir deine Wohnung gesagt und daß du mir verzeihst."

„Daß ich dich um Verzeihung bitten will, hätt er sagen müssen."

„Auch das hat er gesagt. Und so sind wir ja ganz einig! Nicht?"

„Und sonst hat er dir aber nichts von mir gesagt?"

„Nein. Was?"

„Ja dann muß halt also ich —!" Sie sann nach.

Dann sagte sie langsam: „Aber vorher bitt ich dich, vorher mußt du mir —" Sie sah ihn argwöhnisch an und fuhr dann mit erzwungener Ruhe fort: „Ich kann alles vertragen, nur Unklarheiten nicht. Was ich versprochen hab, halt ich. Ich seh ein, daß wir heiraten müssen. Ich weiß, daß du mir ein großes Opfer bringst."

„Paula," sagte Ferdinand bittend.

„Du bringst ein Opfer," wiederholte sie. „Vielleicht ich auch? Das ist aber jetzt alles ganz gleich. Wir müssen. Es ist unsere Pflicht. Vielleicht is's auch unsre Straf. Wir werden also heiraten. Deswegen ist es aber ja noch nicht unbedingt notwendig, daß wir uns das Leben zur Hölle machen. Und die wird's, wenn wir uns jetzt anlügen. Du sagst: Gut sein! Und du hast recht. Es is ja noch das einzige, was einem übrig bleibt. Du hast aber auch gesagt: Leut, die sich lieb haben. Und da bitt ich dich, lüg jetzt nicht, sei nicht schwach, hab nicht ein falsches Mitleid mit mir, mach dir auch nicht selber was vor und antwort mir!"

„Was?" sagte Ferdinand lächelnd. „Du hast ja zu fragen vergessen."

„Ob du mich noch —" Sie hielt ein, dann sagte sie mit Ungeduld und doch zögernd: „Es klingt so dumm! Ich frag aber ja nur um die Tatsache, du kannst doch auch nichts dafür. Und mit der Heirat hat das gar nichts zu tun, die muß sein. Du kannst mir also ruhig die Wahrheit sagen. Versprich mir's!"

„Ja," sagte Ferdinand.

„Denn davon, Ferdinand, hängt ja das Glück, nicht unser Glück, mein ich, sondern —" Sie sah weg, bevor sie hinzufügte: „Das Glück des Kinds! Nicht davon, was du sagst, hängt es ab, sondern davon, Ferdinand, daß du jetzt die volle Wahrheit sagst. Und fürcht dich nicht, mir weh zu tun, ich hab darin Übung."

„Ich versprech dir's."

Sie blieb stehen, senkte den Kopf und fragte leise: „Hast du mich denn um Gotteswillen auch jetzt noch lieb?"

„Ja das hab ich," sagte Ferdinand. Und sie gingen wieder. Der Wald kam ganz dicht an sie heran. Der Wind schwieg. Sie hörten nur ihren eigenen langsamen Schritt in der harten Erde knirschen.

„Ich kann's nicht begreifen," sagte sie dann.

„Hast du mich denn nicht mehr lieb?"

„Ich weiß nicht." Sie sann nach und fuhr dann fort: „Ich weiß das nicht! Mir ist schon, als hätt ich dich lieb. Aber mir ist doch auch, als könnt ich's ja nicht mehr. Du mußt mir Zeit lassen." Und ganz ruhig, einfach erzählend, sagte sie: „Ich hab dich lieb gehabt und ich hab soviel Vertrauen zu dir gehabt. Ich hab geglaubt, daß du mir helfen wirst, mit dem Schlechten in mir fertig zu werden, und ich hab geglaubt, daß auch ich dir dabei helfen kann. Es war aber nicht so, sondern das Schlechte ist mit uns fertig geworden. Seitdem kann ich mir und dir nicht mehr traun. Wie solls denn da möglich sein, daß wir uns noch lieb haben?"

„Verzeih mir doch!" bat er leise.

„Was soll ich dir denn verzeihen? Daß ich dich halt ein bißl überschätzt hab? Nein ich muß dich um Verzeihung bitten, ich dich. Denn ich hab dich gehaßt, diese ganzen Wochen — ich hätt nie gedacht, daß man so hassen kann. Ich hab dich gehaßt, wie man nur sich selbst hassen kann. Denn das wars ja doch auch.“ Und wieder mit dem alten Groll und Hohn in ihrer Stimme, den er so gut kannte, fuhr sie fort: „Du glaubst ja hoffentlich nicht, daß ich dich beschuldigen werd, du hättst mich verführt? Da kann dein Gewissen ganz ruhig sein. Das ist nicht nötig gewesen. Aber als mich mein besseres Ich verließ, vielleicht gerade weil ich mich so sicher fühlte, im festen Vertrauen auf deine schützende Kraft, ja wo war die da? Da hat sich gezeigt, du bist grad so ein armseliger Mensch wie ich. Wie sollen wir uns denn dann jetzt noch lieb haben können? Ich möcht ja so gern!“

„Dann könnt man ja wirklich nur Gott allein lieben. Denn erbärmliche Menschen sind wir alle.“

„Vielleicht kann man auch nur Gott allein wirklich lieben. Vielleicht soll man sich darin von keinem Menschen stören lassen.“

„Gott aber?“ sagte Ferdinand langsam. „Schau doch auf ihn! Liebt er uns nicht? In all unsrer Niedrigkeit und Unwürdigkeit! Und für die, die ihn gekreuzigt haben, gerade für die hat er sich kreuzigen lassen. Seine Liebe fragt nicht nach unserm Wert, sie fragt nur nach unsrer Not. Und vielleicht können zwei Menschen einander dann erst wirklich lieb haben, mit einem Abglanz jener göttlichen

Liebe lieb, in Gott lieb, wenn sie sich in ihrer ganzen Jämmerlichkeit und Niedertracht erkannt haben, so daß eins sich am andern seiner selbst erbarmt und ein jedes am anderen sein eigenes Elend gleichsam im Spiegel sieht."

„So meinst du das?" sagte Paula ganz leise vor sich hin. „So hast du mich lieb?"

„Ich hab dich lieb, weil ich dich brauch! Mir is mein Leben zerbrochen worden, ich muß mirs erst wieder zusammenleimen. Ich weiß nicht, ob du davon gehört hast?"

„Ja. Das is doch aber gleich. Wer immer dein Vater ist, du bleibst doch immer, der du bist."

„Es war aber doch etwas fragwürdig geworden, was ich bin. Oder jedenfalls, wieviel davon eigentlich ich selber bin und wieviel vielleicht bloß Verputz und Anstrich. Es steht jetzt nur noch der nackte Rohbau von mir da, wie nach einem großen Brand, ich muß noch einmal von vorn mit mir anfangen. Wer hilft mir? Ich hab's nicht mehr so gut, ein gemächlicher Enkel zu sein. Da muß ich halt also schaun, selber ein Ahn zu werden. Und da hat mich Gott in der schwersten Not an mein Kind gewiesen."

Sie gingen still vor sich hin, am Jägerhaus vorbei. Dann fuhr er leise fort: „Als die Mutter meines Kinds hab ich dich lieb und weil ich dich halt brauch, weil ich mir allein nicht zutrau, was mir jetzt auferlegt ist, mit dir zusamm aber glaub, daß ich's tragen kann — schon für das Kind."

„Und weil ich dir erbarm," sagte Paula, mit einem letzten Aufgebot von Trotz.

„Und weil du mir erbarmst und ich hoff, daß ich auch dir erbarm — denn das mein ich ja, wenn ich sag, daß ich dich brauch."

Wie von ganz weit her klang es, als Paula sagte: „Ich dank dir, Ferdinand."

Sie standen auf der Brücke still, in die starre Landschaft sehend. Dann sagte Ferdinand, nachdenklich: „Es is merkwürdig! Ich hab dich in der ganzen Stadt gesucht, ich hab mich so gesehnt nach dir, und doch ist es ein Glück, daß ich dich erst jetzt gefunden hab, denn erst jetzt versteh ich das alles. Hör nur! Aber du darfst mich nicht auslachen?"

„Mir ist nicht sehr zum Lachen," sagte sie kurz.

Er schien verlegen. Auf einmal fragte er: „Bist du eigentlich je fromm gewesen?"

Sie wurde dunkelrot und antwortete nicht gleich, dann sagte sie: „Ja!" Das klang so schwer, daß Ferdinand verwundert aufsah. Sich gewaltsam überwindend, fuhr sie fort: „Ich war's als Kind. Dann hab ich aber auf einmal aufgehört. Oder vielleicht hab ich gar nicht aufgehört, sondern halt nur so vergessen. Bis dann —! Dann bin ich erinnert worden. Da war ich's auf einmal wieder. Und noch ganz so wie damals als Kind."

„Ganz so wie damals als Kind," wiederholte Ferdinand. „Denn mir is es nämlich ja genau so gegangen! Ich hab auch vergessen gehabt, bis es mich auf einmal erinnert hat. Und weißt du wann? Vor ein paar Stunden. Länger is's nicht her. Heut

Vormittag. Da war ich auf einmal in einer Kirche. Weiß jetzt noch nicht, wie und warum. Und weiß eigentlich jetzt erst, daß ich seitdem wieder fromm bin, und ganz wie damals als Kind."

Angstvoll fragte Paula: „In einer Kirche?"

„Maria Stiegen."

Sie zitterte so, daß sie nach seiner Hand griff, um nicht zu sinken.

„Paula, was is?" rief er erschreckt. Sie stand stumm, an ihn gelehnt, mit geschlossenen Augen, seine Hand an ihr Herz pressend. Dann sagte sie: „Es wird gleich vorüber sein."

Er sah sich um, sie hatten nur mehr ein paar Schritte zum Gasthaus. Sie schüttelte den Kopf. Es war schon überwunden. Sie konnte wieder weiter. Er sagte lächelnd:

„Is es sehr unpoetisch, wenn ich dir aber gesteh, daß ich einen Mordshunger hab? Ich hab seit dem Frühstück heut noch keinen Bissen gegessen!"

„Ich auch nicht. Ich war grad beim Kochen, wie du kamst." Sie traten in die winterlich verschlafene Gaststube. Der Wirt, herbeigetrommelt, schien erst nicht sehr gastlich gelaunt. Murrend: „Wir krieg'n ja nix, ma derf jo net — daß ma leicht anzeigt wurd, aa no!" ließ er sich erst nach und nach ein Eingeständnis nach dem andern von Ferdinand entlocken; nur ein bißl Geduld müßten die Herrschaften halt haben! Und Ferdinand lief ihm noch nach, um mit der Köchin höchstselbst zu reden. Er war auf einmal voll Übermut. „Aber du," sagte er dann, „schaust so gräßlich feierlich drein, als wärs

unser offizielles Verlobungsdiner! Mit diesem hochmütigen Gsicht hast wirklich Zeit, bis d' einmal Botschafterin sein wirst."

„Ich werd dir dann schon erzählen von meinem Hochmut." Sie sagte das in einem so seltsamen Ton, daß auch er stiller wurde. Doch hielt sie das beide nicht ab, es sich schmecken zu lassen. Er phantasierte von der Zukunft, erzählte das Gespräch mit dem Notar und sagte von Zeit zu Zeit immer wieder: „Und alles wird jetzt gut!"

Bei der Zigarette begann Paula auf einmal: „Auch ich war neulich in Maria Stiegen. Das hat aber eine Vorgeschichte. Erinnerst du dich an unsere letzte Begegnung? Da war ich nichts als Haß. Auf mich, auf dich, auf das Kind. Seitdem weiß ich, wie einer Kindesmörderin zu Mute sein muß. Ich bin dann durch die Stadt gerannt, nur so meiner Wut nach, mit dem einzigen Wunsch, dir und mir und der ganzen Welt was anzutun. Und dann war ich auf einmal in der Taborstraße und wie ich mich wieder umgeschaut hab, war ich auf der Reichsbrücken und das war mir ganz recht: Da gehst jetzt noch hinüber und drüben kriechst ans Wasser hinunter und machst ein End. Und ich hab an gar nichts mehr gedacht, als wie dir sein wird, wenn du's morgen in der Zeitung liest, das hab ich dir von Herzen gegönnt und es war mir nur leid, daß ich nicht dabei sein und dein Gesicht sehen kann, das hätt mich gefreut." Sie streifte die Asche von der Zigarette, sah ihn an und sagte langsam: „Ja, Ferdinand, ich kann dir da nichts ersparen, du mußt

schon alles wissen, du sollst mich ganz kennen, wie ich bin.“ Dann fuhr sie fort: „Es hat schon langsam angefangen, dunkel zu werden, kalt wars und nebelig. Hinter mir hab ich die Stadt gespürt. Die Brücke war leer. Der Fluß hat gerauscht. Nach einiger Zeit hab ich gesehen, daß mir wer entgegenkommt. Da bin ich langsamer gegangen, um schon weiter weg von ihm zu sein, wenn ich drüben wär, und nicht erst drüben noch warten zu müssen. Wie der dann an mir vorüber ist, bin ich fast erschrocken, denn einen so schönen Menschen hab ich mein Lebtag nicht gesehn. Er war noch ganz jung mit einem lieben feinen Gesichtl und die rabenschwarzen Haar in ganz kleine Wuckerln gedreht, wie die Kinder am Fronleichnamstag. Das Gsichtl hat so was Gutes und dabei wieder so was Trauriges gehabt, daß mir, wie er mich so im Vorbeigehn freundlich angelacht hat, auf einmal schrecklich leid gewesen ist. Um ihn, um mich und die ganze Welt war mir da leid. Ich kann das gar nicht sagen, wie das eigentlich war. Und so sind wir aneinander vorüber. Er hat aber einen so leisen Tritt gehabt, als wenn er bloßfüßig wär. Mir wars schon sehr recht, daß ich doch zum Abschied noch einem so lieben Menschen begegnet bin. Und so bin ich halt weiter. Ich hab mich dann noch einmal umgeschaut, da war er aber nicht mehr zu sehn. Und auch sonst kein Mensch weit und breit. Alles still. Nur das Wasser. Und schon ganz finster. Ich vorsichtig hinab, um mir ein Platzl zu suchen. Da bin ich dann lang so gestanden. Und dann hab ich das Kreuz ge-

macht. Dann hab ich mir aber gedacht, das nutzt dir jetzt schon auch nichts mehr. Und dann weiß ich eigentlich nicht mehr, wie das eigentlich war. Ich weiß nur, daß mich wer gepackt hat, er hat aber kein Wort gredt, sonst hätt ich wenigstens weinen können; das war schauerlich. Und erst schon wieder oben auf der Brücke hab ich bemerkt, daß es der wunderschöne junge Mensch von früher war, er muß mir nachgeschlichen sein, ich weiß aber nicht warum, und woher hat er denn gewußt? Er hat mich so fest gehalten, daß ich vor Schmerz geschrien hab. Und mit der andern Hand hat er mich dabei gestreichelt. Sein Gesicht aber war sehr bös auf mich. Und schrecklich war, daß er noch immer kein einziges Wort geredet hat. Ich hab aber halt mit ihm müssen, in die Stadt zurück. Und dann hab ich's ihm erklärt und hab ihm erzählt und hab mich auch bedankt und hab ihn gebeten, wie wir dann wieder unter die Leut kommen sind, mich doch endlich loszulassen, und ich hab ihm geschworen, daß ich mir jetzt gewiß nichts mehr tu, und gräßlich war, daß er noch immer nichts geredet hat. Erst dann später bin ich drauf gekommen, daß der arme junge Mensch taubstumm war. Er hat mich aber nicht losgelassen, bis wir in der Rotenturmstraße waren. Wie er mich dann aber losgelassen hat, war er auch schon verschwunden, wie in die Erd hinein. Und ich war auch schon zu müd und hab ja noch den weiten Weg nach Haus gehabt! Ich bin aber noch gar nicht nach Haus. Ich bin noch so herum, ich weiß nicht. Ich weiß ja nicht!" Sie

schwieg sinnend. Dann sah sie zu Ferdinand auf und fuhr langsam fort: „Und jetzt wirst du gleich auch verstehn, warum ich früher so erschrocken bin, da draußen. Denn auf einmal war nämlich damals auch ich in Maria Stiegen. Ich weiß nicht wie. Ich denk jetzt so oft daran, ich denk jeden Tag daran, ich weiß aber noch immer nicht, was eigentlich mit mir war. Ich hab damals, wie ich auf einmal in der Kirche gestanden bin, gar nicht gewußt: was denn, warum denn, wozu denn. Vor einem Beichtstuhl haben ein paar Frauen gewartet. Mir is eingefallen, wie lang das her is. Dann hab ich mich auch hingstellt. Der Geistliche hat gesagt, daß ich noch einmal kommen muß. Jetzt komm ich jeden Samstag. Und jeden Sonntag geh ich nach Ober-Sankt Veit in die Kirche. So hab ich dir, wie du mich vorhin gefragt hast, antworten können, daß ich fromm bin. Wenn auch lang noch nicht so, wie ich's gern wär."

Ferdinand konnte kein Wort sagen. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Und jetzt wirst du halt bestimmen, was geschehen soll. Ich werd dir gehorsam sein. Hab nur, bitte, noch etwas Geduld mit mir!"

Dann kam der Wirt, sie rechneten und Ferdinand trieb so viel kindischen Unsinn dabei, daß selbst der alte Griesgram lachen mußte. Er sagte neidisch: „Ja junge Leut hams leicht."

„Warum denn?" fragte Ferdinand.

„Weils halt jung san."

„Auch nicht immer," sagte Ferdinand. „Das

muß man nämlich auch erst lernen! Ich bin grad dabei."

Es machte Paula fast ein bißchen verlegen, daß er sein Glück so zur Schau trug.

Sie kehrten heim. Sie gingen wie Kinder gern gehen, Hand in Hand, die Hände langsam schlenkernd, bald erhebend und sich ein wenig entfernend, bald senkend und wieder ganz enge beisammen. Zuweilen seinen Blick auf sich fühlend, sah sie zu ihm empor, gleich aber neigte sie sich wieder, als trüge sie zu schwer.

„Weißt du denn," sagte er, „daß wir da mitten in der schönsten Stiftergegend sind? Hier wär er gern Professor an der Forstanstalt geworden, der Bräutigam der schönen Amalia Mohaupt mit den glühenden Augen, aus der dann eine steife Linzer Hofrätin wurde. Hier hat er die Feldblumen her. Paula, wir müssen jetzt jeden Tag zusammen ein bissl Stifter lesen."

„Nein. Lieber nicht."

„Was hast du?"

„Seine Menschen tun mir weh."

„Es gibt ja gar keine schöneren!"

„Grad darum vielleicht. Ich bin ihnen halt neidisch."

„Aber jetzt doch nicht mehr, Paula?"

Sie sah fast ängstlich auf. Er sagte still: „Du wirst schon sehn! Jetzt trau ich mir alles. Jetzt haben doch auch wir uns den Sonnenschein auf den Hut gesteckt! Ist das nicht ein wunderschönes Wort? Früher hab ich gar nicht begriffen, wie das einer

macht, daß ihm sowas einfallt! Jetzt komm ich, glaub ich, drauf, daß vielleicht gar nichts dazu gehört, als ein guter Mensch zu sein. Das war sein ganzes Talent. Und so, wenn wir uns nur ein bißl Müh miteinand geben, wer weiß, ob aus uns zwei beiden nicht auch noch das schönste Gedicht wird? Es braucht ja nicht grad zum Vorschein zu kommen, wenn's nur da drin is! Gelt?"

Dann gingen sie wieder stumm vor sich hin, bis er auf einmal lachend sagte: „Da bin ich aber schon sehr froh, daß das jetzt aufhört!"

„Was?" fragte sie verwundert.

„Das ewige Fragen, was ich denn eigentlich mit mir will und soll, mit der ewigen Angst, mich zu versäumen, ewig ungewiß des Wegs wie des Ziels! Was hab ich mich abgequält! Jetzt aber hört doch das alles auf, denn jetzt hört ja mein eigenes Leben auf, Gott sei Dank! Und deins auch — ja, Paula, da hilft dir nichts, mach ein noch so bedeutendes Gesicht, du bist doch eine Nebensache geworden, mit uns zwei beiden is jetzt vorbei, Fortsetzung folgt, wies in den Zeitungsromanen heißt, immer grad an der schönsten Stelle. Wir zwei sind bloß erschienen, damit man sich auf die Fortsetzung freut, jetzt kommt die dran! Und jetzt hat unser Leben doch erst einen Sinn, seit es gar nicht mehr uns gehört, sondern dem Kind, und endlich brauch ich mich nicht mehr um die Zukunft abzuzappeln, weil ich endlich einmal eine Gegenwart haben werd. Ich bin jetzt nur noch dazu da, daß der Bub eine Freud hat und etwas, worauf er stolz sein

kann. Bequemer wars ja Legationssekretär zu sein, aber da schiebt man doch immer alles auf: bis du erst Legationsrat, bis du Gesandter, bis du Botschafter bist! Ich schieb aber jetzt endlich nichts mehr auf, weil man ja mehr als Vater doch nicht werden kann! Sollt der Bub aber gar den Einfall haben, ein Mädl zu werden, bitte ganz nach Belieben! Doch du nimm dich dann in acht, denn das wär die einzige Person, mit der ich dir untreu werden könnt."

„Nicht!" bat Paula mit glühenden Wangen. Ihr tat sein Übermut weh. Sie hatte noch immer Angst aufzuwachen und wieder allein zu sein.

„Ja daran wirst du dich gewöhnen müssen!" sagte Ferdinand lustig. „Du mußt mich von Zeit zu Zeit dalken lassen! Das brauch ich! Ich bin ganz verfehlt erzogen worden, durch meine Schuld nämlich. Wie der Mensch sich schon manchmal grad das einbildt, wozu er am wenigsten Talent hat, war ich schon als Bub darauf aus, ein ernster Mensch zu werden. Das will ich mir aber jetzt gründlich abgewöhnen, es liegt mir nämlich gar nicht! Mir liegt, mich auf einer Wiese wälzen und dem lieben Himmel danken, daß ich vorhanden bin, alles andere ist doch unwesentlich! Und ich werd nur noch den einzigen Ehrgeiz haben, kindischer als mein Kind zu sein. Du wirst dein Gfrett haben mit den zwei Lausbuben!"

Aber als sie wieder auf der Brücke standen, in dem tiefen Schweigen des sinkenden Tages, wurde sein Gesicht plötzlich still und er sagte

nachdenklich, hinüberzeigend: „Und das, der graue Dunst, das is Wien! Nein, ein Wiener darf mir mein Bub nicht werden! Da muß er erst schon ganz fest und sicher und von sich durchdrungen sein, bevor ich ihn auch nur merken laß, daß es so was gibt! Nein, den will ich gut verstecken, weit weg, tief im Land, auf eigenem Grund, da soll er aufwachsen, unter einfachen österreichischen Menschen, selber ein Landmensch, Luftmensch, Lichtmensch — das allein ist doch die Lösung! Gott, was bin ich herumgehupft in meiner verrückten Angst um Österreich, in meiner ratlosen Hoffnung auf Österreich! Eine Zeit haben wir ja wirklich jeder jeden Tag Verfassungen von Österreich gemacht, als Fleißaufgab, und eine noch schöner als die andere, auf dem Papier! Waren wir dumm! Was helfen denn Paragraphen? In dem Wenzl, meinem Burschen, is mehr lebendiges Österreich als in der schönsten Verfassung! Das hat mich ja draußen in der Front so froh gemacht, jetzt weiß ich's doch erst! Der Krieg? Scheußlich! Aber Österreich war dort! Unser Volk in seiner Herrlichkeit! Alle diese namenlosen, still ergebenen, geduldig und als ob's halt so sein müßt, sich opfernden Menschen, die man ja dort erst kennenlernt, von denen man aber sonst nichts weiß und vor denen man sich bis ins Herz hinein schämt, weil man fühlt: der letzte von diesen Bauernbimfen, die sich da ruhig in den Tod treiben lassen, is im kleinen Finger mehr wert, is besser, is echter, is wahrer, is tiefer, is menschlicher und christlicher als du mit deiner

ganzen angeschwindelten Kultur! Der alte Grillparzer hat ja recht: In deinem Lager ist Österreich! Und heute noch wie je! Warum denn aber immer nur im Lager? Wo is's denn sonst? Wohin verschwindt's denn dann auf einmal wieder? Nein es verschwindt ja nicht. Es is immer da! Von ihm allein leben wir doch nur. Aber freilich: wir sehens halt nicht, wir kümmern uns nicht drum, wir wissen nichts davon. Es is immer da, auf den Feldern draußen, in den Fabriken drin, da schaffts stumm Tag für Tag, es schafft unser Leben, wir zehren davon, nur fragen wir nicht nach ihm, wir sind zu gebildet: wir haben auch keine Zeit, wir machen derweil Verfassungen. Mein Kind aber soll in diesem verborgenen Österreich aufwachsen, in der Wirklichkeit, unter Holzknechten, Bauern, Arbeitern, die, wenn sie dann abends auf der Bank vor dem Häusl ihr Pfeiferl rauchen, müd und dumpf, mehr von den Geheimnissen wissen und jeder einzelne mehr Österreich sind als wir alle miteinand! Und wenn der Bub dann einmal erwachsen is, einer aus dem Volk nach Art und Sinn, aber stolz darauf, dann wird er schon eines Tages aufstehn und zu seinen Leutln sagen: Wir haben unsre Sitten, wir haben unsren Glauben, wir haben unsre Sprach, wir haben sie nicht gemacht, es war alles schon vor uns da, wir habens vom Vater und Großvater her und so wie wirs gekriegt haben, so taugts uns, das können nur wir wissen, was uns taugt, wir haben halt unsre Art und jedes Tal hat seine, jedes anders, und das is gut, weil

jedes Tal schon selber auch wieder anders is, der liebe Gott hat jedes Stückl Land anders haben wolln und so wird er halt auch die Menschen nicht alle gleich haben wollen und wie er die Menschen hier bei uns will, das weiß keiner so gut wie wir, kanns auch keiner wissen, der nicht selbst unter uns aufgewachsen is und es nicht selbst von der Mutter gelernt hat, darum lassen wir uns auch von so einem nichts dreinreden, jeder unter uns tut schon seine Sach, das is unsre Pflicht, es is aber auch unser Recht und daß Pflicht und Recht geschieht, dafür stehn wir alle zusammen ein. Und da muß jeder mit, aber was er dann noch für sich allein noch denkt und treibt, das geht keinen andern was an, das soll er mit dem lieben Gott ausmachen, er wirds schon sehn, das is seine Sach, und daß jedem seine Sach wird, dem einzelnen in seinem Haus und der ganzen Gemeinde in ihrem Kreis und dem Kreis wieder im Land, daß jedes Landl, wies halt is, frei seinen eigenen Sinn und Brauch bewahren kann, aber auch jedem andern Landl seinen Sinn und Brauch laßt, selber ungestört, aber auch kein Störenfried, daß Ordnung is und kein Mischmasch, dafür haben wir den Kaiser und drum halten wir zum Kaiser und drum schützen wir den Kaiser, wenn ers braucht, und er redt uns ohnedies nix drein in unsre Sach, er weiß schon, die verstehn wir selber am besten, und wenn uns aber sonst wer dreinreden will in unsre Sach, der soll nur schaun, der kriegt eins drauf! Und siehst, Paula, wenn ich das noch erleb, diesen Buben, den ich dir da so schön

skizziert hab, dann hätts doch einen Sinn gehabt, daß ich auf die Welt kommen bin, dann wärs schon der Müh wert gewesen, also nimm dich halt z'samm, bitt schön! Denn dieser Bub, das wär dann ein richtiger Österreicher und wenn jeder aus seinem Buben einen richtig gehenden Österreicher macht, dann hätten wir auf einmal das richtige Österreich, das wär die einzige Verfassungsreform! Was lachst denn? Was weißt denn du davon!"

„Ich weiß nur," sagte Paula langsam, „daß ich dich sehr lieb hab."

„Auf einmal!" rief Ferdinand lachend.

„Ich verdiens nicht," sagte sie leise. „Ich verdien das alles nicht, was jetzt mit mir geschieht. Hilf mir dankbar und demütig sein!"

„Ich dir?" sagte Ferdinand, „du mußt mir helfen!"

„Unser Herr Jesus muß uns helfen!" sagte Paula.

Dann gingen sie lange wieder still dahin. Auf einmal lachte Ferdinand und sagte: „Jetzt erklär mir aber nur! Du mußt doch das alles vorausgewußt haben?"

„Vorausgewußt?"

„No was is denn mit deiner berühmten Kunst?" fragte Ferdinand spottend. „Keiner von unseren jungen Herrn rückt ein, keine Komtesse heirat, ohne sich von dir das Horoskop stellen zu lassen! Und du selbst?"

Widerstrebend antwortete sie: „Mein eigenes

Horoskop hab ich nie gemacht. Und ich hab mir jetzt gelobt, jetzt nie mehr eins zu machen, überhaupt keins."

„Selber glaubst also gar nicht dran?" sagte Ferdinand lachend. „Kleine Schwindlerin!"

Mit Überwindung antwortete sie: „Ich glaub daran. Und grad deshalb. Nein, nie mehr."

„Das versteh ich nicht."

„Ich glaub, daß in den Sternen unser Schicksal geschrieben steht. Nämlich das, was uns bei unsrer Geburt sozusagen aufgegeben wird. An uns aber is es dann, wie wir selbst darauf antworten. Wir sollen ja nur erprobt werden. Jedes Glück, das in den Sternen steht, stellt uns eine neue Pflicht, jede Gefahr der Sterne versucht unsre Kraft. Und Schicksal und Freiheit zusammen ergeben dann erst unser Leben. Da muß einer seiner inneren Freiheit aber schon sehr sicher, er muß von einer gewaltigen sittlichen Kraft und Unerschrockenheit sein, daß er es wagen darf, seinem Schicksal ruhig ins Aug zu sehn! Von einer so geringen sündigen Person wie ich bin, wärs vermessen. Unsereins hat's schon schwer genug, auch nur mit dem kleinen Stückl, das sich vom Schicksal grad im Augenblick zeigt, halbwegs fertig zu werden, es is grad genug. Nur ein ganz reifer Mann, ganz selbstlos geworden, ganz von Gott geführt, mag vielleicht den Anblick des Schicksals ertragen können."

„Und das hat dich aber nicht gehindert, so vielen Menschen —?"

„Ich hab's ja früher nicht gewußt! Ich be-

reu's jetzt. Es wird übrigens keinem geschadet haben. Mein Gott, ich hab's als Kind von der Mutter gelernt, die hat's ja nur ganz mechanisch betrieben! Immer nur: Sie müssen sich jetzt in acht nehmen, oder Sie werden erben, oder im Juli wird ein Verdruß sein, aber im September is's wieder vorbei. Wer bloß ein Horoskop zu stellen weiß, kann ja damit noch nicht viel Unheil anrichten. Um aber ein Horoskop auch deuten zu können, dazu hats ja bei der Mutter nicht gereicht. Und bei mir die längste Zeit auch nicht, Gott sei Dank. Jetzt wär ich vielleicht so weit, meinen Kenntnissen nach. Jetzt weiß ich aber auch daß man es nicht darf, außer wenn man ein Mensch ganz reinen Willens wär. Und ich bin nur sehr froh, daß mich eine fast abergläubische Furcht immer abgehalten hat, mein eigenes Horoskop zu machen".

„Es wird also nicht mehr gezaubert?" sagte Ferdinand lächelnd. „Eigentlich schad"!

„Nein, Ferdinand! Was hilfts uns denn auch, wenn wir wissen, was morgen für ein Wetter ist? Du kannst doch nur, wenns regnet, den Regenschirm nehmen und dazu erfährst du's ja morgen auch noch zeitig genug, du mußt nur für alle Fälle schau'n, daß du einen hast. Und das allein ist die wahre Zauberei, für alle Fälle den Schirm zu haben. Wenn du noch so genau weißt, Tag für Tag, was dir dein Schicksal noch alles bringen wird, was kannst du denn tun, als bereit sein? Und das wollen wir, so gut wirs halt können. Und dabei wollen wir einander helfen, womöglich jeden Tag. Wie dir

der Pater Fidelis gesagt hat: Gut sein. Ja! Gott um die Gnade bitten, gut zu sein, von unserm Eigensinn loszukommen und ihm recht zu werden, ganz so wie er uns will."

„Das wär ja schon Zauberei genug," sagte Ferdinand.

„Wir wollen's halt einmal versuchen," sagte Paula.

„Amen!" sagte Ferdinand.

„Da kommt der Herr Baron grad," sagte der Hausmeister, als Ferdinand in das Tor trat. Ein winziger alter Herr schoß aus dem Schatten einer länglichen Dame hervor, nahm mit der einen Hand den Hut, mit der anderen den Zwicker ab und sagte feierlich: „Ist es sehr unbescheiden, Herr Baron? Aber wir wollten doch nicht, da es uns wieder einmal vergönnt ist, in der schönen alten Kaiserstadt zu weilen, da wollten wir nicht versäumen —" Er stockte, verneigte sich und nannte, zuversichtlich lächelnd, in einem breitgezogenen, halb singenden Ton seinen Namen: „Kommerzienrat Haymele."

Hinter ihm sprach eine leise Stimme, wie seine klingend, nur noch um eine Terz höher: „Gustav, du mußt doch dem Herrn Baron erst erklären —"

Der Kommerzienrat trat zur Seite, ließ die längliche Dame vor und sagte, stolz auf sie zeigend: „Meine liebe Frau." Sie knickste tief. Ferdinand grüßte. Sie sagte: „Wir wolle gewiß nicht störe, wir wisse, wie kostbar Ihre Zeit ist —" „Aber,"

half ihr der Gemahl weiter, „da wir doch einmal den weiten Weg —“

„Aus Göggingen, Herr Baron! Du hast vergessen, Gustav.“

„Aus Göggingen,“ bestätigte der Gatte.

„Wir haben die Schuhfabrik in Göggingen,“ verkündigte die Dame.

Die beiden freundlichen alten Leute, wie aus einer Modezeitung der sechziger Jahre geschnitten, hatten so etwas Gutes, fast Rührendes, daß Ferdinand seinen Unmut bezwang. Er bat sie zu sich hinauf; in dem ungeheizten Zimmer wurde er sie vielleicht noch am schnellsten los. Sie traten in den Lift, nach umständlichen Komplimenten, da jedes dem anderen den Vortritt lassen wollte.

„Gustav,“ sagte die Dame, mit einem zärtlichen Blick auf Ferdinand. „Der Tag wird uns wohl unvergeßlich bleibe.“

„Ja, liebe Meta!“ sagte der Kommerzienrat. Sein Kinn war ausrasiert, der große Zwicker ritt schief auf der erhöhten Mitte des Nasenrückens. Ferdinand war nur neugierig, warum sie denn eigentlich so gerührt waren. Und gar dann im Zimmer oben nahm das schwäbelnde Gezwitscher kein Ende. Der Kommerzienrat selbst sagte schließlich: „Meta, fasse dich!“ Aber da hatte sie gerade das Bild an der Wand entdeckt.

„Das ist sie gewiß!“ rief sie. „Nicht wahr?“

„Das ist meine Mutter,“ sagte Ferdinand kurz. Er war verwundert. Aber die Rührung der alten Dame, die, das Bild lorgnettierend, die sanfte

Schönheit dieser sehnsüchtigen Züge pries, beschwichtigte seine Ungeduld.

„Meta,“ sagte der Kommerzienrat, „wir dürfen aber die Güte des Herrn Baron nicht mißbrauchen. Soll ich oder willst du?“

Und sie begannen dann alle beide. Es wurde Ferdinand aber noch lange nicht klar. Als endlich herauskam, daß es Verwandte waren, von der jüdischen Seite, stand Ferdinand auf, es war einfacher, sie gleich zum Notar zu schicken mit ihrer Bettelei, seine Gutmütigkeit hatte ihm da wieder einmal einen Streich gespielt! Sie merkten aber nichts davon, sie waren zu sehr ins Erzählen vertieft. Die Verwandtschaft schien ihm übrigens rechtlich ohne Gefahr. Eine Schwester der Dame war mit einem Vetter Jasons verheiratet gewesen. Beide lebten nicht mehr. Freilich gab die alte Dame zu verstehen, die Schwester hätte sich mit dem Vetter bloß getröstet, die große Liebe ihres Lebens sei eigentlich Jason selbst gewesen und geblieben. Wie der Herr Kommerzienrat es nun aber anstellen würde, Rechtsansprüche auf eine stille Liebe zu gründen, darauf freute sich Ferdinand sehr. Aber da schloß die Dame das kleine schwarze Täschchen auf, das sie die ganze Zeit über nicht aus der Hand gelassen hatte, nahm ein Päckchen, löste den Goldfaden und übergab es ihm. Es waren Briefe Jasons an die Schwester und ein verblichenes Jugendbild von ihm, aus der Zeit, als er zum Theater ging.

„Es ist mir nicht leicht worde,“ sagte die Dame

leise, „mich davon zu trenne. Es ist doch ein so kostbares Vermächtnis für mich, aus der Zeit, wo der große Mann noch ganz unbekannt war. Aber für den Herrn Baron muß es ja noch kostbarer sein!“ Sie schneuzte sich.

„Ja, liebe Meta!“ sagte der Kommerzienrat, ermutigend.

„Und so, wie wir in der Zeitung das vom Herrn Baron gelesen habe und weil der Gustav gerade in Wien zu tun hat —“ Sie schneuzte sich wieder.

Ferdinand war sehr verlegen, er schämte sich seines Verdachts. Und er hatte jetzt doch auch die Pflicht, das Bildnis zu bewundern! Der geschniegelte junge Mensch mit den gebrannten Locken, der affektierten Schwärmerei des müde verlangenden Blicks und der malerisch geknoteten flatternden Krawatte glich einem Sonntagskommis, in dem ein Provinztenor steckt.

Aber auch der Kommerzienrat öffnete jetzt seine Ledertasche, auch er brachte sein Gastgeschenk dar: Große Strizl aus weißem Mehl, Butter und Speck. „Sie könnens getrost nehme, Herr Baron,“ sagte er stolz, „wir habens noch reichlich. Wir stehen mit unsern Bauern sehr gut. Das sind brave Leut. Nur an der Grenze wars brenzlich, da hat mir schon mächtig das Herz geklopft. Aber meine liebe Meta hat sich doch so darauf gefreut, dem Herrn Baron die Freude zu machen!“

Beim Abschied fragte Ferdinand, in welchem Hotel sie wohnten. „O nein, Herr Baron,“ sagte

der Kommerzienrat. „Das auf keinen Fall! Es war uns eine große Ehre, daß Herr Baron die Güte hatten, aber daß sich Herr Baron auch noch bemühen sollten, einen Gegenbesuch —!“

„Nein auf keinen Fall!“ sagte die liebe Meta. „Das wär doch wirklich zu viel verlangt!“ Und leise setzte sie geheimnisvoll hinzu: „Wir sind noch Juden geblieben.“ Und der Kommerzienrat sagte, halb entschuldigend, mit einem Achselzucken: „Kinder haben wir nicht? Also!“

In dem Wunsch, sich noch irgendwie liebenswürdig zu zeigen, sagte Ferdinand: „Aber wenn ich vielleicht einmal nach Göggingen komm —?“

„Ja dann!“ sagte der Kommerzienrat. „Dann nehm ich den Herrn Baron gern beim Wort.“

„Eine größere Freude könnten wir ja gar nicht haben!“ Sie mußte sich wieder schneuzen. Sie weinte gar so leicht.

Ferdinand war unmutig. Er schämte sich seines albernen Verdachts, er ärgerte sich seiner Verlegenheit. Er sehnt sich doch immer so nach einfachen Menschen, dann aber steht er vor ihnen befangen und ungeschickt, wie auf den Mund geschlagen! Es steckt auch noch so viel Vorurteil in ihm! Wie will er denn einen Menschen erziehen, so lang er selber noch so voll Hochmut, Argwohn und Selbstsucht ist? Es wird Zeit für ihn, endlich einmal in sich zu gehen, bis auf den eigenen Grund! Ganz tief in sich hinein, dahin, wo wahrscheinlich alle Menschen ganz gleich klein und arm und erbärmlich sind! Unsinn, das zudecken zu wollen, mit

allerhand Pracht! Weg damit! Und ins eigene Nichts hinab! Und dort dann noch einmal anfangen, ganz von vorne, mit dem Kind zusammen, mit seinem Kind!

Er tritt auf den Söller hinaus, über die Dächer blickend, nach dem stillen Fingerzeig des grauen Turms. Er kehrt ins Zimmer zurück. Er macht Licht. Er geht herum. Sein Herz ist voll Gebet. Er bittet Gott, ganz rein zu werden. Segne mich, daß ich meiner Frau ein guter Gatte, meinem Kind ein guter Vater bin! Und dann denkt er nach. Aber nein: er weiß sonst wirklich nichts mehr auf der ganzen Welt, was er sich noch wünschen könnte.

Da fällt ihm ein Hölderlinwort ein, von den Bräutigamstagen. Er kann sich aber nicht gleich entsinnen, er weiß es nicht mehr genau. Er sucht in dem zerlesenen Büchl. Ja da: „die Bräutigamstage, wo der Stolze die Demut lernt."

Merkwürdig! Wie oft hat er das gelesen! Und es hat ihm ja auch sehr gefallen, er hat's dick angestrichen! Aber hat er je versucht, die Demut zu lernen? Es steht alles in den Büchln, was der Mensch nötig hätt, wir haben aber nur nichts davon! Denn wir nehmens nur in den Kopf, wir nehmens nicht in unser Herz. Bis an den Tag, wo der Stolze die Demut lernt. Dann geht uns erst die Weisheit aller Büchln auf, aber dann brauchen wir sie ja gar nicht mehr. Wer die Demut hat, hat selbst die Weisheit schon.

Aber er blättert doch noch in dem lieben Büchl weiter. So lebendig war's ihm noch nie! Jetzt schlägt es ihm erst die tiefen Augen auf!

Und er hält den Atem an vor Seligkeit, als er liest:
Sind denn dir nicht verwandelt alle Lebendigen?

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — So wandle nur wehrlos
Fort durch's Leben und sorge nicht!
Was geschieht, es sei alles gesegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich beleidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin du sollst?

Elftes Kapitel

Der Antwort auf den Brief, der den Großvater um seine Zustimmung und seinen Segen zur Verlobung Ferdinands bat, war die Enttäuschung des alten Herrn anzuhören. Sein Grundsatz, man dürfe natürlich nur aus Liebe heiraten, schloß den geheimen Vorbehalt nicht aus, daß sich bei richtigen Menschen eben das Herz mit dem Kopfe zu verständigen weiß. Er gehörte selbst zu den wohlbegabten Menschen, die ruhig ihren Gefühlen folgen können, ohne jemals erst den Verstand fragen zu müssen, weil sie sicher sind, daß es in ihnen zu Widersprüchen zwischen Verstand und Gefühl gar nicht kommt. Er an Ferdinands Stelle hätte sich jetzt gewiß in irgend ein verarmtes Fräulein verliebt, dessen alter Name, dessen Stellung in der Gesellschaft, dessen Beziehungen sich über das Andenken

Jasons breiten ließen. Er war so glücklich veranlagt, daß er immer nur das als allein richtig empfand, was zu seinem Vorteil war. Er hatte sich so das Kunststück ermöglicht, in aller Unschuld zugleich seinen Vorgesetzten stets ein willfähriger Diener zu sein und dabei doch für sein eigenes Gefühl immer ein wahrhafter Stiftermensch zu bleiben. Wie Ferdinand ihn jetzt sah, fand er diese altösterreichische Gestalt zwar etwas armselig, doch unendlich rührend: es war halt ein Versuch, sich zwischen Rechtschaffenheit und Wehleidigkeit mit unbewußter Bauernschlauheit arglos so sanft als möglich guten Gewissens durchzuwinden.

Aber auch an seinen Vater hatte Ferdinand geschrieben. Und daß der ihm überhaupt antwortete, war eine Überraschung. Es sah ihm gar nicht gleich. Im stillen hatte Ferdinand höchstens gehofft, ihn allenfalls bei der Hochzeit, ganz zuletzt, wenn man gar nicht mehr darauf gefaßt war, aus irgend einer Versenkung bengalisch aufflammen zu sehen.

Vater Držić schrieb: „Erschrick nicht, ich bin selber schon genug erschrocken, auf einmal eine Feder in der Hand zu haben, aber es kommt halt daher, daß ich — verrat mich nicht!, aber es ist nicht mehr zu leugnen: ich altere! Was hab ich mich immer über die gewissen Menschen lustig gemacht, die fortwährend jammern: es fehlt mir an einer Ansprach! Ja wozu denn? Ich sprech mich selber genug an! Ja — früher! Tempi passati! Denn jetzt — schaudere, mein Sohn! Jetzt bin ich selber so weit! Erstes Zeichen! Einsteigen zum Schnellzug ins

Greisenland! Ja denk Dir eine Ansprach möcht ich haben! Ein Königreich für eine Ansprach! Verzeih den Patzen, die Feder ist halt noch gar nicht zugeritten. Ferdinand, ich langweil mich, ich halts halt in meiner Gesellschaft nicht mehr aus. Und da ich aber doch immerhin noch Geschmack genug behalten hab, sie jeder anderen vorzuziehen, kannst du dir den Jammer vorstellen. Der Verfall droht! Es wird bald noch so weit mit mir gekommen sein, daß ich den Mädln nachsteig, statt sie mir. Ferdinand, Ferdinand, Ferdinand! Ich sehe trüb! Manchmal gelingt es mir ja noch, mich aufzuraffen und ich besinn mich wieder auf den alten Držić, nämlich auf den jungen. Aber es ist auch nicht mehr das Richtige, er gastiert nur noch bei mir! Und einmal wirds ja doch nächstens heißen: auf allgemeines Verlangen zum unwiderruflich allerletztenmal! Die vorallerletzte Abschiedsvorstellung neulich war übrigens noch sehr gelungen. Baron Bernstein, ein Landedelmann israelitischer Fassung (übrigens Großvater schon gewassert), der in unserer österreichischen Vendee hier die Ideen von 1789 vertritt und sich dadurch schon seit geraumer Zeit meinen Unmut zugezogen hat, trieb die plebeische Dreistigkeit seines Ursprungs so weit, in einem öffentlichen Lokal meinen Roland, das noble Tier (schottischer Windhund mit herrlichem Pedigree, kann, wie er ist, sogleich in jeden van Dyck eintreten), frech zu duzen, wie so geborene Kaufleute schon glauben, für eine Kalbshaxen wär jede Ehre feil (Roland hielt sich übrigens ausgezeichnet,

nicht einmal geschnuppert hat er mit seiner langen Nasen, Blut ist doch kein Wahn!). Ich sandte dem Schamlosen sofort meine Zeugen, einen in friedlicheren Zeiten Bier brauenden ältlichen umfangreichen Leutnant der Reserve (der übrigens überzeugter Adventist ist; nur darüber, wer eigentlich der Antichrist ist, können wir uns schon gar nicht einigen, mir ist überhaupt ja die ganze Sache viel zu bochesk, die glauben jetzt im Generalstab sogar schon den lieben Gott ausrechnen zu können), und meinen herrlichen Fähnrich, der vor sechs Monaten noch auf der Schulbank saß, er ist dem Tacitus und Plato jauchzend entflohen.

Die zwei machten das famos, mit dem ingrimmigen Ernst von Hidalgos, und Blut, wenn es auch nicht floß, wurde von dem bebenden Hobereau in Strömen geschwitzt — man muß sich jetzt halt überall mit Ersatz begnügen. Aber das Protokoll mit der von dem Fähnrich (er dichtet auch sonst) textierten feierlichen Abbitte, das mein edler Roland seitdem am Halsband trägt, hat wirklich etwas von homerischer Größe, Gewalt und Erhabenheit. Bei dem darauffolgenden Versöhnungsschmaus, auf den es ja von Anfang an hauptsächlich angelegt war, hatte der Makkabäer Gelegenheit sich von seiner erfolgreichsten Seite, der des Hamsterns, zu zeigen und ich muß ja sagen, er hat sich überhaupt, mit Nachsicht der Geburt, eigentlich als ein ganz feiner Kerl entpuppt. Spielt auch Whist, und gar nicht einmal so schlecht. Es schloß damit, daß er am andern Tag steif und

fest behauptete, wir hätten Bruderschaft getrunken. Nun warum eigentlich auch nicht? Glissez n'appuyez pas!, ist immer ein Leibsprüchl von mir gewesen. Und Übungen in der Demut tun jedem gut. Auch kam mir der ganze Spaß ja hinterher auf einmal eigentlich gar nicht mehr ganz so glorios vor (aber warum lassen sie mich nicht in die Front zurück?). Kurz das Resultat: wir duzen uns seitdem mit Frenesie. Doch der Roland bleibt davon verschont, nach wie vor, da bin ich unerbittlich: gewisse Grenzen müssen der allgemeinen Verjudung unverrückbar gezogen sein (auch geht ja sein Stammbaum noch viel höher zurück als unserer). Glaub nun aber nur nicht, lieber Ferdinand, daß ich bloß um Dir dies Ereignis von zwar weittragender, aber doch immerhin im Komplex des Weltkrieges eher lokaler Bedeutung zu melden, an Dich schreibe, nein, sondern das Schreckliche an diesem Krieg ist halt, daß er so furchtbar fad ist! Tötlich zu sein das liegt ja gewissermaßen in seiner Natur, aber tötlich langweilig? Man ist schon fast geneigt, sich da eher noch den Frieden gefallen zu lassen. Der hat jetzt schon fast den Reiz des Abenteuerlichen! Du wirst auch sehn, es kann noch passieren, daß die anständigsten Leut Pazifisten werden. Selbst Gasbomben verlieren ihren Reiz. Und überhaupt: Chemiker als Heldenersatz! Aber auch diese tiefsinnigen Bemerkungen sind noch eigentlich nicht der Zweck der Übung, sondern — ja, mein lieber Ferdinand, ich bin halt schon sehr froh, daß ich neulich bei Dir war und gesehen hab, wie Du Deinem Schick-

sal (ein blödes Wort, mir fällt aber das richtige grad nicht ein) fest ins Aug schaust. Es kommt ja nie darauf an, was wir erleben, sondern wie. Wir erleben gar nicht dieses sogenannte Schicksal, sondern uns erleben wir daran und dazu haben wir's bloß: es macht uns mit uns bekannt. Klagen über das Schicksal gehen immer an die falsche Adresse. Nur über uns selbst sollten wir klagen. Aber freilich nicht bloß klagen über uns, sondern uns lieber beim Krawattl nehmen! Wir sind ja nicht unabänderlich, sondern tief in uns steckt eine Kraft, auch noch mit uns selber fertig zu werden, nicht bloß mit dem Schicksal. Auch von sich selber ist der Mensch noch frei! Und wenn ich sonst gar nichts weiß, das weiß ich ganz bestimmt! Ich hab auch jahrelang geglaubt: da hilft schon nichts mehr, der gute Držić ist und bleibt halt ein Luder! Bis sich auf einmal mein angeborener Widerspruchsgeist geregt hat: muß denn aber der gute Držić ein Luder sein, das möcht ich doch sehn? Und da hat's mich dann gereizt, einmal wie der Holofernes in dem Stück von Nestroy zu probieren, wer stärker is, i oder i? Und das ist der größte Spaß, den ein Mensch haben kann, wenn er drauf kommt, daß er wirklich stärker is als er. Schad, daß das so wenige wissen, es macht einem dann ein Mordsvergnügen. No Du scheinst es ja jetzt entdeckt zu haben — (jeder muß es ja selber entdecken, früher glaubt man's einem andern nicht) und darüber bin ich schon sehr froh, denn jetzt kann ich Dir ja gestehn: Ich hab doch ein bissl Angst gehabt, daß Dich

die dumme Geschichte, die gewisse Vorgeschichte von Dir, umschmeißen könnt, das wär ja saudumm von Dir gewesen, so was muß man doch einfach wegblasen und wie man nur blast, is es ja schon weg, aber — aber wird er blasen? Weiß er denn überhaupt schon, daß man blasen kann? Und siehe da, Du hast geblasen! Das ist es, darüber bin ich so froh, darauf bin ich so stolz! So stolz, daß sich seitdem kein Mensch mehr unterstehen darf, mir den Roland zu duzen — Du ganz allein bist eigentlich daran schuld! Und jetzt bitt ich Dich aber nur um das eine: Was immer Dir vielleicht noch passiert (und in diesem Leben passiert einem ja Gott sei Dank noch immer was, es wär doch sonst auch nicht auszuhalten), ich bitt Dich, bleib dabei: blas darauf! Du kannst nichts Besseres tun, es ist das gescheiteste, es ist das nobelste und gut österreichisch ist es auch noch dazu! Weshalb ich Dir aber heute schreib, das kommt erst jetzt, nämlich weil ich vor ein paar Tagen in Linz meinem alten Freund, dem Domherrn Zingerl begegnet bin, der jetzt auf einige Zeit nach Wien geht und sich freuen möchte, Dich kennenzulernen. Er ist ja, seit wir uns das letztemal gesehen haben, ein großmächtiger Herr geworden, Geheimer Rat und Exzellenz und was weiß ich, aber nicht deswegen sollst Du die Gelegenheit, ihn einmal zu sehen, nicht versäumen, sondern weil mir doch, so alt ich bin, noch kein so merkwürdiger Mann mehr untergekommen ist. Ich war wieder ganz bezaubert von ihm! Was es eigentlich ist, wodurch er einen so packt, wodurch er einem so hilft, ja das

läßt sich kaum sagen. Es ist nicht bloß sein damischer Verstand und dieser Blick, mit dem er einem bis in die Leber schaut und gleich los hat, welches Radl einer zu viel oder zu wenig hat, es ist noch etwas anderes: ich hab halt, so oft wir noch zusammen waren, immer das Gefühl gehabt, auf einmal viel gescheiter zu sein als ich sonst bin. Das ist sein Geheimnis! Wie er's eigentlich macht, weiß ich nicht, aber man denkt in seiner Gegenwart besser, man lernt auch sich selber erst verstehen. Schildern läßt sich das nicht, aber laß Dir's nicht entgehen, Du wirst überrascht sein, wie Du dich da förmlich erst selber kennen lernst! Und da ich doch aus eigener Erfahrung weiß, welches Vergnügen es ist, dich ganz zu kennen, möcht ich dir das halt auch einmal vergönnen! Er ist heute schon in Wien, er wohnt da immer bei den Dominikanern in der Postgasse. Jetzt hab ich aber in meiner senilen Geschwätzigkeit natürlich das Wichtigste doch vergessen! Mein lieber Ferdinand, ich dank Dir schön für Deinen lieben Brief, ich wünsch Dir und Deiner lieben Braut von Herzen Glück, ich flehe den Allmächtigen um seinen Segen für Euch an. Als ich Deinen Brief gelesen hatte, bin ich in die Kirche, hab mich hingekniet, no und so weiter. Hier schneuzt sich der ergebenst Unterfertigte. Rührungen tun seinen alten Augen nicht mehr gut. Und überhaupt bei Verkalkungen zweiten Grades wenig empfehlenswert. Seid also nur beide hiemit herzlichst umarmt von Deinem Dich liebenden Vater."

Ferdinand tat den Besuch beim Domherrn

lieber gleich ab. Er konnte sich des leisen Verdachts, als hätte man mit ihm irgend etwas vor, nicht ganz erwehren. Zwar seinem Vater glich das gar nicht, der war sicher arglos. Der Domherr aber hatte ja den Ruf, alle Menschen als Figuren auf seinem Brett zu benützen. Ferdinand konnte sich nur nicht gut denken, was mit ihm geplant war. Er bildete sich nicht ein, wichtig genug zu sein. Ein Legationssekretär, weder persönlich noch gesellschaftlich noch amtlich angesehen. Oder wollte man einfach Geld von ihm? Einen Betrag für irgend einen kirchlichen Zweck?

Er wurde auf dem ganzen Weg ein geheimes Mißtrauen nicht los, wenn er sich auch selber sagte, daß es vielleicht bloß ein Rest des liberalen Aberglaubens gegen die Priester war, in dem ihn der Großvater erzogen hatte. Sein Glaube war fest, er hatte jetzt auch wieder ein ganz reines Verhältnis zur Kirche, doch eine leise Furcht vor priesterlichen Ränken blieb ihm. Und gar politisierende Priester mochte er nicht. Der Name des gefeierten Domherrn aber klang ihm nach einem sehr weltlichen Ehrgeiz. Es war jedenfalls gut, auf der Hut zu sein. Wenn er schon eingefangen werden soll, gar so leicht, wie sich das der berühmte Menschenfischer vorstellt, will er es ihm doch nicht machen. Schon als Diplomat glaubt er sich das schuldig zu sein. Er will möglichst viel von den Künsten des Domherrn zu sehen kriegen, aber ihm dabei möglichst wenig von sich zeigen. Er ist entschlossen, sich auf keinen Fall irgendwie mit ihm ein-

zulassen. Denn so sehr er darauf hält, ein guter Katholik zu sein, so wenig hat er Lust, klerikal zu werden.

Er ging die stillen alten Häuser der schlafenden Bäckerstraße entlang. Merkwürdig, wie lang der Sinn der Steine den der Menschen überlebt! Nichts als Musik und Bauart ist vom alten Wien geblieben; der Mensch dazu fehlt längst. Aber war denn der Mensch, der uns von sich diese Musik und Bauart ließ, war der selbst der Mensch dazu? Drückt der Mensch in Musik und Bauart aus, was er ist und was er hat? Oder vielleicht gerade, was er sich nur so wünscht, eben weil es ihm fehlt? Bleibt nicht der Mensch vielleicht immer gleich in seiner Not und holt nur aus derselben alten Not immer wieder eine neue Sehnsucht hervor? Und die hier vor fünfzig Jahren hausten, hätten vielleicht ganz so gehofft, entbehrt, geschwärmt, geschwelgt, sich erdreistet und sich entmutigt wie wir, und der Urenkel, der dereinst vor unseren Bauten steht, beneidet vielleicht wieder uns, weil seiner Zeit „der Mensch dazu" fehlt? Aber, dachte Ferdinand, wenn wirklich jede Zeit in Stein-, Ton- oder Wortgebilden niemals ihrem eigenen Wesen, sondern nur ihrer Sehnsucht ein Denkmal setzt, dann haben halt doch diese braven alten Wiener wenigstens eine bessere Sehnsucht gehabt als wir und hoffentlich hat der Urenkel dereinst doch zuviel Geschmack, um sich nach unserer Sehnsucht zu sehnen!

Auf dem alten Platz hielt er überrascht. Er war hier jedesmal wieder aufs neue gebannt. Solche

Räume, wo Vergangenheit, und mitten in flutender Gegenwart, so stark ist, daß die bewegliche Zeit erstarrt, wirklich wie Inseln der Ewigkeit, haben nur noch ganz wenige Städte. Ja Paris am linken Ufer, und auch hinter der Notre Dame, dann Prag, Salzburg, Ragusa, Venedig, Toledo — in Nürnberg, selbst in Danzig und Bremen hat's schon etwas vom Museum. Aber hier: die Zeit traut sich einfach nicht herein, der Platz ist ihr zu stark!

Während er noch sinnend stand, stoben Tauben auf. Und er hatte, mit einer Empfindung leiblichen Schmerzes, eine Art Vision von Venedig. Er erinnerte sich: so war er im Felde draußen oft auf einmal überfallen worden, von einer quälenden Sehnsucht, ja von einer Art — es ließ sich wirklich nicht anders sagen: Heimweh nach Venedig! Dumm? Und nicht gerade sehr patriotisch. Aber er hatte ja zur moralischen Beruhigung den Lungenschuß!

Der Taubenschwarm war nur noch wie Schaum an den Helmen der Kirchtürme. Hier, in der alten Jesuitenkirche, hatte sich der Domherr einst seinen ersten Ruhm erpredigt. An Sonntagen, vor der eleganten Messe. Doch Komtessen und Theresianisten zu betören, das Kunststück war am Ende nicht so groß! Und Ferdinand schämte sich fast seiner lächerlichen Furcht — denn er mußte sich ja gestehen: er hatte wirklich geradezu Furcht vor dem Domherrn, er wäre am liebsten jetzt noch umgekehrt.

Als er in die Zelle trat, stand der Domherr am Fenster, über die Häuser nach der Landstraße hin

in den Dunst des Abends blickend. Er schritt auf den Gast zu, der, von dem Fürstlichen dieser Erscheinung, der strengen Schönheit des ganz rein gezogenen Profils, dem ruhigen Ausdruck von Anmut und Würde fast überwältigt, sein Erstaunen kaum verbarg. Und ihm die Rechte reichend, Ferdinands Hand mit der Linken bedeckend und sie so stark erfassend, daß Ferdinand das warme Blut des hohen Mannes zu spüren meinte, sprach er: „Das ist lieb von Ihnen! Es freut mich ja so, den Sohn meines alten Freundes kennenzulernen! Ich soll Sie herzlichst von ihm grüßen!“

Ferdinand, noch immer in den Händen des Priesters, fragte mechanisch: „Wie gehts meinem Vater immer?“

„Gut! Wie kann's ihm denn auch anders geh'n? Er hat ja so viel Glück in sich, daß ihm von außen kaum mehr viel gegeben, kaum mehr viel genommen werden kann. Und braucht er was, so holt er sich's schon. Er ist ja nicht zaghaft. Aber bitte!“ Er wies Ferdinand auf den Armstuhl vor dem Tische und setzte sich selbst ihm gegenüber. In dem großen, weißgetünchten Raum war nur noch ein Bett, ein Betstuhl, ein Kreuz und sonst nichts als überall Bücher.

Der Domherr bemerkte, daß Ferdinand sich umsah, und sagte lächelnd: „Es ist die Zelle des hochwürdigen Pater Sadoc, des großen Thomisten. Ich bin immer sehr glücklich, wieder einmal ein paar Tage hier zubringen zu dürfen, sozusagen an der Quelle des heiligen Thomas. Kein Denker ist

höher, keiner tiefer gedrungen als der angelische Doktor. Erschaudernd meint man manchmal mit Augen zu sehen, wie er die Wahrheit gleichsam noch glühend vom Munde Gottes nimmt." Er bedeckte seine Stirne mit der Hand und saß sinnend. Dann fuhr er lächelnd fort: „Ja Ihr Vater! Das war mir wohl eine große Freude, nach so langer Zeit wieder einmal mit dem erfrischenden Manne zusammenzusein! Nichts schöner als der Anblick einer so wilden, fast unbändigen, zügellosen und dann aber doch schließlich gebändigten, beherrschten, still gelenkten und im Grunde ganz zu Demut gewordenen Kraft. Im Grunde! Denn wie es uns armseligen Menschen allen geht, mag's auch ihm an allerhand kleinen und wohl auch einmal größeren Erdenresten nicht fehlen, aber mit welcher Anmut, mit welcher Arglosigkeit, mit welcher Unschuld trägt er sie! Wer nur erst einmal seinen inneren Menschen wahrhaft gekreuzigt hat, der wird aller äußeren Anfechtungen mit Gottes Hilfe Herr. Welch ein gutes Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit muß es für Sie sein, einen solchen Vater zu haben!"

Zu seiner eigenen Überraschung sagte da, wider seinen Willen, die Stimme Ferdinands: „Er ist ja nur leider mein Vater nicht. Oder wissen Exzellenz nicht?"

„Ich weiß," sagte der Domherr kurz. „Ist das ein Grund, ihn zu verleugnen?"

„Ich wünschte mir wahrhaftig nichts mehr, als ihn nicht verleugnen zu müssen," sagte Ferdinand traurig.

„Sie sind in seiner Ehe mit Ihrer Mutter geboren, sind von ihm anerkannt, sind als sein Sohn erzogen und ob Sie wollen oder nicht, der bleiben Sie. Und bezeugt ihn nicht jeder innere Zug an Ihnen als Ihren Vater? Ein treuherziges altes Sprüchel sagt:

Vor jedem steht ein Bild des was er werden soll,
Solang er dies nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Und wer uns dieses Bild von uns vor unser inneres Auge stellt, wer uns anleitet, uns nach diesem Bilde, uns zu diesem Bilde zu bilden, wer uns zuerst uns selber gibt, der ist unser Vater."

„Und das Blut?" fragte Ferdinand.

„Und der Geist?" fragte der Domherr. „Leugnen Sie den Geist?"

„Ich leugne den Geist nicht, aber Exzellenz scheinen das Blut zu leugnen."

„Ich leugne das Blut nicht. Aber wenn Geist und Blut nicht einstimmen, wer ist stärker? Jedenfalls haben Sie doch die Wahl! Warum also das Blut wählen? Und Sie haben ja schon gewählt, und haben nicht das Blut, haben den Geist gewählt, lange bevor Sie wußten, daß Sie zu wählen hatten! Denn sehen Sie sich doch nur an, sehen Sie nur Ihr inneres Bild an, das Bild des was Sie werden sollen!"

„Ich möchte ja," sagte Ferdinand leise. „Kann ich's denn aber?"

„Sie konnten's doch! Hat Sie vorher Ihr Blut je gestört? Sie muß doch nicht sehr groß sein, die Macht des Bluts, wenn der Geist, noch dazu ganz

arglos, nicht auf dem qui vive, so spielend mit ihr fertig wurde! Warum also jetzt auf einmal spintisieren?"

Aufsehend und den Domherrn fest ansehend, sagte Ferdinand langsam: „Das mag ja vielleicht ein jüdischer Zug an mir sein."

„Ach so!" sagte der Domherr lächelnd.

„Dadurch wird ja mein Fall doch noch etwas komplizierter als der des Konrad Freyn und der Kusine Anna."

Beide schwiegen eine Zeit. Dann sagte der Domherr: „Wir sind da ganz unvermutet auf ein Thema gekommen, das nicht recht geheuer ist. — Übrigens doch eigentlich ohne meine Schuld."

„Durch meine Schuld," sagte Ferdinand. „Und ich möchte gern noch einen Augenblick dabei verweilen dürfen."

Der Domherr neigte zustimmend das Haupt. Ferdinand fuhr fort: „Exzellenz haben mich früher verwundert angesehen, als ich mit einem gewissen Nachdruck betonte, wer mein Vater ist. Es war aber nur aus einem Bedürfnis nach Aufrichtigkeit. Ich will mich durch meinen inneren Konflikt ehrlich durcharbeiten, nicht aber mir ihn vertuschen, nicht mich durchschwindeln."

„Welchen Konflikt?" fragte der Domherr.

„Zunächst: Ich bin katholisch erzogen und wenn ich davon eine Zeitlang wenig Gebrauch gemacht habe, bin ich doch jedenfalls der inneren Form nach Katholik. Ich will es künftig nicht bloß der Form nach sein. Nun weiß ich aber ja jetzt, daß

ich Jude bin. Und über die Fragen, die sich daraus ergeben, möcht ich, wenn Exzellenz erlauben, einen Augenblick vor Ihnen gewissermaßen laut denken dürfen, gerade vor Ihnen, einem überzeugten Antisemiten."

„Bin ich das?" fragte der Domherr lächelnd.

„Nach allem, was ich höre," sagte Ferdinand erstaunt, „muß ich annehmen —"

„Also nehmen wir's halt an, der Name tut ja schließlich nichts."

„Daß ich Jude bin," fuhr Ferdinand fort, „muß mich in meinem Glauben ja nicht stören."

„Die Apostel hat's nicht gestört," sagte der Domherr trocken.

„Mein Glaube nötigt mich also nicht, mein Blut zu verleugnen. Ich kann beides sein, Katholik und Jude."

„Das nun doch wohl eigentlich nicht," sagte der Domherr. „Denn um bei dem Beispiel zu bleiben: indem die Apostel Christen wurden, überwanden sie das Judentum. Sie hörten auf Juden zu sein."

„Aber der Rasse nach doch nicht! Kann denn ein Mensch aus seiner Rasse heraus? Und das ist's ja, weshalb ich, obwohl ich mich vom jüdischen Geist ganz frei, vor ihm ganz sicher fühle, doch oft förmlich ein Bedürfnis habe, laut auf der Gasse zu sagen: Ich bin ein Jud! Ich weiß nicht, ob Exzellenz das verstehen, aber wenn ich nun einmal aus meiner Rasse nicht heraus kann, will ich mich, gerade weil ich sie verabscheue, offen zu ihr bekennen,

und ich will mich doch auch meinen Pflichten gegen sie nicht entziehen. Was aber eigentlich diese Pflichten sind und ob ich sie mit meinen katholischen Pflichten ausgleichen kann, das is es, was mich quält.“ Er wunderte sich dabei die ganze Zeit über sich selbst, denn er hatte sich doch vorgenommen, vor dem Domherrn auf der Hut zu sein.

„Sie sind doch höchstens,“ sagte der Domherr, „ein halber Jude. Warum legen Sie grad auf die jüdische Hälfte so viel Wert?“

Ferdinand blieb achselzuckend die Antwort schuldig. Der Domherr fuhr fort: „Weil es Ihnen feig scheint, den Juden zu verleugnen! Es ist ein Gefühl, das ich ganz gut verstehen kann. Es ist ein Gefühl, das Ihnen Ehre macht. Obwohl Sie sich doch einmal überlegen sollten, ob nicht zuweilen mehr Mut dazu gehört, feig zu scheinen. Und jedenfalls, wenn Sie schon ein so schönes Bedürfnis nach Aufrichtigkeit und innerer Rechtschaffenheit haben, dann bitte doch aber auch ganz, und nach allen Seiten, nicht bloß nach der einen. Was Sie dem jüdischen Vater schuldig zu sein glauben, das wären Sie, dächt ich, doch auch Ihrer Mutter schuldig. Und wenn es edel ist, vor einer Pflicht, einer wirklichen oder vermeintlichen, nicht zurückzuscheuen, weil sie Unehre bringt, so möcht ich doch daraus nicht schließen, daß man Pflichten, die nicht Unehre bringen, deshalb vernachlässigen darf.“

„Aber ich denke doch nicht daran, meine Mutter zu verleugnen, das ist doch selbstverständlich!“

„Wir begehen nur alle leicht den Fehler, das

Selbstverständliche zu unterschätzen, es ist uns nicht romantisch genug. Sie sind mir, lieber junger Freund, einer nicht ganz ungefährlichen Vorliebe für seelische Husarenstückln verdächtig, die Sie vielleicht von Ihrem Vater haben, ich meine Držić, Ihren wahren Vater. Erfüllen Sie, wozu Sie sich gegen Ihren natürlichen Vater verpflichtet glauben, doch ohne zu versäumen, was Sie doch auch Ihrer Mutter schulden. Spannen Sie diese Pflichten so stark, als Sie nur immer mögen, aber bitte beide, gegen Vater und Mutter, beide gleich stark, und es kann sein, daß gerade das, was Sie jetzt so zu quälen scheint, Ihnen vielleicht noch einmal zum Segen wird. Sie sagten vorhin: man kann doch aus seiner Rasse nicht heraus. Aber Sie selbst sind doch der lebendige Beweis dafür, daß man's kann! Und Sie sagten auch, die Apostel sind der Rasse nach Juden geblieben. Da muß ich doch fragen, sind sie's wirklich? Ist es nicht vielmehr die rettende Tat dieser heiligen Männer gewesen, daß sie nicht in ihrer Rasse stecken blieben, daß sie ihr entkamen, daß sie ihr eigenes Volk in sich überwunden haben, wodurch allein erst das Wort des Propheten erfüllt werden konnte: Ich will dich auch zum Licht der Heiden machen, daß bis in die fernsten Länder sich mein Heil verbreite! Das tragische Schicksal der Juden war, daß sie, von Gott auserwählt zu seinem Volk, um sein Heil allen Völkern zu bringen, sich vor dieser ungeheuren Sendung feig in sich selber verkrochen, daß sie das Opfer, das sie von ihnen forderte, das Opfer

ihrer selbst nicht wagten, daß sie, wie der Apostel sagt, das Wort Gottes von sich gestoßen und sich des ewigen Lebens für unwürdig erachtet haben. Dadurch, daß die Juden, denen bestimmt war, das erste Volk zu sein, das sich und seinen Eigensinn verläßt, um, wie's im Römerbrief heißt, gleichförmig zu werden dem Bilde des Sohnes, diese Bestimmung verrieten, haben sie sich entheiligt, sie haben damit sich selber vertan, sie sind seitdem kein Volk mehr, und was von ihnen übrig ist, irrt sinnlos durch die Welt als eine furchtbare Warnung für alle Völker, daß, wie der Einzelne sich erst erfüllt, wenn er sich überwindet, ebenso auch kein Volk je zu sich kommt, bevor es nicht über sich hinaus kommt, denn die Wahrheit beginnt für jedes erst dort, wo, wie auch wieder im Römerbrief steht, es keinen Unterschied mehr gibt zwischen Juden und Griechen, weil aller ein und derselbe Herr ist. Das ist doch auch der tiefe Sinn der geheimnisvollen Erzählung bei Matthäus von dem Hausvater und seinem Weinberg, dessen Frucht die Rebleute für sich behalten wollten: Ein Volk, das für sich behält, was es trägt, statt alles dem Herrn abzuliefern, wird umkommen. Und wo Sie die Heilige Schrift auch aufschlagen, es ist überall dasselbe Gebot: daß der lebendige Geist das Gelüst des Bluts überwinde! Da ist die erschütternde Szene, fast unheimlich in ihrer Erhabenheit, wo jemand dem Herrn sagt: Siehe deine Mutter und deine Brüder sind da und möchten mit dir reden. Er aber antwortet: Wer ist meine

Mutter, wer sind meine Brüder? Und er streckt seine Hand über die Jünger aus und spricht: Die da sind meine Mutter und meine Brüder, denn wer immer den Willen meines Vaters im Himmel tut, dieser ist mir Bruder und Schwester und Mutter! Und noch gewaltiger, noch feierlicher spricht er die Gemeinschaft der Heiligen aus: Wenn jemand zu mir kommt und nicht haßt Vater und Mutter und Weib und Kinder und Brüder und Schwestern und auch noch sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Verzeihen Sie den Exkurs, der Ihnen im Grunde ja nur sagen soll, daß Sie sich wahrhaftig über Ihr Schicksal nicht zu beklagen, daß Sie Gott auf den Knien zu danken haben, weil er Ihnen gerade was den meisten am schwersten wird, so leicht gemacht hat: die Freiheit vom Blut. In dieser irren Zeit, wo der Geist immer wieder im Blut erstickt, waren Sie schon frei, bevor Sie's noch selber wußten, in Ihnen war der Jude doch schon überwunden, bevor Sie selbst davon erfuhren, und jetzt wo Sie's wissen, müssen Sie sich doch erst recht sagen, daß Sie, zwischen zwei Rassen eingeklemmt und also, für welche von beiden Sie sich immer entscheiden, niemals ganz aufrichtig gegen sich selbst, weil, so oder so, doch immer untreu gegen einen Teil von sich selbst, ja gar keine Wahl haben, als sich in ein Gebiet zu flüchten, wo die Rassen überhaupt aufhören: zum Geiste! Und nun weiß ich ja, Sie sind ein guter Österreicher, und nun hör ich von Ihnen noch, Sie

wünschen sich, ein guter Katholik zu sein — ja müssen Sie sich da nicht glücklich preisen, allen Anfechtungen des Bluts, der Rasse, die den Katholiken wie den Österreicher zuweilen gefährden, durch Ihr wunderliches Geschick entrückt zu sein?" Und da Ferdinand nachdenklich aufsah, fuhr er lächelnd fort: „Nein, wir wollen ja nicht übertreiben! Ich kann mir schon denken, ganz glatt geht so was wohl nicht, Sie haben sich einen tüchtigen Ruck geben müssen — ja das müssen wir alle! Und Sie sind doch aber gar nicht erst gefragt, der Ruck ist Ihnen gegeben worden, ob Sie wollten oder nicht, und wenn's ein bißchen weh getan hat, so sind Sie dafür aber jetzt auch weiter als die meisten, Sie sind den Fluch unserer Zeit, die furchtbarste Geisteskrankheit, Sie sind den Rassenwahn los, Sie haben den Weg zu Gott frei! Denn Sie werden schon später einmal erkennen: wer noch irgend etwas anderes will als den Willen Gottes, wer noch irgend einen Eigensinn und Eigenwillen hat, wem diese Welt hier noch nicht ganz gleichgültig, wem nicht hier alles bloß ein Gleichnis ist, wer noch selber leben will, wer noch irgend einer irdischen Furcht und irgend einer irdischen Lust gehorcht, der trägt das Kreuz noch nicht. Es ist ja merkwürdig, mit welcher List unsere Selbstsucht, kaum ausgetrieben, immer in einer anderen Verkleidung wiederkehrt! Sie können von Glück sagen, daß Sie vor der ärgsten dieser Masken doch jetzt sicher sind."

Ferdinand sah fragend auf. Der Domherr fuhr

fort: „In allen Tönen singen die braven deutschen Professoren jetzt das Lob der Ideen von 1914. Der Geist von 1789, der Geist des Aufruhrs, der Geist der Begehrlichkeit soll unterjocht, der Individualismus überwunden, das Individuum wieder eingefügt sein, in den Staat, in das Volk. Als ob Staat und Volk was anderes wären als doch auch wieder bloß Individuen, nur summierte, nur in einer ungeheuren Vergrößerung, nur noch viel grauenhafter, weil ganz ungehemmt, durch gar kein Gefühl irgend einer Verantwortung mehr beschwert, ganz gewissenlos! Und denen selbst die Furcht vor der Polizei fehlt, die doch an den Einzelnen noch immerhin bis zu einem gewissen Grad das Sittengesetz suppliert. Es ist eine ruchlose Selbsttäuschung, wenn der Einzelne damit, daß er sich in Volk oder Staat einordnet, seine Selbstsucht zu bändigen meint — nein, er bändigt sie nicht, er überträgt sie nur und wird dabei gleich auch noch die Verantwortung für sie los: so kann er jetzt im Namen des Vaterlands ungestört Urinstinkten frönen, deren sich selbst der Böseste, der Grausamste, der Wildeste noch als Einzelner schämen würde. Beispiele muß ich Ihnen in unseren Tagen wohl kaum erst nennen. Wer versucht heute denn auch nur noch, aus einem willenlosen Passivum ererbter Triebe sich zum bewußten Aktivum seiner selbst zu gestalten? Sie aber, ob Sie wollen oder nicht, Sie müssen das, es bleibt Ihnen gar nichts anderes übrig, Ihr Schicksal nimmt Ihnen alle Stützen und Krücken weg und

weist Sie auf Sie selbst zurück, es bleibt Ihnen gar nichts übrig als die Freiheit! Und soviel ich sehen kann, sind Sie ja daran, auch den besten Gebrauch von ihr zu machen!“

„Ich mag Ihnen,“ sagte Ferdinand langsam, „wie ein Monomane vorkommen, Exzellenz, aber ich habe noch immer das Gefühl, unverstanden zu sein. Alle meine Bekannten sind so freundlich, von meiner jüdischen Abstammung, die ja für mich innerlich in der Tat gleichgültig sein mag, einfach keine Notiz zu nehmen, und dagegen revoltiert irgend etwas in mir! Vielleicht auch nur aus Angst, mein Blut könnte mich, wenn ich mir's gar zu leicht mach damit, unversehens noch aus dem Hinterhalt überfallen, mich, oder wenn ich einmal heirate, meine Kinder. Rasse springt ja zuweilen, sie verschont den Sohn, aber nur um im Enkel mit erneuter Kraft auszubrechen. Ich weiß nicht, ob sich Exzellenz vorstellen können, was ich eigentlich meine?“

„Ich kann mir schon denken,“ sagte der Domherr, „daß es etwas Beunruhigendes hat, Vater eines Enkels Jasons zu sein. Um so mehr, da Sie, wie's scheint, noch immer in Jason keinen Einzelfall sehen, sondern sein ganzes Volk. Da steckt der Irrtum! Ich kann Ihnen nur wiederholen: es gibt kein jüdisches Volk mehr, das hat aufgehört auf Golgatha, der Geist ist von ihm gewichen, der Geist hat einen neuen Bund geschlossen. Und eben dies, daß zwischen den Völkern der Welt etwas herumvagiert, was längst kein Volk mehr

ist, aber immer noch von der Erinnerung an das Volk, das es einst war, nicht lassen will, das ist ja der Fluch der heutigen Juden, das macht sie uns so unheimlich, sie sind etwas Wesenloses zwischen lauter lebendigen Wesen, sind Gespenster, Inkuben, bloßer Schein, aber eben dadurch gerade so gefährlich, denn eben dadurch ziehen sie ja mit solcher Macht alles Unwesen, allen Ungeist, allen Spuk und Schein, alle Verneinung dämonisch an! Sie haben mich früher einen Antisemiten genannt. Nun! Ich bewundere, ich verehre, ich liebe das jüdische Volk, das Volk Abrahams, Mose und der Propheten, das Volk, das Gott näher stand als irgend ein anderes der Vorzeit. Aber dieses gewaltige, von Gott geführte Volk ist immer schon von Aufruhr, von einem Sinn der Gesetzlosigkeit, von Anmaßungen gegen Gott versucht worden. Immer schon scheint es nur aus Extremen zu bestehen, Heiligen oder Teufeln, die gemäßigte Zone der mittleren Menschheit fehlt. Immer schon trägt es in sich den Aufstand wider sich, wider seine Sendung mit."

„Die Rotte Korahs," sagte Ferdinand, sich erinnernd.

„Sie sind bibelfest," sagte der Domherr.

„Leider nicht," sagte Ferdinand, „aber ein jüdischer Arzt, den ich aus dem Felde kenne, hat mir von der Rotte Korahs erzählt, hat mich daran erinnert. Um mir nämlich zu beweisen, daß wir ja die Juden gar nicht kennen. Denn was wir heute so nennen, sei gar nicht mehr das jüdische Volk,

es sei davon unter uns nur noch die Rotte Korahs übrig."

„Er hat nicht unrecht. Sie haben sich von Gott losgesagt, da hat Gott sie zerstreut, nun schweifen nur noch Rotten davon herum, voll Haß gegen alles, was Ordnung und Sitte will, voll Haß gegen jedes stille Wachsen und Werden, voll Haß gegen Geist und Gestalt, geborene Feinde der Ehrfurcht, der Demut und der Liebe. Ja, wir sollten uns Antikorahner nennen, das wäre deutlicher. Und wir dürfen uns aber doch auch nicht verhehlen, daß ja heute die Rotte Korahs wirklich längst keine jüdische Spezialität mehr ist. Es sieht eher oft aus, als würde der Jude nur so gehaßt, weil er unseren eigenen Leuten ein lebendiger Vorwurf ist: er erreicht nämlich das Ideal, das auch ihnen vorschwebt, das Ideal des nichts als irdischen Menschen, des Menschen, der sich in der Erbsünde wohl fühlt, ja noch auf sie pocht, das Ideal der vollkommenen Ertüchtigung, wie man jetzt so schön sagt. Die Völker Europas scheinen den Ehrgeiz zu haben, auch aus ihrem Blut um die Wette solche Rotten zu züchten, ja sich immer mehr in bloße Rotten zu verwandeln. Und während jene, die gegen Moses und Aaron auffuhr, immerhin doch nur eine Episode war, die noch zur rechten Zeit von der Erde verschlungen worden ist, sind heute die Rotten Korahs überall zu solcher Macht über die Menschheit gelangt, daß bald diese von ihnen verschlungen sein wird. Schließlich ist's der ewige Kampf des Ungestalten gegen die Gestalt, des

Chaos gegen das Gesetz. Jedes Geschöpf hat einen Trieb zur Form, zugleich ist aber diesem Trieb etwas Dumpfes beigemischt, das ihn niederhält, und wie sich in einem Geschöpf jener innere Zug zum Licht mit den verdunkelnden Gewalten, wie sich der Geist mit dem Blut auseinandersetzt, daran entzündet sich recht eigentlich unser wahres Leben erst. Wenn aber wie in unserer Zeit das Dumpfe so sehr überschwillt, daß es den bildenden Kräften den Atem nimmt, dann sind nicht bloß Glaube, Hoffnung und Liebe, nicht bloß Recht und Sitte, nicht bloß Wissenschaft und Kunst, dann ist die Menschheit selber bedroht, Urwildnis kehrt wieder. Urwildnis bei höchster Zivilisation, das ist's ja ungefähr, was wir erleben. Urwildnis als höchster Triumph der Technik. Der Geist zuletzt selber zum Knechte des Ungeistes geworden, von ihm unterjocht und dazu benützt, sich selber im Joche zu halten. Urwildnis, in der alles erstickt, und nur noch ein Lebendiges: das Geld allein! Beim Anblick dieses Weltprozesses frag ich mich selber zuweilen, ob der Antisemitismus von der jetzt üblichen Art nicht auf einer Überschätzung des Judentums beruht, ob er nicht eigentlich eine ganz unverdiente Huldigung für das Judentum, ob er nicht am Ende von den Juden selbst erfunden ist, von den Juden aller Rassen, von der Geldmenschheit, um auf das jüdische Blut als den auffälligsten und doch immer schon altem Vorurteil verdächtigen Träger des Kapitalismus den Haß abzuleiten, mit dem ihn alle Geistigen abzuwehren

suchen. Denn in eine noch weit schrecklichere Gefahr bringt das Geld den Geist als je der Fluch auch des dumpfesten Bluts. Und ich muß schon sagen, daß ich an Ihrer Stelle mich wahrscheinlich vor dem bißchen jüdischen Blut viel weniger gefürchtet hätte als vor dem Gelde, das scheint mir der weitaus schlimmere Teil Ihrer Erbschaft! Aber da Sie sich zutrauen, diesen beherrschen zu können —"

„Ich war anfangs entschlossen —," sagte Ferdinand.

„Ihr Vater hat mir erzählt," fiel der Domherr lachend ein. „Gott sei Dank, daß Sie sich's aber noch überlegt haben! Weisheit ist gut mit einem Erbgut und hilft, daß einer sich der Sonne freuen kann, heißt's im Buch des Predigers. Und eine Gelegenheit, sich der Sonne zu freuen, soll man ja niemals versäumen. Was aber noch wichtiger ist: man darf seinem Schicksal nicht auszuweichen versuchen. Nicht daß wir ihm entfliehen, sondern daß wir es bestehen, dazu wird es uns gegeben. Jedes Schicksal ist ein Weg zu Gott. Aber es sieht dem Menschen ähnlich, selbst wenn er endlich so weit ist, daß er seinen Willen beugt und zu Gott will, doch mit einem Rest von Eigensinn sich noch den Weg dahin selber auszusuchen, seinen Privatweg nach eigenem Gutdünken. Auch diesen letzten Hochmut müssen wir noch überwinden lernen. Und das ist vielleicht das Schwerste! Selbst wer schon sehr weit ist, versagt da noch oft. Nichts rührt mich so wie der Anblick des alten Tolstoi, der sich so redlich bemüht, seinen Willen ganz Gott darzubringen,

und doch aber darauf kapriziert, daß er dazu noch erst den Gutsherrn ablegen muß, statt einzusehen, daß es doch gerade der Gutsherr ist, den ihm Gott auferlegt hat, daß er diesen Weg zu gehen hat, bis ans Ende, gerade den, den er nicht will, gerade weil er ihn nicht will! Sie haben sehr recht gehabt, junger Freund, Ihr Schicksal nicht zu verleugnen und sich der Erbschaft sozusagen zu stellen. Man kann auch mit Millionen arm sein, die wahre Armut besteht nur im Geiste, nur diese hat ein Verdienst. Wahrhaft arm ist nicht, wer kein Geld hat, wahrhaft arm ist allein, wen das Geld nicht hat. Wer Geld besitzt, aber nicht von ihm besessen ist, dem hat es nichts an. Und wer es entbehrt, aber mit dem Gefühl der Entbehrung, unzufrieden, neidisch, habsüchtig, der gleicht dem sündigen Reichen, der kommt auch nicht durch das Nadelöhr."

„Ich hoffe," sagte Ferdinand, „mich vor den Verführungen des Reichtums ziemlich gesichert zu haben, er soll an meinem Leben nichts ändern, ich behalte meine Wohnung, meine Lebensart, meine Gewohnheiten, ich habe vor, von der Erbschaft für mich gar keinen Gebrauch zu machen."

„Sehr gut," sagte der Domherr. „Für den Anfang gewiß sehr gut."

„Für den Anfang?"

„In allem," fuhr der Domherr fort, „in allem was wir erleben, tritt der Versucher an uns heran. Unser Schicksal ist unerschöpflich an Gelegenheiten zum Bösen. Auf uns kommt's an, sie nicht bloß

abzuwehren, was auch schon ein Verdienst, aber zunächst doch sozusagen nur passiver Art ist, sondern jede böse Gelegenheit dann auch noch durch unsere Kraft in einen Anlaß zur guten Tat zu verwandeln. Alles, was sich mit uns begibt, ist ja polar, es bringt gut und böse mit, wir selber entscheiden es erst. Macht unsere Selbstsucht davon Gebrauch, so sündigen wir; auch Tugenden, selbst süchtig geübt, was öfter vorkommt, als man denkt, können so zu heimlichen Sünden werden. Schalten wir unsere Selbstsucht aus, wie Sie jetzt, so ist die Begebenheit sozusagen indifferenziert, es ist die Macht der Sünde gebrochen, aber doch fehlt der Begebenheit immer noch der positive Wert. Diesen erhält sie erst, wenn wir nicht bloß unserer Selbstsucht Nein sagen, sondern nun dieses Sündennein auch noch durch ein tätiges Ja zur Tugend bekräftigen. Mit der Überwindung unserer Selbstsucht sind wir nur erst sozusagen beim Nullpunkt angelangt, es taut auf, aber nun müssen wir doch erst noch empor, auf der anderen Seite, die Wärmegrade hinauf. Damit, daß wir unserem Gelüst nicht nachgeben, und wären wir selbst sicher, ihm nicht bloß in diesem Falle nicht, sondern ihm niemals mehr nachzugeben, haben wir noch wenig erreicht: denn das Gelüst, wenn auch gebändigt, wenn auch noch so beherrscht, wenn auch unwirksam und unschädlich gemacht, ist ja noch immer in uns da. Uns aber ist geboten, nicht zu ruhen, bis alles Gelüst in uns, bis unser ganzes Selbst ausgetilgt ist: der Sinn unseres Lebens ist, uns zu

kreuzigen. Und je älter ich werde, desto klarer wird mir, daß dieses höchste Gebot unserer heiligen Religion, das Gebot der Liebe, nicht bloß ein Gebot, sondern einfach der Ausspruch unseres ganzen Lebens ist: das Leben selbst ruft es uns in jedem Augenblick zu! Alles Lebendige ist zum Opfer bestimmt, wir haben nur die Wahl, selbst uns zu opfern oder geopfert zu werden. Das Opfer geschieht, die Frage ist nur, ob erzwungen oder in Freiheit und Freude. Alles Leben ist Kreuzigung, aber erst wer sich selber kreuzigt, lebt in Wahrheit. Alles Erleben bewußt mit Willen zur Selbstkreuzigung zu machen in Lust und Leid, ist das Geheimnis. Erst wer sein Selbst abgeworfen und dafür das Kreuz, sein Kreuz, das ihm bestimmte, das seit seiner Geburt auf ihn wartende Kreuz auf sich genommen hat, hat den Schritt ins Licht getan, aus dem Wahn zur Wahrheit, aus leerem Schein ins volle Sein. Das Kreuz ist die einzige Lebensform, nur in der Liebe sind wir erst. Wenn irgend ein Mensch im Auge des Todes zurück auf sein abgefertigtes Leben blickt, ist auf einmal alles andere nicht mehr da, alles, was er begehrt, alles, was er errafft, alles, worein er sich verkrampft hat, ist dann weg und nichts hält Stich, nichts bewährt sich, nichts bleibt ihm als der Ertrag der Stunden, in denen er sich gekreuzigt hat: nur sein Kreuz geht ins Grab mit. Wenn die meisten Menschen nicht bloß an der Peripherie von sich lebten, müßten sie das bei jedem Schritt gewahren, denn nur an unserer Peripherie ist das Selbst, aber

wie wir in uns gehen, sind wir schon am Kreuze. Irgendwie dumpf spürt's ja fast jeder: das Erschrecken vor dem Bösen in uns und eine niemals, auch im Bösen nicht, ganz erlöschende Sehnsucht nach Selbstaufopferung, bis zur Lust am eigenen Leid, sind doch die beiden Grundtatsachen des inneren Menschen. Nur daß freilich, wie gesagt, die Selbstsucht, tausendmal eingefangen, immer wieder ausbricht und, tausendmal vertrieben, immer noch wiederkehrt, zuletzt noch so, daß selbst wer schon entschlossen ist, sich zu kreuzigen, sich aber dann doch wenigstens noch das Kreuz aussuchen dürfen möchte, nach seiner eigenen Laune. Wunderlich ist der Mensch! Ich kenne welche, deren Phantasie schwelgt in Opferlust, aber nur das eine winzige Opfer, das der Augenblick gerade verlangt, die Beherrschung einer Unlust, eines Witzes, eines Wunsches, Unterdrückung eines Ärgers, eines Unmuts, Störung ihrer Bequemlichkeit oder auch nur einer Gewohnheit — nein, da hört's auf, das können sie nicht, das ringen sie sich nicht ab! Es ist die härteste Probe, es ist der letzte Sieg über uns, ohne den doch alle anderen eitel sind, es ist der höchste Grad der Liebe, auch noch unser Opfer aufzuopfern, auch noch den Willen zum Kreuze Gott anheimzustellen, nicht nach eigener Willkür uns ein Kreuz zu wählen, sondern das Kreuz zu nehmen, das er uns gibt, selber aber so ganz auszulöschen, daß uns alles, was Er schickt, zum Kreuze wird und wir, was wir auch erleben mögen, immer am Kreuze sind, unser Leben, sei's in Lust, sei's in Leid, nichts

als ein einziges Opfer und eine brennende Liebestat."

„Ja das wär es wohl," sagte Ferdinand leise. Der Abend trat ins Zimmer. Auf dem trüben Dunst der Straßen unten schwammen die Lichter der Elektrischen.

Nach einer Weile fuhr der Domherr fort: „Fast unmöglich scheint's! Aber hier ist es ja wirklich nur der erste Schritt, der kostet. Haben wir ihn erst getan, den Schritt zur Liebe, so wird uns alles leicht, denn allein in der Liebe sind wir in unserem wahren Element. Wir müssen uns nur Gott öffnen, er will ja zu uns herein. Siehe, heißt's in der Offenbarung, ich stehe an der Türe und klopfe an; wenn einer meine Stimme hört und mir die Türe auftut, werde ich bei ihm eintreten und Abendmahl halten mit ihm und er mit mir. Und wir sitzen indessen in unserer Stube drin und rufen nach Gott und ringen um Gott, und daß er schon dasteht, fühlen wir nicht, sein Klopfen hören wir nicht! Ich hab's an mir selbst erlebt, ich hab auch jahrelang das Kreuz nach meinem Eigensinn gesucht. Nichts hat auf meine Kindheit, nichts vielleicht auf mein ganzes Leben mächtiger eingewirkt als Franz Josef Rudigier, der große Bischof von Linz. Der gewaltige Mann, von dem ich gefirmt worden bin, hat damals die Phantasie des Knaben vor allem durch die Kraft seiner menschlichen Erscheinung berückt, durch den unbeugsamen Willen, der allen Verfolgungen Trotz bot, durch seine wahrhaft königliche Haltung im Leiden. Und

so war's, als ich später aus Verirrungen zur Wahrheit heimfand, mein heißester Wunsch, auch mir sozusagen sein Kreuz anzueignen: mich verlangte nach dem Martyrium, ich wäre so gern Missionär geworden! Und gerade mir ist aber bestimmt gewesen, in den Händeln dieser Welt geschäftig mitzutun, ich muß verhandeln, muß paktieren, muß mich in allerhand oft recht irdischen Künsten üben, und statt Märtyrer, bin ich Exzellenz. Es ist meiner Eitelkeit nicht leicht geworden, ein Martyrium zu tragen, das so gar nicht danach aussieht. Aber gerade weil offenbar eben in meiner Begierde nach dem Martyrium noch der Wurm der Eitelkeit saß, ist es mir versagt geblieben, ich habe gedemütigt werden müssen, muß mich beneiden lassen und werde verhalten, zur Beschämung meiner Eitelkeit mitten in den Eitelkeiten dieser Welt zu bleiben, sie zu durchschauen, dies aber nicht zu zeigen, sondern gelassen zu tragen, daß man mich für eine Art klerikalen Macchiavell hält, worin übrigens auch Sie, bitte, sich durchaus nicht stören lassen sollen!"

Unter dem lächelnden Blick des Domherrn errötend, sagte Ferdinand: „Ich kannte Exzellenz ja nicht und muß allerdings gestehen —"

„Gestehen Sie nichts!" sagte der Domherr heiter, „und zerbrechen wir uns überhaupt lieber nicht erst den Kopf über mich! Wenn ich von mir sprach, war's ja nur als einem Beispiel, wie schwer es dem Menschen wird, zu seiner Bestimmung zu finden."

„Und — auf mich angewendet?“ fragte Ferdinand.

„Ja,“ sagte der Domherr, achselzuckend, „die Nutzanwendung muß sich eigentlich schon jeder selber suchen! Ich meine nur: damit, daß Sie das Geld einfach auf Ihr äußeres Dasein nicht einwirken lassen wollen, sollten Sie sich nicht beruhigen. Alles, was wir erleben, enthält einen Heilsinn, den müssen wir suchen und alles so zu wenden trachten, daß es uns zur Heiligung wird. Meistens machen's ja die Menschen umgekehrt, auch die besten: sie setzen sich ein inneres Ziel und wollen sich dann dazu die notwendigen äußeren Bedingungen erzwingen. Das ist Anmaßung und Hoffart. Gott hat uns das Ziel gesetzt, Gott weist uns auch den Weg dazu, seinen Weg zu ihm, seinen haben wir zu gehen. Sie sind einer ganz richtigen Empfindung gefolgt: Sie nahmen den Reichtum an, wollen aber kein Reicher sein. So haben Sie nun nur aber auch den Mut bis ans Ende: wagen Sie's reich zu leben, aber als ein von Herzen armer Mann! Lernen Sie jetzt, wo Sie sich kein Gelüst mehr zu versagen hätten, allen Gelüsten entsagen, lernen Sie dienen, wo Sie herrschen könnten! Wenn der Arme lebte, als wär er reich, nämlich ohne Gier und Neid, und der Reiche lebte, als wär er arm, nämlich gedemütigt und entbehrend, so hätten wir's um ein gutes Stück weiter gebracht. Gedenken Sie des Evangeliums von den Talenten, vergraben Sie sie nicht, nutzen Sie sie, doch nicht als Ihr Eigentum, sondern bloß als ein getreuer Verwalter!“

„Der einst Rechenschaft zu geben haben wird!" sagte Ferdinand. „Das ist's aber, wovor mir bangt. Ich hab Angst, von falschen Armen betrogen zu werden und die wahren zu verfehlen."

„Ihr Vater," sagte der Domherr, „würde das mit einem Wort, das er jetzt gern gebraucht, etwas bochesk finden. In dieser Wut, nur ja gewiß stets das Richtige zu treffen, steckt doch auch wieder eine gute Dosis Hoffart und Dünkel. Sie sind nicht zum Präzeptor der Menschheit bestellt, und wenn Sie von falschen Armen beschwindelt werden, ist's am Ende noch kein Unglück. Glauben Sie, den falschen Armen tut's nicht auch wohl? Ob's einer verdient, ist seine Sache, nicht Ihre. Sie haben ja nicht Orden auszuteilen, Sie haben wohlzutun und Freude zu machen! Und das nicht, weil es einer verdient, und auch nicht, damit er es Ihnen vergilt, sondern ebenso grundlos als absichtslos, rein nur um des Wohltuns, rein nur um der Freude willen! Sie stellen sich wie jeder Pedant alles viel zu schwer vor, das Rezept ist ganz einfach: Geben Sie jedem der bittet, ohne erst zu fragen, und wenn Sie merken, daß Sie betrogen worden sind, dann geben Sie das nächstemal doppelt, und wenn Sie nicht gebeten werden, dann geben Sie erst recht, und wenn Ihnen Undank lohnt, dann geben Sie noch freudiger als bisher, machen Sie doch aus Ihrem Herzen kein System, erniedrigen Sie sich nicht, in Wohltaten zu spekulieren, geben Sie mit vollen Händen, bis die Hände leer sind! Was kann Ihnen denn schließlich passieren? Das eines Tages

von der Erbschaft nichts mehr übrig ist! Nun, wenn Sie die Probe wahrhaft bestanden haben und im Herzen wahrhaft arm geblieben sind, müssen Sie dann ja nur froh sein! Das klingt etwas leichtsinnig, ich weiß. Aber Ihnen tut vielleicht überhaupt nichts so not als ein tüchtiger Schuß Leichtsinn! Sie brauchen ein Gegengift, denn Sie haben, ohne daß Sie's wissen, noch einen großmächtigen Respekt vor dem Gelde, Sie sind ein richtiger Sozialist: Sie verachten das Geld und — überschätzen es noch!"

„Nein," sagte Ferdinand nachdenklich, „ich möchte nur, wenn ich es schon gebrauche, den besten Gebrauch davon machen."

„Sind Sie so sicher," fragte der Domherr, „daß sich von Geld überhaupt ein guter Gebrauch machen läßt?"

„Ich habe mir früher oft gewünscht, reich zu sein, nicht für mich, aber um im Großen damit für unser Vaterland zu wirken. Ich weiß nur freilich jetzt nicht recht, wie zunächst und wo! Der Augenblick ist ungeheuer groß, wir waren vielleicht dem wirklichen Österreich noch nie so nah, sollen wir auch diese fruchtbare Stunde wieder versäumen? Ist es da bloß Pedanterie von mir, wenn ich die Verantwortung fühle, die das unverhoffte, ja fast unwillkommene Geschenk meines sonderbaren Schicksals mir auferlegt?"

„Und Sie glauben," fragte der Domherr, „daß sich Österreich sozusagen gründen läßt? Wie man eine Fabrik gründet, sobald man nur einmal das Geld hat?

Fürs Geld schafft man einen Plan an, und was man nur erst auf dem Papier hat, wird dann für Geld sogleich ausgeführt! Daran erkenn ich den Enkel des hochverdienten liberalen Staatsmanns! Ich weiß Ihren würdigen Großvater zu schätzen — jedenfalls mehr als er mich. Ich leugne seinen hohen Sinn, sein redliches Bemühen und vor allem seine reine Liebe zum Vaterland nicht. Aber wenn diese Liebe, seine wie die seiner ganzen Generation, unerwidert blieb, was die braven alten Herrn so kränkt, daß sie gleich enttäuschten Kindern nun überhaupt nicht mehr mitspielen wollen, so ist daran doch nicht, wie sie denken, bloß die Tücke der undankbaren Mitwelt schuld. Sie haben, wie den Menschen selbst, auch die Formen seines Lebens verkannt, auch Staat und Volk. Wie sie sich einen Menschen ausgedacht haben, bequem zu handhaben, und nun meinten, dieser verabredete, im Konseil der Weisen beschlossene, dieser wünschenswerte Mensch sei damit, daß er dekretiert wird, bei einiger Nachhilfe der Polizei jetzt auch schon da, so haben sie sich durch die schlimmsten Erfahrungen niemals davon abbringen lassen, Verfassungen in die Luft zu bauen. Es ist das uralte Mißverständnis, Menschen oder Völkern sei von außen zu helfen! Wir wollen immer die Welt verbessern und wissen noch immer nicht, daß es dazu bloß ein einziges Mittel gibt: uns selbst zu verbessern. Der alte Hildebrand, der Mitarbeiter am deutschen Wörterbuch, hat sich schon darüber gewundert, daß alle fortwährend schreien: Das muß anders werden! und keiner sich aber sagt: Ich

muß anders werden! Ein einziger wohlgeratener Mensch wirkt mehr als die schönste Verfassung! Ihr alle habt jetzt da draußen in der Front etwas Ungeheures erlebt: ihr habts auf einmal Österreich entdeckt. Unser altes Österreich, so oft totgesagt, lebt, und lebendiger als je! Dazu habt ihr den Krieg erst gebraucht? Ich weiß oft wirklich nicht, ob ich weinen oder lachen soll! Aber wenn das der Ertrag dieses Kriegs ist, in Gottes Namen! Der Segen, daß der Österreicher endlich wieder weiß, was er an Österreich hat, ist vielleicht selbst mit diesen grauenhaften Opfern nicht zu hoch bezahlt. Aber da kommt ihr heim, im Rausche der Entdeckung Österreichs, und schon bringt jeder wieder sein eigenes Österreich mit, so wie er sich's jetzt ausgedacht hat, nach seinem eigenen Rezept, und gleich fängt jeder an seinem Platz auf eigene Faust nach seinem Kopf zu bauen an, in babylonischer Verwirrung, und wieder in die blaue Luft! Ja merkt ihr denn gar nicht, was ihr erlebt habt? Ihr habt da draußen erlebt, daß Österreich noch da war! Dieses Österreich, an das schon niemand mehr glaubte, war noch da! Auf einmal war es wieder da! Ja woher denn? Wo war's denn versteckt gewesen? Wo kam's denn auf einmal wieder her, als aus euch selbst? In den Einrichtungen war's nicht, da habt ihr's vergeblich gesucht, da findet ihr's nie! In euch war's, in jedem von euch und in allen zusammen! In seinen Menschen ist Österreich! Ein Staat hat soviel Leben, als er eigene Menschenart enthält. Und daß ihr alle, Steirer, Tiroler, Böhmen, Slowaken, Slowenen oder Kroaten

von derselben Menschenart seid und daß es eine Menschenart ist, unentbehrlich für Europa, daß in der großen Gemeinschaft der Völker Gott unsere Menschenart unversehrt bewahrt hat, weil das Abendland sie braucht, weil es ohne sie verarmte, weil ihr still, doch tief leuchtender Glanz den Völkern nicht verlöschen darf, das war euer ungeheures Erlebnis. Nun so sorgt, ihr Heimgekehrten, sorgt doch, daß jeder dieses milde Licht aus sich mit heller Kraft erstrahlen lasse! Ihr wollt ein neues Österreich? Erneut die Tugenden Österreichs in jedem von euch! Das Abendland braucht Österreich, weil es unsere Menschenart braucht, weil uns eine Begabung für Tugenden angeboren ist, die bei den anderen Völkern selten geworden sind. Wir gehen leichten Schritts durchs Leben, wir achten nicht auf Gewinn, wir sind kein Nutzvieh, das Rauschen des Waldes, der heitere Blick der lieben Sonne, die Macht unserer Berge sind dem empfindsamen Österreicher der schönste Lohn; Geschäft und Gewalt gönnt er den anderen gern, er bescheidet sich, er ist genügsam, er gibt nach, er liebt die Stille, die kleinen Freuden behagen ihm, er ist nicht anmaßend, er ist nicht großsprechend, er ist nicht bloß liebenswürdig, er ist liebenswert, denn ob er's weiß oder nicht, er vertraut auf Gott. Und welchen Wert man auch immer diesen österreichischen Tugenden oder sagen wir vorsichtiger: guten Eigenschaften zusprechen mag, es wär doch schad, wenn sie ganz verloren gingen in der Welt. Diese hat uns Gott gegeben, sie haben sich an uns bewährt, wir sind offenbar dazu da,

sie zu verwalten. Denn aus der Haut zu fahren gelingt Völkern so wenig, als es dem einzelnen Menschen gelingt. Wie nun aber schon in allen Geschöpfen jedem Vorzug, gleichsam um ihn vor Übermut zu bewahren, auch ein Nachteil beigefügt ist, so läßt sich der Österreicher gern von seiner angeborenen Bescheidenheit zu diesem argen Gelüst verlocken: er möcht aus der Haut fahren! Es wird sich ja zeigen, ob er das nicht jetzt endlich doch überwunden hat. Aber ich glaube kaum, daß Sie da mit Ihrem Gelde durch Stiftungen, durch Förderung von Vereinen, durch Gründung von Zeitschriften oder wie Sie sich das auch immer denken mögen viel nützen können. Ich glaube freilich auch nicht, daß Sie viel schaden können. Aber mißverstehen Sie mich deshalb nicht, ich bin durchaus kein Fatalist! Auch ich glaube, daß Österreich jetzt vor der Entscheidung steht. Wir können so groß werden, wie wir noch niemals waren. Es ist vielleicht mit uns etwas so Großes gemeint, wie mit keinem anderen Volke jetzt. Denn niemals hat Europa Österreich, hat es unsere Menschenart so not gehabt wie jetzt. Wir sind vielleicht bestimmt, allen abendländischen Völkern das Zeichen zu geben, das Zeichen zur Abkehr von der Gewalt, vom Eigennutz, von der Selbstsucht, das Zeichen zur Einkehr in Entsagung, Selbstverzicht und Demut, in stille Freudigkeit, in das Glück, das allein im Innern des Menschen ist. Wenn ich recht habe, daß dies unsere Bestimmung ist, so kommt nun alles darauf an, ob wir die Kraft haben werden, uns dieser Bestimmung, dieser österreichischen

Sendung würdig zu zeigen. Und so kommt's schließlich auf jeden Einzelnen an, jeder muß mittun, wenn dieses Österreich erscheinen soll. Der Kreis, in dem Ihr würdiger Großvater aufgewachsen ist, hat auch schon gewußt, daß Österreich nicht irgendwo im Monde liegt, sondern in den Österreichern selbst, in unserer Menschenart. Nur haben diese rührenden Stiftermenschen eine merkwürdige Scheu gehabt, sie haben sich mit ihrer edlen österreichischen Menschenart immer in irgend einen stillen Winkel gesetzt, sie haben sie gehegt, doch versteckt, in dem unseligen Irrtum, als ob ein Privileg von ein paar Gebildeten wäre, was unser aller alte Volksart ist. Man weiß nicht recht, warum sich diese guten Österreicher sekretierten, war's aus Hochmut oder Verlegenheit oder Angst, dünkten sie sich zu gut, genierten sie sich bloß oder trauten sie sich einfach nicht, es wird von allem ein bißchen dabei gewesen sein. Jedenfalls behielt der Stiftermensch immer etwas vom Sektierer. Und alles wäre gewonnen, würde der Österreicher endlich aus einer Sekte jetzt zum Volke! Er ist doch längst überall da, in jedem von uns ist Österreich, wir müssen's nur einmal zeigen! Zeigt euch wie ihr seid, zeigt endlich, was ihr seid, ohne nach links oder rechts zu schielen, Affen aller Nachbarn, seid einmal ihr selbst! Nicht alle Glieder am Leibe des Herrn haben dieselbe Verrichtung, das Apostelwort gilt wie von den Einzelnen auch von den Völkern: jeder hat seine eigene Gabe von Gott, der eine so, der andere aber so, Stern unterscheidet sich von Stern an Glanz, so laßt

denn euer Licht leuchten, habt endlich Mut zu euch selbst! Wenn wir unsere Gabe der Darstellung, statt Schauspieler der ganzen Welt zu sein, wieder einmal zum eigenen Ausdruck gebrauchten und der Welt das Schauspiel unser selbst gäben, wie damals im Barock, in unsrer größten Zeit! Aber, statt in euch, sucht ihr Österreich immer draußen, in Verfassungen, in Einrichtungen, in Orientierungen, angesteckt von der Staatsvergötterung, einer der aus dem Reich eingeschleppten Geisteskrankheiten! Ihr tut Österreich ja furchtbar unrecht, grad ihr vermeintlichen Patrioten, wenn ihr erst den Staatsapparat zu brauchen glaubt, um es „zur Geltung“ zu bringen. Aber nein! Laßt andere ringen um ihre Geltung in der Welt — wir sind genug, wir haben's nicht erst nötig, auch noch was zu gelten. Seid da! Zeigt euch! Und kränkt euch nicht, wenn anderswo das Telephon besser ist — uns kommt's drauf an, wo der Mensch besser ist. Jener Staatswahn soll doch nur den Menschen darüber täuschen, daß auf Erden alles nur ein Gleichnis ist, er schwindelt uns eine Art irdischer Vollkommenheit als erreichbar vor, um unser Schuldgefühl zu betäuben. Es ist das Wunderbare des barocken Menschen, daß er auch hier auf Erden schon drüben, in der Zeit schon im Ewigen lebt und nur mit leichter Hand zuweilen noch wieder herübergreift, da dann aber auch zugreift, sich nicht scheu zur Seite drückt wie der Stiftermensch, sondern tapfer angreift, in der herrlichen Sicherheit, daß, wer nur erst mit Gott in Ordnung ist, von den irdischen Verirrungen nicht

mehr viel zu fürchten hat, ja sie machen ihm eher Spaß, sie sind doch nur symbolisch ernst. Aus dieser Zeit ist uns, uns allen und gerade dem einfachen Mann aus dem Volke noch am meisten, ein lebendiges Gefühl geblieben, das wir vor den anderen Völkern des Abendlandes voraus haben, ein Gefühl für die Wahrheit, daß alles eigentlich anders ist, als es hier auf Erden zugeht, daß die Dinge dieser Welt nicht gar so wichtig sind, das unser Leben hier nur eine Vorübung ist: denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern trachten nach der künftigen, wir wissen, daß die Freundschaft dieser Welt die Feindin Gottes ist! Das sitzt unserem alten österreichischen Volk so tief im Blut, daß ich manchen alten Bauer kenn, der nie was von Calderon gehört hat und doch ganz sein Leben als Traum lebt — übrigens auch mit der Schlauheit, die wir manchmal im Traum haben! Diese Hellsicht, mit der unser Volk weiß, daß dieses Leben bloß ein Dunst ist, wie der Apostel sagt: ein Dunst, der eine kleine Weile erscheint und dann verschwindet, macht es nämlich ja durchaus nicht zum Asketen, sie macht unser Volk nicht weltfeindlich, im Gegenteil: gerade, weil es dieses Leben nicht überschätzt, weil es sich hier in nichts verkrampft, weil es irdisches Glück und Unglück niemals buchstäblich, sondern halt wie Sonnenschein und Regen nimmt, geht es so wohlgelaunt, so wohlgemut dahin, so leichten Schritts in seinem festen Gottvertrauen, daß mir immer ist, als müßt es durch uns, wenn man uns nur erst

kennenlernte, doch wieder ein bißchen lichter werden in Europa. So sag ich's allen, so sag ich's jedem, so sag ich's auch Ihnen wieder: Zeigt euch doch! Wartet nicht auf ein Österreich von außen, in euch selbst ist's da — dieses Österreich, das jeder von euch in sich selber trägt, laßt erscheinen! Sei jeder von euch Österreich, sei's mit jedem Atemzug, sei's in jedem Augenblick!"

Und aufstehend sagte der Domherr noch: „So seh ich unser österreichisches Volk, das ist mir seine Sendung, da seine Zukunft! Ich an Ihrer Stelle würde mich also nicht erst nach großen Unternehmungen, Entwürfen und Wagnissen gelüsten, sondern mir's genügen lassen, alles zu benutzen, daß ein richtiger Österreicher aus mir wird. Ein richtiger Österreicher, das ist ein guter Katholik, ein friedliebender, dankbarer, gütiger, lieber noch schwacher, nur nicht gewaltsamer, eher einmal durch zu große Nachgiebigkeit als je durch Starrsinn fehlender Mensch und im Herzen ein ewiges Kind. Und ich würde versuchen, nicht bloß selber so ein richtiger Österreicher zu sein, nicht bloß mein Weib und meine Kinder und mein Haus und meine Freundschaft und auf wen ich immer wirken kann, zu solchen richtigen Österreichern zu machen, sondern dann auch noch an mir, an Weib und Kind, an Haus und Hof, in allen Zügen meines Lebens auf Schritt und Tritt diesen richtigen Österreicher zur Schau zu tragen. Wir können Österreich nicht besser dienen, als wenn jeder an

sich und den Seinen Österreich erscheinen läßt. Denn nur an seiner Erscheinung allein fehlt's! Das mag Ihnen nicht sehr verlockend klingen, ihr jungen Leut seid's romantisch, euch ist nicht leicht was bravourös genug. Aber wenn Sie's nur einmal versuchten, Sie würden ja staunen, wie viel Bravour dazu gehört, und von der höchsten Art: von der, die sich nichts merken läßt! Doch soll das übrigens durchaus kein Rat sein, ich hab Ihnen nur mein Ergebnis mitgeteilt, Sie sind ein anderer Mensch, leben ein anderes Leben und so bringt es Ihnen vielleicht einst auch ein anderes Ergebnis. Im Grunde kann ein Mensch für den anderen nur eins tun: er kann nur für ihn beten. Was ein Mensch dem anderen sagt, das hilft dem höchstens erst, wenn er es später am eigenen Leibe selber erfährt. Und es hilft ihm dann zuweilen leichter verstehen, was er erfährt. Und nur in diesem Sinne bitt ich's aufzunehmen, wenn ich Ihnen, als ein kleines Xenion gewissermaßen, noch einen Spruch mitgebe. Ich las ihn grad, als Sie kamen, und jetzt kommt's mir vor, als wär er eigens für Sie bestimmt. Es ist ein Rat des heiligen Franz von Sales an die Frau von Chantal: travailler au champ où nous sommes. Wir alle haben, und gar in jungen Jahren, ja die Neigung, uns einen Lebensplan zu machen. Und dann warten wir auf eine Gelegenheit ihn anzuwenden. Und die Gelegenheit kommt nicht, wir warten immer noch, und das Leben vergeht. Schließlich ist der Plan versäumt, unser Leben ist

auch versäumt und wir meinen: nicht durch unsere Schuld, wir hatten doch den besten Plan, es hat uns nur die Gelegenheit gefehlt. Aber Gelegenheit war doch immer da, freilich nicht grad für unseren Plan, aber genug, Gutes zu tun. Travailler au champ où nous sommes! Nicht erst ein Feld im Weiten suchen! Alles Gute tun, was sich in jedem Augenblick tun läßt! Keinen Augenblick unbenutzt lassen zum Guten! Der Forderung des Augenblicks, wie's Goethe nennt, gehorchen! Kommt dann auch einer für unseren Plan, um so besser; kommt er nicht, so sind wir doch nicht müßig gewesen! Und übersetzen Sie sich das ins Politische, so gilt's erst recht, denn das ist ja das Ärgste, daß bei uns jeder auf sein Österreich wartet und einstweilen lieber gegen Österreich ist als für ein nicht von ihm geplantes. So kann der edelste, der reinste Plan, so kann die schönste Zukunft zum Fluch werden, wenn sie uns hindert, an der Gegenwart teilzunehmen und uns der Gegenwart tätig zu freuen. Der heilige Franz zeigt das an dem Beispiel der Juden in Babylon: sie konnten dort ihres Lebens nicht froh werden, sie konnten nicht singen in Babylon, weil sie nur immer an ihr eigenes Land dachten, ich aber, fährt der heilige Mann fort: moi, je voudrais que nous chantassions partout. Ist das nicht wunderschön gesagt? Je voudrais que nous chantassions partout! Er könnte wirklich ein Österreicher gewesen sein, der heilige Franz! Und keinen besseren Wunsch wüßt ich Ihnen mitzugeben auf Ihren

Weg, als daß auch Ihnen verliehen werde, junger Freund, sich niemals ans Ferne zu verlieren, keinen Augenblick ungenutzt zu lassen für das Heil, Ihr eigenes wie des Vaterlands, und immer Gottes Lob zu singen durch ein gutes Werk! Es war sehr lieb von Ihnen, daß Sie kamen, und ich freu mich, daß ich Ihrem Vater von Ihnen erzählen kann. Und somit Gott befohlen."

Ferdinand, die dargebotene Hand ergreifend, verneigte sich tief. Aufsehend, blieb er unwillkürlich noch stehen, der Anblick der tief unten im feuchten Abenddunst bewegten Stadt hielt ihn fest. Sie schien im Wirbel durch den von trüben Lichtern flirrenden Nebel huschender, die Landstraße herein bald sich ballender, bald zerstiebender, jetzt an der Haltestelle gestauter, schon aber vom nächsten Wagen verschlungener, und gleich wieder aus einem neuen Troß nachgefüllter Massen größer als sonst, sie hatte fast was Drohendes, sie war ihm auf einmal ganz unwienerisch.

Ferdinands ins Weite staunenden Blick gewahr, kehrte sich auch der Domherr zum Fenster und sagte: „Ja, nicht wahr? Und Sie müßten nun aber auch noch erst einmal da hinaus, in die Sankt Marxer Gegend, oder auch nach Favoriten und Ottakring! Ihr ahnt doch alle nichts von Wien, es ist ja viel größer. Was sich für Wien hält, dieses Wien der inneren Stadt war eigentlich immer bloß eine Abstraktion von Wien, im besten Fall ein artiges Feuilleton. Lernt das verborgene kennen, das wahre, das Wien der Arbeit, der Mühsal,

der bitteren Not, von dem das Wien der lauten Eitelkeiten nichts weiß! Ihr werdet freilich das Antlitz der lächelnden Stadt nicht wiedererkennen, es wird auf einmal einen ganz fremden Zug haben, den Leidenszug, aber erst wer das schmerzhafte Wien einmal erblickt hat, kennt die ganze Schönheit dieser nicht bloß gleißenden Stadt. Und so, wenn ich ein paar überflüssige Millionen hätt, mir wär da nicht bang, wohin damit. Sie würden entdecken, daß es nicht bloß die Stadt der schönen Frauen ist, sondern auch der tuberkulosen Kinder. Gott segne Sie, junger Freund!"

Daheim setzte sich Ferdinand hin und schrieb an seinen Freund Heitlinger: „Warum sieht man dich gar nicht mehr? Ich will dir längst sagen, daß sich das Geld für dein Blattl gefunden hat. Ich kann, was du dazu brauchst, jetzt leicht entbehren, und wenn das Ganze mir auch ein Unsinn scheint, so geht ja das dich nichts an und mich freut's, dir einen Gefallen zu tun."

Am nächsten Tag kam Heitlinger, atemlos, beschämt, fast bestürzt, ja zerknirscht, und selig. Ferdinand konnte sich seiner stürmischen Dankbarkeit kaum erwehren. Und dann fragte Franz: „Aber wie denkst du dir denn also das Blattl eigentlich? Was hast du damit vor?"

„Ich?" rief Ferdinand. „No sei so gut! Mich laß gefälligst damit aus! Es soll auch kein Mensch wissen, von wem du das Geld hast. Das is die einzige Bedingung, die ich dir stelle."

„Selbstverständlich!“ sagte Franz beflissen. „Aber ich muß doch wissen —?“

„Was?“

„No was du damit willst!“

„Was ich will?“

„Direktiven mußt mir doch geben, sonst raufen wir nach der ersten Nummer!“

„Das werden wir nicht,“ sagte Ferdinand, „denn ich werd sie nicht lesen, weder die erste noch die folgenden.“

„Aber bloß meinen schönen Augen zulieb,“ sagte Franz lachend, „gibst mir ja das Geld nicht?“

„Bloß deinen schönen Augen zulieb,“ erwiderte Ferdinand ernst, „das ist der einzige Grund.“

Franz schwieg. Und seine Stimme klang ganz anders, als er dann auf einmal begann: „Du hältst nicht viel von mir. Das kann ich dir nicht verdenken. Ich selber halt noch viel weniger von mir, verlaß dich drauf. Aber wenn der einzige Mensch, auf dessen Urteil ich noch was gab, mich auch noch einfach wegstellt, dann werdts ihr euch über die Folgen nicht wundern dürfen. Glaub nur nicht, daß ich nicht noch viel gemeiner werden kann! Und eigentlich is doch schad um mich, schuld aber wirst dann du sein, nur du!“

Ungeduldig sagte Ferdinand: „Dein Ideal war eine Zeitschrift zu haben, ich kann dir dazu verhelfen, will's auch und du — machst mir noch Vorwürfe!“

„Ich hab mich über deinen Brief gefreut wie ein Schneekönig!“ rief Franz wehklagend.

„No und?“

„Und eigentlich weniger über das Geld, als weil du mir's gibst! Denn so, hab ich mir gesagt, bin ich dir verantwortlich, du wirst mich schon beim Krawattl nehmen! Und das brauch ich doch!" Er sprang auf und lief im Zimmer herum. „Mich darf man nicht mir überlassen! Das war immer mein Unglück, ich bin dem nicht gewachsen! Und, Ferdinand, du tust mir auch unrecht! Ich hab einen blödsinnigen Ehrgeiz, ich möcht was sein, möcht eine Rolle spielen, möcht Geld verdienen, möcht reich heiraten, möcht halt hinauf, warum denn auch grad ich nicht? Aber deswegen bin ich doch kein schlechter Kerl, es sieht nur so aus! Ihr dürfts auch nicht gleich alles in einen Sack werfen, es ist doch noch ein Unterschied, es gibt Nuancen: ein Hallodri bin ich ja, gut!, aber wenn du meinst, daß mich das freut!? Ich will dir ein Geheimnis verraten, mein lieber Ferdl: ob du mir's jetzt glaubst oder nicht, aber ich wär eigentlich viel lieber ein anständiger Mensch! Und wenn ich durchaus hinauf will, durch das geplante Blattl, durch eine reiche Heirat, durch die blöden Weiber, um jeden Preis halt, ja warum denn, als weil ich mir denk, oben wird's mir dann leichter werden, ein anständiger Mensch zu sein! Sag mir nicht, daß du nicht erst darauf gewartet hast! Ich weiß schon, daß es schöner wär, ich fanget auch jetzt gleich damit an, es wär mir auch lieber, aber ich bin halt nicht stark genug, ich bin halt einmal nicht der Mensch dazu, machts mir's doch also nicht so schwer, helfts mir lieber, aber in dieser ver-

fluchten Stadt hilft ja keiner dem andern, jeder is noch schadenfroh!“ Er blieb stehen, sah vor sich hin und sagte dann nachdenklich: „Und wer weiß? Vielleicht wär ich sogar der Mensch dazu! Wenn nicht halt —! Aber damals hab ich einen Knacks gekriegt! Du kennst meine Gschicht mit der Rahl. Gott was war ich für ein famoser Bub! Dann aber is das gekommen. Stell dir das nur vor: doch noch ein halbes Kind, und wirklich alles Schönste, was so ein junger Mensch an Empfindung aufbringen kann, und mit der ganzen Romantik, die das Burgtheater damals noch gehabt hat — und nun stell dir aber vor, dann kommt heraus: ihr war das bloß ein Spaß für eine Nacht! Da hat's mir halt einen Riß gegeben, damals is mir mein Gemüt defloriert worden, für's ganze Leben. So was wachst halt nicht mehr nach! Aber kannst du's einem Buben verdenken, wenn der sich dann sagt: Aha, so geht's in der Welt zu, gemein ist der Mensch!, und die praktischen Schlüsse daraus zieht?“

„Einem Buben nicht,“ sagte Ferdinand trocken.

„No und es is mir doch auch noch Tag für Tag bestätigt worden, überall! Soll ich grad eine Ausnahm von der allgemeinen Regel sein? Nein, das kann ich nicht, ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, höchstens mit einem starken Appetit auf eine gewisse Behaglichkeit — ich mag nicht immer vor der Tür des Lebens stehn!“

„Früher hast du doch gemeint,“ sagte Ferdinand, „wenn du nur erst das Blattl hättst, damit ging die Tür schon auf?“

„Ich fürcht, sie geht nur grad so weit auf, daß ich erst recht wieder Anlaß hab, niederträchtig zu sein.“

„Also willst das Geld nicht?“ fragte Ferdinand.

„Aber nein, natürlich will ich's!“ rief Franz erschreckt. „Auf jeden Fall! Mißversteh mich doch nicht! Und ich bin dir ja so unendlich dankbar!“

„Wozu dann aber der ganze Vortrag?“ fragte Ferdinand enttäuscht.

„Mein Gott, ich hab so meine moralischen Anfechtungen.“

„Hallodri, doch mit moralischen Anfechtungen.“

„No is das nicht immerhin auch schon was?“ fragte Franz frech. „Und ich sag dir doch: damit, daß du mir das Geld gibst, is es noch nicht getan, ich bitt dich doch, nimm dich des Blattls ein bißl an!“

„Fällt mir gar nicht ein, wüßt auch nicht wie!“

„Offen gestanden: ich kenn mich, ich fürcht mich ein bißl vor mir! Ich möcht, soweit das möglich ist, doch eher ein anständiges Blattl daraus machen! Aber ich weiß, wie ich bin: ich brauch dazu jemand, vor dem ich mich ein bißl genier! Deshalb hab ich auch eigentlich immer den Verkehr mit dir gesucht, denn ich weiß nicht warum, aber vor dir geniert man sich, manches zu tun. Versprich mir also wenigstens, es zu lesen! Und wenn du was darin findst, was dir mißfällt, so nimm mich beim Ohrwaschl. Das wird mich vielleicht vor manchem behüten. Es is ein Unglück, daß einen in Wien niemand beim Ohrwaschl nimmt!“

„Franz,“ sagte Ferdinand ernst, „du weißt, es

is mir nie eingefallen, Moral zu pauken, aber da sich zu meiner Verwunderung zeigt, daß du doch eigentlich ein moralischer Mensch bist —"

„Nein, schau!" sagte Franz mit seinem lieben Kindergesicht, das die Frauen unwiderstehlich fanden, „schau, das bin ich wirklich nicht, ich wär's nur gern. Aber geben wir uns keiner Täuschung hin, es gelingt mir halt nicht." Und mit einem knabenhaften Trotz fügte er achselzuckend hinzu: „Ich hätt ja den besten Willen!"

„Vielleicht," sagte Ferdinand langsam, „is's halt mit dem Willen allein nicht getan, es gehört noch was dazu."

„Was?"

„Die Hilfe von oben."

Gereizt lachend fragte Franz: „No, warum wird dann aber mir von oben nicht geholfen? Da kann ich ja nichts dafür! Ich hätt nichts dagegen."

„Hast schon darum gebeten?"

„Glaubst, daß das was nutzen möcht?" fragte Franz spöttisch.

„Ja das glaub ich, denn ich weiß es."

„Is's denn wahr, daß du neuestens ein Betbruder worden bist?" fragte Franz neugierig. Und da Ferdinand schwieg, fuhr er fort: „Aber in der Hauptsache bleibt das also abgemacht, gelt?"

Ferdinand, der die Frage nicht gleich verstand, wiederholte fragend: „In der Hauptsache?"

„Ich mein: das Geld krieg ich."

„Ach so!" sagte Ferdinand lächelnd. „Ja. Das Geld kriegst du."

Zwölftes Kapitel

Im Gang des überfüllten Waggons eingezwängt, fand sich Ferdinand, von Nachdrängern vorgedrückt, auf einmal einer in die Luft gestreckten Handtasche gegenüber und stieß über sie hin an eine Gestalt, von der nichts als ein alter, staubiger, vielleicht ehemals schwarzer Schlapphut zu sehen und eine zornige Stimme zu hören war, die ihm bekannt klang. Aber auch als unter dem Hut das fahle Gesicht erschien, ihn vergrämt begrüßend, verging erst noch eine Zeit, bis er, noch immer halb ungewiß, lachend rief: „Herr Oberarzt! Sie sehen in Zivil ja ganz anders aus!"

„Ja ich, ich!" sagte der kleine Doktor Beer verlegen, „ich verreise nämlich. Eine Reise!" Und er versuchte, die Hand an der Fensterstange, um von den Nachdrückenden nicht überschwemmt zu werden, aus seinem Gepäck eine Barrikade zu bauen, an der er sich niederließ, laut zur Ruhe mahnend, da doch in den anderen Wagen auch kein Platz mehr sei. Man hörte noch schimpfen und murren und dann einen Wiener raunzen: „So was is auch nur in Österreich möglich!"

Als aber ein nördlich klingender Tenor dies mit einem rasselnden Jawoll! bekräftigte, schlug die Stimmung um, einer rief: „Der Piefke hat's nötig!", und alle waren jetzt einig, daß, wenn man's recht

bedenkt, die Leistungen unserer Eisenbahnen doch erstaunlich sind.

„Die paar Stunden wird's ja zu ertragen sein," sagte Ferdinand, „in Linz steig ich um."

„Ich fahr weiter," sagte Beer, „aber mir macht's nichts, mir macht das gar nichts!" Und seine müden, geröteten Augen hinter den funkelnden Gläsern wurden auf einmal ganz hell, als er fortfuhr: „Ich fahr weit!" Aber als ob er schon zu viel gesagt hätte, schwieg er plötzlich, griff nach seiner Brust und zog den Paß heraus, wie um sich zu vergewissern.

„Darf ich das Fenster öffnen?" fragte Ferdinand. Und er sog die gelinde Luft vom Wald her ein. „Es is über Nacht Frühling worden. Zeit war's! Aber wie er sich dafür jetzt tummelt! Unter unsern Augen förmlich! Schaun Sie nur!"

Der Oberarzt sprang auf und sah, bald den einen, bald den anderen Fuß hebend, ungeduldig stapfend, in die Landschaft hinaus, ohne sie doch anzusehen. „Vor Ihnen brauch ich ja kein Geheimnis zu haben!" sagte er dann plötzlich. Und zischend vor Erregung fuhr er fort: „Ich fahr nämlich in die Schweiz! Und wer weiß? Wer weiß?" Er hielt erschreckt ein, sah sich ängstlich um und sagte dann trotzig: „Übrigens ganz korrekt! Man hat es oben genehmigt! Es geht jetzt denen oben, scheint's, endlich doch auch der Knopf auf! — Und Sie, Herr Baron?"

„Ich fahr heiraten," sagte Ferdinand lächelnd.

„A ja. Ich hab gehört. Meinen herzlichsten Glückwunsch!" Beer sagte das, wie man einem guten

Appetit wünscht. Er fühlte das offenbar selbst und beeilte sich zu versichern: „Sie werden vielleicht schon bemerkt haben, daß Sie zu den wenigen Menschen in dem angenehmen Land gehören, die mir erträglich sind. Um Sie is schad und mir is direkt leid um Sie! Wenn ich also meinen aufrichtig gemeinten Glückwunsch etwas kurz gefaßt hab, so bitte um Entschuldigung, mir steckt halt jetzt meine Sache im Kopf!"

„Jedem steckt halt seine Sache im Kopf," sagte Ferdinand, mit einem Blick in das zerquälte Gesicht des trippelnden Gefährten.

„Ja, wenn's nur so wär!" schrie dieser. „Aber wer hat denn hier noch eine Sache, wer denn? In diesem hochvergnügten Land?"

In Sankt Pölten stieg ein Heer von Rucksäcken aus. Es wurde Platz im Zug. „Sehen Sie," sagte Ferdinand, „die haben alle noch eine Sache: hamstern!"

„Ja," sagte der Arzt, „Geld verdienen, die letzte Sache, die dem christlich germanischen Europa noch geblieben ist."

Ferdinand mußte sich jetzt aber nach seinem Begleiter umsehen. Sie fanden ihn im nächsten Wagen. Es war ein einarmiger junger Mensch mit stillen ernsten Augen in einem weiten leeren Gesicht. Er stand ehrerbietig auf. „Bleib nur," sagte Ferdinand. „Sie kennen ja meinen braven Wenzl, Doktor! Erinnern Sie sich nicht?"

„Wieder wohlauf?" fragte Beer, „wie geht's Ihnen denn immer?"

„Dank ich gehorsamst, Herr Oberarzt," sagte Wenzl. „Gehte schon."

„Vorderhand hab ich ihn zu meinem Trauzeugen ernannt," sagte Ferdinand fröhlich. „Wir können uns übrigens ganz ungestört unterhalten. Er versteht nicht viel deutsch und is auch gewohnt, nur zu hören, was er hören soll."

„Sie beide hätten auch die Tauben nicht schöner zusammentragen können," sagte der Oberarzt. „Eigentlich habe ich ja dritte Klasse, doch wer fährt denn in Österreich in der Klasse, die er hat? Ich will doch nicht noch zuguterletzt die Landessitte verletzen!" Er warf sein Gepäck ins Netz, setzte sich neben Ferdinand und fuhr, durchs Fenster blickend, heiter fort: „Ja, Herr Baron! Abschied, und für immer! Dieses Land sieht mich nie wieder, nie!"

„Man soll nichts verschwören."

„Außer ich komm am End einmal als jüdischer Botschafter nach Wien, das möcht ich denen ja gönnen! Ja, ja, Herr Legationssekretär, Sie werden sich da noch merkwürdige Kollegen erleben! Aber lieber wär's mir, Sie besuchen mich! In Palästina!" Und er rückte, mit einem mißtrauischen Blick auf den Wenzl, ganz dicht an Ferdinand heran und sein heißes, zerfahrenes Gesicht wurde fast schön vor feierlicher Seligkeit, als er flüsternd fortfuhr: „Ja, Herr Baron, es is endlich so weit! Noch weiß ich nicht, ob man's oben ehrlich meint, ja vielleicht froh is, uns so billig loszuwerden, oder ob irgend ein Kalkül oder was eigentlich dahintersteckt, ob man sich die großen Banken verpflichten will oder worauf

man heimlich spekuliert, das alles weiß ich nicht, von dem allem versteh ich nichts, das alles geht mich nichts an und es ist doch auch ganz gleich, ich hab die Bewilligung, ich darf nach Bern, ich nehm dort an unseren Sitzungen teil und vielleicht übers Jahr um die Zeit haben wir unser Land wieder, vielleicht übers Jahr um die Zeit bin ich endlich daheim, zum erstenmal in meinem Leben daheim! Können Sie sich denn vorstellen, wie's in einem Menschen aussieht, der dreißig Jahr alt geworden is, ohne das Gefühl, irgendwo daheim zu sein? Ich glaub, nicht einmal ein Viech halt das aus!"

Sie fuhren eben am Melker Stift vorbei. Ferdinand wies hin und sagte: „Und das?"

„Das? Das is ja sehr schön. Westminster is auch schön. Paestum auch. Und die Pyramiden auch. Ich hab nur nichts davon! Denn diese ganze Schönheit geht mich gar nichts an! Da doch wirklich die Pyramiden ja noch eher als das! Das?" Und er wippte mit seiner feinen zuckenden Künstlerhand, dies alles gleichsam wegwerfend.

„Und in vierzehn Tagen," sagte Ferdinand, „blühen die Obstbäume in der ganzen Wachau."

„No und? Lassen Sie mich aus! Was kauf ich mir für Ihre Obstbäum? Und wenn sie schon blühn? Ich blüh nicht, sie blühn, aber ich blüh nicht mit, das is es ja! Steiner will ich lieber fressen, aber Steiner, die mir gehören, meine Steiner, auf die ich ein Recht hab! Wenn ich Ihre Obstbäum anschau, komm ich mir ja wie ein Dieb vor — darf ich denn das überhaupt? Und riskier ich nicht immer,

daß es heißt: Verfluchter Jud, was gehn dich unsre Bäum an? Was soll ich antworten? Es is ja wahr! Und stellen Sie sich doch bloß einmal vor, Sie werden aus Österreich verbannt, und dann sagt man Ihnen noch vorwurfsvoll: was haben's denn, is die Alhambra nicht auch ganz schön?, und die Palmen bewundern Sie gar nicht?" Und er schüttelte sich achselzuckend. „Melk? Alhambra für uns! Ja, wenn ich einmal jüdischer Botschafter in Wien bin, dann fahrn wir zusammen durch die blühende Wachau — dann gern! Aber wer kein Heim hat, dem tut in der Fremde grad das Schöne bloß weh. Denn es gibt nämlich ein sogenanntes Vaterlandsgefühl, wenn Ihnen vielleicht bekannt ist! Das is wahrscheinlich eine Dummheit, aber warum sollen denn nur grad wir so unmenschlich gescheit sein?"

Nach einer Weile sagte Ferdinand nachdenklich: „Ob Sie nicht da drüben doch einmal Heimweh kriegen werden? Vielleicht nicht nach Österreich, aber nach Mähren, wo Sie doch aufgewachsen sind, nach der linden mährischen Luft, in der die kleinen weißen Lämmerwolken so still über die braunen Äcker ziehn? Ob Sie sich nicht selber mißverstehen? Ob Sie nicht doch Ihr Gefühl für unser Land unterschätzen? Für unser Land und unsere Menschen!"

„Mir ist von einem derartigen Gefühl nichts bekannt, ich hab nie Begabung zum Volkssänger gespürt," sagte der Jude hart. „Und wenn Sie selbst recht hätten, so weiß ich, daß mein Wille stark genug ist, mir unbrauchbare Gefühle abzugewöhnen. Man kann sich des Alkohols, des Nikotins, ja des Mor-

phiums entwöhnen. Ein stärkeres Gift wird Mähren auch nicht sein oder die Wachau. Ich will Ihnen ja doch nichts Unangenehmes sagen! Ihnen wirklich am wenigsten! Sie waren der erste Mensch, der mir für dies unbegreifliche Land, wenn auch kein Verständnis, so doch eine Art Mitgefühl beigebracht hat, fast etwas wie eine gewisse grundlose Hochachtung! Ja, ich will Ihnen gestehn, das is so weit gegangen, daß ich jetzt sogar, eigentlich bloß, um mich mit Ihnen besser auszukennen, ein paar Büchln von Ihrem Stifter gelesen hab. Sehr schön, rührend, ergreifend, alles, was Sie wolln! Aber ich muß Ihnen schon sagen: jetzt kenn ich mich gar nicht mehr aus! Denn das hängt doch alles in der Luft! Wo hat denn der Mann gelebt? Und was ist das für ein Land, wo die besten nur existieren können, indem sie sich auf die Wiese legen, dem Gras wachsen zuhören und den Wolken zusehen? Der Teufel hol so eine Sonntagsdichterei, die man in der Wochn dann aber nirgends verwenden kann, denn der Mensch is nun einmal nicht so!"

„Er is vielleicht nicht so," sagte Ferdinand, „was ihn aber ja nicht hindern muß, zu leben, als wär er so! Und wenn er auch nur einen Anlauf dazu nimmt, schon das allein ist wunderschön. Mehr verlangen wir uns gar nicht, wir sind halt bescheidener."

„Wer nimmt denn aber den Anlauf dazu? Gewiß, das wär schon etwas, das wär schon sehr viel! Aber wo denn, wie denn, wer denn? Der geehrte Leser klappt das Büchl zu, schneuzt sich die Rührung weg und bleibt das alte Luder."

„Sie kennen halt unsere Menschen nicht," sagte Ferdinand, „Sie kennen unser Volk nicht. Und ich kann Ihnen das gar nicht verdenken, niemand kennt es. Ich hab's früher auch nicht gekannt, ich hab's erst im Feld kennengelernt." Und er fuhr mit einem dankbaren Blick auf seinen still in sich versunkenen Burschen leise fort: „Da der Wenzl! Hat keine Zeile Stifter gelesen. Braucht's auch gar nicht, denn er hat seine Mundharmonika dafür. Könnt aber, so wie er da sitzt, in jeder Erzählung Stifters mit Ehren bestehen. Stifter hat nämlich gar nichts erfunden, er hat nur die Menschen, wie sie in unserem Volke sind, aufgeschrieben. Seine ganze Kunst, ja wenn Sie wollen: das Künstlerische an ihm, besteht darin, daß er die Menschen aussprechen läßt, was sie sind, während unsere Menschen verschweigen, was sie sind, ja es sich nicht einmal selber eingestehen wollen. Denn der österreichische Mensch, so gesprächig er tut, ist stumm, auch vor sich selbst. Höchstens in der Musik verrät er sich manchmal, und auch da tut's ihm aber gleich wieder leid, selbst Mozart und Schubert wollen sich nur ja nicht auf ihren Gefühlen ertappen lassen. Dieser österreichische Mensch ist aber nur mehr im Volk vorhanden, in dem unverzagt leidenden, bald hätt ich gesagt: vergnügt leidenden Volk der sämtlichen Nationen Österreichs. Doch was sich bei uns öffentlich zeigt, Beamter oder Abgeordneter oder Literat, das alles ist ganz volkvergessen; das alles drückt Österreich nicht aus, stellt es nicht dar, stellt Österreich bloß vor, stellt sich vor Österreich und verstellt es. Sie haben mir einmal gesagt, wir

dürften über die Juden nicht reden, weil wir die Juden nicht kennen, denn das, was wir von den Juden zu sehen kriegen, sind gar keine mehr. Ich kann Ihnen das zurückgeben: was Sie von Österreich zu sehen kriegen, ist ganz unösterreichisch. Öffentlich wird da auf Verabredung irgend etwas vorgespielt, was gar nicht existiert und wahrscheinlich nur den Zweck hat, daß hinter dieser spanischen Wand Österreich, das wirkliche, selber unbelauscht und in seiner alten Art unversehrt bleibt. Ja mir ist zuweilen schon der Gedanke gekommen, es könnte sein, daß das nicht bloß in Österreich so, daß es vielleicht ein allgemeiner Zustand Europas und daß dies der Grund ist, warum die Völker einander nicht erblicken können. Was eins vom anderen gewahr wird, ist doch immer nur der Dunst, ist eine Art Aussatz an ihm, nämlich jene Oberschicht der Intellektuellen oder wie Sie sie nennen wollen, diese ganz fingierten, vom schlechten Blut der Völker ausgeschwitzten Menschen. Jedes Volk sieht am anderen nur diesen Eiter, den haßt es natürlich. Und weil es nun aber meint, das andere Volk bestehe nur aus solchem Geschwür, hassen alle Völker einander und keines ahnt das auch in dem anderen verborgene Volk. Und vielleicht hat dieser scheinbar so sinnlose Krieg den Sinn, die Völker dahin zu bringen, daß sie einander einmal von Angesicht kennenlernen."

„Es sieht vorderhand nicht danach aus," sagte der Arzt höhnisch. „Und ich hab jedenfalls nicht die Zeit, darauf zu warten. Ich hab von diesem Europa genug! Mir kommt vor, es ist bloß eine Episode

gewesen, und keine rühmliche. Jetzt aber besinnt sich die Geschichte wieder und führt die Menschheit heim, zu den ewigen Quellen zurück: der Osten übernimmt sie wieder. Was habt ihr denn hier an Werten, wirklichen Werten und schaffenden Kräften, das euer Eigentum wär? Alles doch nur Erinnerungen an ein verlorenes Paradies, alles nur verblaßter Abglanz des heiligen Ostens, alles nur asiatisches Echo! Was habt ihr denn selber hervorgebracht? Nennen Sie mir einen einzigen Gedanken, der euch gehört! Ihr lebt doch nur von den Abfällen indischer, chaldäischer und jüdischer Weisheit! Die eine geistige Macht Europas, Ihre katholische Kirche, was ist denn selbst sie, als ein letztes Reis des Morgenlandes? Unser Gott ist es, zu dem ihr betet, unsere Gedanken denkt ihr, ihr habt unseren Kalender, ihr gehorcht den Geboten Mosis, und der einzigen Entdeckung, die seit ihm die Menschheit gemacht hat, der Feindesliebe, seid ihr heute noch nicht um ein Haar würdiger oder fähiger als wir damals. Was ihr habt, ist alles aus Asien zusammengestohlen! Alles nur Lehngut, vom Ostwind hergeweht, aber bald genug verweht, denn ihr habt's ja mit dem Bettel nichts anzufangen gewußt! In den Fetzen unserer alten Königsmäntel geht eure Kultur und hat nicht einmal auch nur die Kraft, sie zu flicken! Nein, ich danke! Ich hab von den Surrogaten genug! Ich will nicht mehr in Lumpen gehn, ich will zurück, zu den heiligen Quellen zurück, zu den Müttern, zum Ursprung! Die paar Zusätze, die die Menschheit euch verdankt: Telephon, Klosettpapier und Gasbomben,

können mir die Wahrheit nicht ersetzen. Ich will heim!"

„Ich gönn's Ihnen ja," sagte Ferdinand achselzuckend, „Ihnen und Ihrem Volk. Mir tut nur leid, daß Sie dieses Land verlassen, und haben es eigentlich nie gekannt!" Und von einem plötzlichen Einfall überrascht, fuhr er lächelnd fort: „Kommens mit mir!"

„Wieso? Wohin?" fragte Beer verblüfft.

„In den schönen Böhmerwald."

„Böhmerwald! Was soll ich mit dem Böhmerwald?"

Ferdinand, über das Entsetzen seines Gefährten lächelnd, wiederholte: „Kommens mit! Was liegt Ihnen an dem Umweg von zwei Tagen? Ich fahr nach Hohenfurt, meine Braut is schon voraus. Wir heiraten dort. Ganz im stillen, Sie sind mit uns und den Zeugen ganz allein. In Wien wär's ja doch bekannt geworden und ich find solche Hochzeiten zur Schau gräßlich. Da fiel mir Hohenfurt ein, dort is mein Großvater geboren, dort sitzen die Trosts seit hundert Jahren, Leinweber, Flachshändler oder Gastwirte, dort hab ich als Bub beim Onkel Josef meine ersten Ferien verbracht, der hat mich für's Gymnasium präpariert, und sein jüngster Sohn traut uns morgen, nicht in der Klosterkirche droben, mit dem altberühmten Marienbild, sondern in dem armseligen Kirchl der Stadt, in dem ich zum erstenmal —" Er hielt ein, errötend; dann fuhr er fort: „Das Kirchl is mir halt besonders ans Herz gewachsen. Und so klein es is, für Sie wär grad noch Platz."

„Ausgeschlossen!“ sagte der Oberarzt, fast erbittert.

„Wann müssen Sie in Bern sein?“

„Nicht deswegen! Das wär das wenigste! Die Sitzungen fangen vor der nächsten Woche nicht an.“

„No also?“

„Aber lassen Sie mich doch aus!“ schrie der Arzt. „Was wollen Sie denn von mir? Zum Teufel hinein, was soll ich in dem böhmischen Dorf?“

„Ein stilles Bild von uns mitnehmen. Eine liebe kleine Erinnerung an uns. Ich möcht, daß Ihr letzter Blick auf unser Land —“

„A ja! Sie möchten mir noch geschwind einen kleinen Schlaftrunk eingeben, für meinen Haß? Danke ergebenst! Aber ich weiß zu gut, was in euren Idyllen steckt! Mich beschwindelt man nicht mehr!“

„Wie Sie wollen!“ sagte Ferdinand kurz. „Es war nicht bös gemeint!“

„Das weiß ich schon!“ brüllte Beer. „Aber verstehen Sie mich denn nicht? Sie sagen, ich kenn das Volk nicht? Das is aber ja doch nicht wahr! Ich kenn das Volk nicht? Ich? Sie kennen das Volk! Was wissen Sie vom Volk? Sie kennen's doch höchstens vom Sehen! Ich aber, Herr, ich, Herr Legationssekretär, ich bin doch aufgewachsen mitten unter ihm, und nicht als der Enkel von einem Statthaltereirat, nicht als junger Herr, nein, als der einzige Judenbub in dem mährischen Dorf, unter lauter solchen kleinen Wenzln. Ich brauch da den Ihren nicht erst, ich kenn die Wenzln selber, ich kenn sie von vorn und von hinten! Sie wolln mir erzählen, wieviel Gutes,

wieviel Liebes in diesem treuherzigen Volk ruht! Sie mir? Ja — ruht! Ganz tief drin! Kann schon sein! Aber so tief drin ruht und so fest ruht, daß man draußen nicht viel davon zu merken kriegt! Meine ganze Kindheit hab ich mich ja davon foppen lassen, denn ich, mein lieber Herr Baron, ich hab ja daran geglaubt! Aber was wird denn dann schließlich daraus, wo kommt's denn dann auf einmal hin, all das Gute, das Liebe dieses rührenden Volks? Ich hab ja so fest daran geglaubt, ich hab das alles buchstäblich genommen, ich war so ein Esel! Aber all das Gute, das Liebe halt doch grad nur so lang, als den Bubn die Hosen hinten zugeknöpft wird! Dann aber — o je! Was hab ich denn aber von einer Güte, die nur höchstens unter vier Augen betrieben wird und selber ja ganz genau weiß, daß sie sich nicht auf die Gassn trauen darf? Diese ganze moralische Kammermusik hier hängt mir schon zum Hals heraus! Am Sonntag die Milchsuppn der zärtlichen Rührung zu Haus, aber doch nur, um in der Wochn dafür öffentlich guten Gewissens ein Schwein zu sein! Ja, wenn Sie so genügsam sind, bitte! Geschmacksache! Mir sind unmaskierte Straßenräuber da noch lieber. Und sehn Sie, das is eigentlich der wahre Grund meiner Flucht: mir gibt's Europa zu billig! Uns Juden, uns wirklichen Juden, ist der Begriff zu klein, den ihr vom Menschen habts! Ihr meints, der Mensch kann in seine eigenen sittlichen Forderungen nicht hineinwachsen, er langt nicht. No ihr müßts eure Menschen ja besser kennen! Wir aber meinen: der Jude kann's. Und wir gehen

von euch weg und gehen in unser altes Land zurück, um zu versuchen, ob man mit den Ideen, die ihr nur daheim im Glaskastl als kostbare Raritäten stehen habt, mit den Ideen der Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit und der Menschenwürde nicht jetzt doch auch einmal Ernst machen könnt, Ernst und Gebrauch bis in alle Winkl des täglichen Lebens unseres ganzen Volkes hinein! Und sagen Sie's nicht weiter, denn es mag anmaßend klingen, während es doch nur die Wahrheit ist: wir gehen von euch fort, nicht weil ihr uns schlecht behandelt habt, sondern weil wir spüren, daß wir unter euch selber auch schon schlecht geworden sind, genau so schlecht wie ihr, und weil wir uns in der letzten Stunde doch noch erinnert haben, wozu wir in die Welt geschickt worden sind: damit es ein Volk auf Erden gibt, das das Gebot seines Gewissens erfüllt. Es is möglich, daß wir Narren sind. Unsere Geschichte hat ja immer Züge eines heiligen Wahnsinns gehabt. Ich zieh halt aber unsere Narrheit immer noch eurem praktischen Verstande vor. Und wenn wir an ihr zu Grunde gehn, dann wenigstens so groß, so stolz, so weithin leuchtend wie noch kein anderes Volk und euch allen zum ewigen Vorwurf! Und jetzt lachen Sie mich aus, ich hab gar nichts dagegen, ich lach selber mit! Dreimalhunderttausend Kronen, sagt der Scharizer, könnt ich im Jahr verdienen, bloß mit Blinddärmen allein, aber nein! No bin ich nicht ein Narr? Wem sagen Sie das? Aber wenn ein Jud einmal dumm is, is ihm nicht zu helfen! Alles vergeblich, sogar Ihr Hohenfurt!“

„Ich wünsch Ihnen halt viel Glück," sagte Ferdinand, indem er achselzuckend aufstand und sein Gepäck nahm. „Mögen Sie dort alles finden, was wir Ihnen hier schuldig geblieben sind! Und vielleicht sehen wir uns einmal irgendwo wieder!" Er reichte dem Oberarzt die Hand. „Wir sind nämlich schon gleich in Linz."

Aber er war kaum mit dem Wenzl ausgestiegen, um zum anderen Zug zu gehen, als ihnen der Oberarzt nachkam. „Ich hab mir's überlegt," sagte er verlegen. „Und warum nicht? Wir fangen doch vor der nächsten Woche dort nicht an. Also ob ich in Bern sitz oder —! Und was soll ich in Bern? Diese Schweizer mit ihrer verlogenen Biederkeit — und gar jetzt! Auch mein Verlangen nach den jüdischen Kollegen is ja mäßig. Die Juden könnten einem überhaupt das Judentum verleiden! Also wenn Sie mich wirklich mitnehmen wollen?" Er sah Ferdinand fast bittend an. „Aber genieren Sie sich nicht, Sie können mir's ruhig sagen, wenn das vielleicht bloß eine höfliche Redensart von Ihnen war, ich bin gar nicht beleidigt, denn ich gesteh Ihnen offen: ich würde ja meine Hochzeitsreise nicht mit mir machen — das heißt, wenn ich die Wahl hätt!"

„Kommen Sie nur!" sagte Ferdinand. „Sie machen mir eine große Freude."

„Merkwürdig!" sagte Beer. „Also dann sehr gern! Denn was soll ich in Bern, bis es anfängt? Mit Ihnen kann man wenigstens reden! Sie sind einer der wenigen Juden, mit denen man reden kann! Das heißt, Pardon, ich hab Sie nicht beleidigen wolln!"

„Warum sollte mich das beleidigen?“ sagte Ferdinand. „Es ist unrichtig, denn ich bin kein Jud. Doch ich schäme mich meiner jüdischen Abstammung nicht und werd sie nie verleugnen. Schließlich kommt's darauf an, was ich bin, ich selber; unter welchem Namen, scheint mir ziemlich gleichgültig.“

„Schad um Sie,“ sagte der Oberarzt.

Sie hatten noch zwei Stunden bis zur Abfahrt, so ließen sie den Wenzl beim Gepäck, um einstweilen durch die Stadt zu spazieren. Sie sahen das Denkmal Stelzhamers im Volksgarten, sie sahen das Denkmal Stifters auf der Promenade, sie sahen das Denkmal, das sich der große Bischof von Linz selber gesetzt hat: den neuen Dom. Da sagte Ferdinand: „Und dann finden Sie aber, daß wir es zu billig geben! Ich dächte, die drei Männer allein wären für ganz Österreich genug!“

„Und was bleibt von ihnen?“ fragte der Arzt. „Wo leben sie fort? Was is von ihnen übrig? Der Schall ihrer Namen. Ich sehe kein Resultat!“

„Weil wir nicht die Gewohnheit haben, groß zu tun mit unseren großen Menschen und unseren großen Dingen! Wir zeigen nicht mit den Fingern auf sie, wir stecken keine Fahne aus, wir pflanzen uns nicht auf. Es is wahr: wir sind miteinander wenig bekannt, oft genug sogar mit uns selbst nicht. Und auch das is wahr: der bedeutende Mann, die rühmliche Tat, das entscheidende Werk finden bei uns kein Publikum. Das mag der menschlichen Eitelkeit ärgerlich sein, aber is es nicht eher ein Vorzug und sind wir nicht eben darin im Grunde natürlicher als

Völker, die sich immer gleich im Kreis um jeden Wirkenden stellen und Posaunen blasen? Ich kann nicht einsehen, wozu er das brauchen soll. Der ist mir eher verdächtig, der es braucht! Singt denn der Vogel weniger schön, blüht der Baum weniger schön, wenn ihm der Zuhörer, wenn ihm der Zuschauer fehlt? Er singt halt, er blüht halt, weil er muß. Und die Tat, das Werk, die nicht aus solcher innerer Notgedrungenheit geschehen, nicht um ihretwillen, sondern um Erfolg, Applaus, Gewinn, die sind schon nicht mehr rein. Auch ich hab mich mit Entwürfen abgequält, um groß und weit zu wirken, aber nach und nach is mir doch immer klarer geworden, wieviel in diesem Gedanken an Wirkung eigentlich ganz gemeiner Eigennutz, ganz niedrige Selbstsucht steckt. Jetzt aber glaub ich soweit zu sein, daß ich Gott danken werd, wenn mir nur gelingt, Herz, Gemüt und was ich an Gaben etwa haben mag, rein auszubilden, keine meiner Kräfte verkümmern zu lassen und ein lieber Mensch zu werden, der, wo er kann, hilft, der Frau ein zärtlicher Gatte, den Kindern ein guter Vater, den Nachbarn ein verläßlicher Freund ist und im übrigen seinen Kohl baut, ohne nach dem, was Sie das Resultat nennen, viel zu fragen. Ich muß sagen: ob man mir zustimmt oder mich auslacht, ja vielleicht nicht einmal bemerkt und gar keine Notiz mehr von mir nimmt, das is mir ziemlich gleichgültig geworden, wenn ich nur mit meinem Gewissen in Ordnung bin. Das scheint mir unsere österreichische Art, dem Vaterland zu dienen."

„Und sie kommt Ihnen sehr heroisch vor?“ fragte Beer höhnisch.

„Nein,“ sagte Ferdinand. „Ganz und gar nicht! Ich meine, jedem Volk sind seine besonderen Gaben zugewiesen, die soll es verwalten. Was man jetzt Helden nennt, sind wir nicht. Auch ich hab einst mit heißen Wangen Nietzsche gelesen und ich hab heut noch eine stille Schwärmerei für Napoleon, genau so wie ich heut noch zuweilen für mich auf der Geigen kratz, ganz im stillen. Ich weiß aber jetzt, daß Nietzsche, Napoleon und die Geige mir halt nicht bestimmt sind. Das spricht weder gegen jene, noch gegen mich. Wir sind nur für einander nicht bestimmt. Und mit der gefährlichsten Neigung des Österreichers: grad immer das zu wollen, was ihm versagt is, glaub ich in mir fertig geworden zu sein. Es gibt aber noch ein anderes Heldentum, als was man heute so nennt. Es ist stiller, es geht auf den Zehen, es traut sich kaum hervor. Es is das Heldentum der Entsagung, es is das Heldentum der Innigkeit, es is das Heldentum der schönen Seele. Mag sein, daß es bescheidener blüht als das blutigrote der Gewalt, mag sein, daß es den Menschen geringer gilt, mag sein, daß ihm kein Lorbeer gewunden wird, aber es is das unsere, das, wozu wir Talent haben, und fast scheint's nur wir, in ganz Europa nur noch wir allein. Da wär doch wirklich schad, wenn's auch uns verlorenging! Kein Geschöpf, sei's ein Einzelner, sei's ein ganzes Volk, kann schließlich etwas Besseres tun, als von seinen eigenen Fähigkeiten Gebrauch zu machen.“

„Sie sind schon ein rührend unverbesserlicher Österreicher!“ rief Beer. „Sie werden's noch zustandebringen, mit Ihren Millionen in einem Waldwinkel zu verbauern!“

„Hoffentlich,“ sagte Ferdinand lächelnd.

„Und Sie merken nicht, welches Verbrechen Sie damit begehen? Ja, Verbrechen! An Ihnen selbst, an Ihrem Volk und an Ihrem Geld. Denn wozu dann das alles? Ihr Geist, Ihre Kraft, Ihr reiner Wille — was soll denn das alles, wenn's vergraben wird? Das ist doch alles sinnlos, wenn's nicht wirkt, wenn's nichts trägt, wenn sich nichts davon zeigt.“

„Da hab ich keine Sorge,“ sagte Ferdinand still, „es wird schon wirken. Ich glaube fest, daß das Gute durch seine bloße Gegenwart wirkt. Bloß dadurch allein, daß es da, daß es in der Welt ist. Es braucht sich gar nicht erst zu bemühen. Es hat nur da zu sein. Nein, ich hab keine Furcht, daß sich nichts davon zeigen wird.“ Und mit einem seltsamen Lächeln fügte er leise noch hinzu, mehr als wenn er mit sich selbst spräche: „Und wenn sich's nicht früher zeigen wird, dann doch beim jüngsten Gericht.“

„Ja, wenn Sie solang warten können!“ schrie Beer wütend.

„Ich muß wohl,“ sagte Ferdinand. „Denn früher fehlen uns ja doch die Maßstäbe.“

„Ihr seids hier alle mit dreißig Jahren schon siebzig alt!“ schrie Beer. „An dieser sterilen Abgeklärtheit muß ein Land ja zu Grund gehn! Gute Nacht, Österreich!“ Und er rannte voraus. Erst im Waggon fand er die Sprache wieder und sagte:

„Sie dürfen nicht glauben, daß ich irgend einem Menschen seinen Wahnsinn nicht gönne. Wahnsinn, scheint's, is offenbar eine notwendige Funktion unseres Denkapparats; sobald wir denken, produzieren wir ihn schon. Gut, ich hab mich damit abgefunden. Warum sollen also grad Sie nicht auf Ihre Art wahnsinnig sein? Bitte bedienen Sie sich! Und daß mir grad dieser milde, dieser philosophisch umflorte, dieser noch auf Weisheit, tiefes Verstehen und erhabene Duldsamkeit posierende Wahnsinn, der furor senilis Austriacus, ganz besonders auf die Nerven geht, is ja meine Sache. Daß aber ein Mensch wie Sie, ein Mensch von einigem Verstand, ein beinahe sogar anständiger Mensch und der nun auch noch das große Los zieht und Gelegenheit hätte, ein Jud zu sein, daß der von diesem unverdienten Glück keinen Gebrauch macht, sondern sich in einen fossilen Österreicher zurückentwickelt und in irgend einem Tal verzückt der Mundharmonika lauscht, statt mit uns zu kommen, weg aus dem ganzen Dreck, ins alte Land, wo nun ein durch namenloses Leiden geläutertes, stahlhart gewordenes, totbereites Volk versuchen wird, der Menschheit das erste Beispiel eines ganz freien, nur auf den reinen Geist allein gegründeten Lebens zu geben, ja da — da hört's bei mir auf, das versteh ich nicht!"

„Ich bleib schon lieber hier," sagte Ferdinand leichthin. „Geben Sie sich keine Mühe!"

Beer fuhr auf. „Sie glauben doch nicht am End, ich will Ihnen zureden? Wer sagt Ihnen denn,

daß Sie mit dürften? Das is mir noch sehr fraglich, Herr Legationssekretär! Wer auch nur noch überlegen kann, wem es überhaupt noch denkbar scheint, hier fortzuwursteln, wem Europa noch nicht unerträglich ist, der bleibt wirklich besser hier. Wir könnten ihn doch nicht brauchen. Wir können nur den brauchen, für den es gar keine Wahl mehr gibt, für den hier nur der Tod, für den Leben nur dort ist. Sie würden wir uns erst noch sehr angesehen haben, Herr Baron! Denn ob für Ihre geliebte Mundharmonika grad Jericho der Ort ist, wäre jedenfalls erst noch genauer zu untersuchen!"

Ferdinand schwieg. So schwieg auch der Oberarzt jetzt. Sie fuhren still durch die zusammenrückende Landschaft dahin.

Aber den Oberarzt litt es nicht lang, er begann wieder, doch behutsamer, fast zutraulich: „Was schleppen Sie mich auch in die böhmischen Wälder? Doch eine Höllenidee, sich einen solchen Gefährten auszusuchen! Da haben Sie's jetzt davon! Glauben Sie vielleicht, mir is bei mir wohl? Wenn ich schimpf, das geht ja gar nicht gegen Sie, das geht auf mich! Ich hab halt ein Bedürfnis, mich auszurasen, irgendwie! Und jetzt gar! Ahnen Sie denn, was mir bevorsteht? In Bern? Mit den Juden? Wo jeder alles besser weiß und keiner dem anderen traut und jeder eigentlich nur den einen Wunsch hat, aus der Haut zu fahren! Das is ja das Bleibende im Wechsel, unsere ganze Geschichte besteht darin, daß unser Volk in einem fort versucht, aus seiner Haut zu fahren, und daß es ihm

nie gelingt. No und jetz versuchen wir's halt wieder einmal. Vielleicht! Denn anders is uns ja nicht zu helfen. Aber können Sie mir's verdenken, wenn ich Stunden hab, wo ich nicht dran glaub? Und grad in einer solchen Stund hab ich mich entschlossen, grad in einer solchen Stund hab ich mir gesagt: du mußt mit! Grad weil du nicht dran glaubst! Ja, wenn ich dran glauben möcht, wär's dann ein Verdienst? Sagen Sie's nicht weiter, Ihnen kann ich's aber ja anvertrauen, ich vermut zuweilen, daß eigentlich keiner von uns daran glaubt. Und sehen Sie, grad das is so schön! Lachen Sie mich meinetwegen aus, wenn ich sag: Das is erhaben! In diesem Europa, wo alles zum Geschäft geworden ist, finden sich unter einem Volk, dem ja seit Jahrtausenden nichts geblieben is als das Geschäft, Männer, die für eine von vornherein verlorene Sache, an die sie selbst nicht glauben können, ihr Leben einsetzen, bloß aus Pflichtgefühl, bloß um ihrem Volk ein Zeichen zu geben oder wenn Sie wollen: einen Mythus, an dem es seine gesunkene Kraft wieder aufrichten kann, bloß in dem Gefühl, daß ein so ungeheures Opfer, so rein dargebracht, ja nicht vergeblich sein kann, daß ihm das Wunder antworten muß. Wenn Sie's ganz genau wissen wollen: ich glaub an unsere Unternehmung nicht, gar nicht, aber ich glaube fest, sie wird der Anlaß sein, daß ein Wunder mit uns geschieht. An dieses Wunder glaub ich! Um das freilich zu verstehen, muß man ein gelernter mystischer Skeptiker sein, doch dazu haben Sie kaum jüdisches Blut genug. Es is auch gar nicht nötig, daß

Sie's verstehn. Ich hab Ihnen nur erklären wollen, daß, wenn ich um mich hau, gar nicht Sie gemeint sind. Ich hau um mich, weil mir das ein Bedürfnis is. Wenn ich dabei Sie treff, so tut's mir eigentlich leid, und wenn's mir dann wieder doch nicht leid tut, so sind nur Sie selbst daran schuld, weil Sie sich gar zu infam wohl fühlen in Ihrer Haut, und das hab ich Ihnen ja schon gesagt, daß wir das nicht ausstehen können. Und auch um mich an Ihnen zu rächen, daß ich so blöd war, Sie da ganz sinnlos zu begleiten, in eine Gegend, die mir von vornherein zuwider is, weil sie mich höchstens an meine mährische Kindheit erinnert, an die ich nicht erinnert sein will, denn ich will hier nichts gern haben, ich will nicht, das behindert mich nur!"

In Hohenfurt stand Paula mit dem Doktor von Raibl wartend an der Bahn. Ferdinand stellte die Herren einander vor, Paula kannte den Oberarzt ja vom Spital her. Aus Verlegenheit war Ferdinand nur um so lebhafter. Der Notar und der Oberarzt gingen voraus. Wenzl schloß sich an. Die Beiden folgten. Lange sprachen sie da kein Wort. Sie sah nicht auf und ging nur still neben ihm her, in den Abend hinein. Es kam ihm vor, als wäre sie größer als sonst. Sie sahen einander nicht an, sie ließen einen Raum zwischen sich, da ging Ehrfurcht. Bis zuletzt die Stille so drückend wurde, daß er sagte: „Du bist schon gestern gekommen." Er fragte nicht, denn er wußte es ja, er sagte es nur, um etwas zu sagen.

„Ja," sagte sie.

„Und morgen heiraten wir," sagte er.

Sie ging noch langsamer, als wenn es ihr zu schwer würde, das Glück zu tragen. Wie in einem Mantel von Scham, Beklommenheit und Andacht ging sie neben ihm. Er fuhr fort: „Und dann fahren wir in den Wald. Und es fängt ein neues Leben an, unser Leben. Und das gehört aber nicht uns, sondern dem Kind."

„Ja, Ferdinand!" sagte sie.

Er aber fing jetzt an, ihr alles zu zeigen, die Häuser in der Ferne zu nennen, die Wege zu weisen, wohin sie führten, und alles erinnerte ihn und er wurde wieder ein Kind und erzählte von seinen Streichen. „Ich bin schon ein rechter Lausbub gewesen. Und eigentlich is's ja schad, daß ich's so bald aufgegeben hab; man hat mich viel zu früh klug gemacht. No, wer weiß? Vielleicht hol ich's noch nach! Wenn ich erst die richtige Gesellschaft haben werd!" Da sah sie ihn aus ihren tiefen grauen Augen so bittend an, daß er verstummte.

Sie kamen über die Brücke, kamen unter dem schirmenden Stift vorbei, kamen an die Stadt heran und Ferdinand mußte lachen über die paar neumodischen Häuser, die sich da hergemacht hatten, sie standen aber auch so verlegen herum, als trauten sie sich selber noch nicht recht in den lieben alten Ort hinein.

Paula und der Notar wohnten beim Bürgermeister Trost, der Sparkasse gegenüber; das stille Haus, noch auf den Platz blickend, lehnt schon wieder an der Flur. Am Tore gab Paula dem Bräutigam

die Hand und sagte: „Also morgen um halb sieben bei dem heiligen Nepomuk vor dem Stadthaus.“

Und so boten sie sich gute Nacht und Ferdinand ging zurück, in das Herrenhaus, um den Abend mit Beer zu verbringen, der aber auf einmal schweigsam geworden war. Und der Wenzl schwieg auch und der eine Gast, der noch da war, schwieg auch.

Ferdinand konnte lange nicht einschlafen, ihn fror; in das steinerne Haus war der Frühling noch nicht eingedrungen. Das Bett war sehr kurz. Er stand noch einmal auf und machte wieder Licht. Er öffnete das Fenster, die Nacht war klar, die Sterne standen am Himmel, da schlug ihm das Herz vor tiefer Dankbarkeit, daß das alles so gefügt worden war, und er gelobte sich, was auch immer komme, nie mehr undankbar zu sein. Und er schloß das Fenster, löschte das Licht und schlief ein. Er wachte aber noch einmal auf, tief in der Nacht, von einem Lärm im Hause. Doch gleich war es wieder still, es mochte noch jemand angekommen sein. Und gleich schlief er wieder ein, in sein Glücksgefühl gehüllt.

Am Morgen traf er Paula beim Nepomuk, sie gingen in das Kirchl und empfingen die heilige Kommunion. Es waren neben ihnen alte Frauen mit großen Tüchern und einige Schulkinder. Er aber war dann auf einmal von sich fort; er wußte nachher nur noch, daß alles erloschen gewesen war, vor dem ungeheuren inneren Glanz, der ihn wie mit glühenden Schwertstreichen niedergemacht hatte; nur Licht war, ein versengendes, alles verzehrendes Licht,

das Urlicht, er aber war zunichte geworden vor Wahrheit. Als er sich dann aus der Tiefe wieder emporgehoben fand, war der Priester fort, die Frauen und die Schulkinder waren fort, das stille Kirchl war leer, nur sie kniete neben ihm, ihr Gesicht in den Händen, so blieb auch er noch wartend knien. Aber sie, wie versteint, regte sich noch immer nicht. Auch ihren Atem vernahm er nicht. Ihm wurde plötzlich fast angst um sie. Er rief sie leise beim Namen. Sie hörte nicht. Er griff nach ihrer Hand; es war, als hätte er ins Feuer gegriffen. Sie schlug die gottbeglänzten Augen auf und ihr Antlitz war weiß wie Milch. Als sie sich erhob, schwankte sie, doch er wagte nicht, sie zu berühren. An der Kirchentür blickte sie noch einmal um, wie für die Ewigkeit. Aber es war, als könnte sie das Kirchl nicht wieder erkennen und als könnte sie's noch gar nicht glauben; sie war noch nicht ganz zurück. Er geleitete sie heim. Kein Wort sprachen sie. Sie sahen sich auch nicht an. Sie hätten es nicht gewagt. Das Geheimnis war noch da. Sie verschwand ins schwarze Tor, er ging auf die junge Flur. Er ging im Sonnenschein dahin, er wußte nichts von sich und dachte nichts und war nur dankbar in einem fort.

Als sie sich alle dann, drei Stunden später, am Kirchl trafen, war ihm beim Eintritt doch sehr leid, diesen Tag ohne den Vater zu begehen. Sie traten an den Altar. Hinter ihnen der Notar und Wenzl mit der großen Silbernen. Beer blieb an der Türe. Der Bürgermeister Trost war auch da

und viele Kinder waren da. Der Vetter Trost traute sie. Während er sprach, war auf einmal ein klirrender Schritt zu hören, und ein neugieriges Rauschen in dem stillen Kirchl. Und als sie sich erhoben hatten, stand Držić lachend vor ihnen, in allen seinen Orden prangend, und sagte: „Ja hast denn du im Ernst geglaubt, daß das ohne mich überhaupt geht? Ja freilich! Aber du wirst halt schon nicht mehr gscheit, ich geb die Hoffnung auf!“ Und er trat zu Paula, verneigte sich tief und küßte ihr die Hand und dann küßte er sie auf die Stirn und dann umschlang er sie und küßte ihren Mund, und Paula wurde rot wie ein ganz junges dummes Mädl. Und er sagte zu den anderen: „Jetzt lassen wir aber die zwei sich ein bißl verschnaufen, aber Punkt zwölf wird gessn, das bitt ich mir aus, ich bin erst um Mitternacht angekommen, von Schlägl herüber, im Wagen, ich hab einen Mordshunger. Also marsch, Kinder!“

Das junge Paar trat in den Sonnenschein hinaus, und vor dem alten Nepomuk, bei dem sie sich in der Früh getroffen hatten, setzten sie sich jetzt, unter den Bäumen, auf eine Bank. Die Kinder, die auf dem Platz spielten, kamen her und sahen sich die Fremden an, doch in artiger Entfernung, nur ein ganz kleines wagte sich dreist vor und stand staunend da, den Finger im Mund. Lange saßen sie, bevor Ferdinand sagte: „Jetzt gehören wir einander, und zusammen gehören wir Gott. Ich bitt dich nur, verlier nur die Geduld nicht mit mir!“

„Und du mit mir nicht!“ sagte Paula.

„Wir wolln halt schaun, einander Freude zu machen. Und es is ja das Kind da!“ sagte Ferdinand. Da fingen aus ihren grauen Augen die hellen Tränen zu fließen an. Und das Kind mit dem Finger im Mund sagte: „Was hat denn die Frau, is ihr schlecht?“ Und Paula nahm und küßte das rotzige Kind. Und Ferdinand rief: „Wer hilft mir einen Schützengraben machen?“ Und alle Kinder schrieen: „Ich, ich, ich!“

„Also kommts!“ sagte Ferdinand und begann mit den Kindern einen Schützengraben zu bauen, mitten auf dem Ringplatz der alten Stadt Hohenfurt.

„Wir werden einander nicht bekehren,“ sagte Doktor von Raibl zu Beer. Sie kamen aus dem Stift zurück, durch das sie der Vetter Trost geführt hatte.

„Will ich Sie denn bekehren?“ sagte der Oberarzt! „Was sind das überhaupt für Menschen, die man bekehren kann? Da lohnt's doch wirklich die Müh nicht! Aber nein, ich möcht Sie nur verstehen können! Ich versteh, daß Ihr Großvater sich hat taufen, auch daß er die Kinder sich hat vermischen lassen. Warum nicht? Unser Blut is stärker als das alles. Ich hätt auch nichts dagegen, wenn Sie vor den Leuten den Juden verleugnen, im Kampf is alles erlaubt und der Zweck heiligt wirklich die Mittel. Aber Sie tun das ja gar nicht! Sie machen gar kein Geheimnis aus Ihrer jüdischen Abstammung, nein, Sie legen eher fast einen gewissen Ton auf sie!“

„Also was ist es dann eigentlich,“ sagte der Notar, „was Sie an mir nicht verstehen können?“

„Sie haben den fremden Glauben angenommen, und nicht bloß als eine Form, sondern innerlich, und Sie haben die Sitten des fremden Volkes nicht bloß angenommen, sondern in sich aufgenommen, die Sitten, die Denkart, das Empfinden, ja das ganze innere Dasein dieses Volkes. Das versteh ich nicht! Ich versteh nicht, daß man das kann, daß es überhaupt möglich is, und ich versteh noch weniger, daß man es will, statt sich mit aller Kraft dagegen zu wehren."

„Daß man es kann," sagte der Notar, „sehen Sie ja an mir. Es geschieht mir oft genug, daß man mir den Juden gar nicht glauben will. Ich hab schon manchen antisemitischen Kenner mit der feinsten Nase durch mein Bekenntnis in die größte Verlegenheit gebracht. Daß es also möglich ist, dafür bin ich ein lebendiger Beweis. Sie sind eben Arzt und unterschätzen den Geist. Sie halten ihn nur für ein Nebenprodukt des Leibes. Ich glaube, daß es der Geist ist, der den Leib auferbaut. Ich glaube, verzeihen Sie!, daß der Mensch eine Seele hat, ich glaube an die Freiheit der Menschenseele und so glaub ich, daß der Geist stärker ist als das Blut. Es gibt gar nichts in unserem Blut, was der Geist nicht bezwingen kann. Und wenn Sie mir selbst beweisen könnten, daß das nicht wahr ist, sondern ein Irrtum, so würde ich es auch dann noch glauben, denn ich würde lieber an einen Irrtum glauben, der es mir ermöglicht, mein eigener Herr zu sein und mein Leben nach meinen Begriffen von Recht und Pflicht zu gestalten, als an eine Wahrheit, die

mich allen Trieben ausliefert und aus mir ein Tier, wenn nicht gar eine Maschine macht. Aber Sie können mir nicht beweisen, daß es ein Irrtum ist, denn ich bin ein alter Mann, dem sein ganzes Leben bewiesen hat, daß das die Wahrheit ist."

„Gut," sagte der Oberarzt, „nicht zugegeben, aber angenommen. Nehmen wir an, der Geist oder wenn Sie's so nennen wollen: die Seele baut den Menschen auf. Warum hat dann aber Ihre Seele sich nicht einen Juden aufgebaut, einen Menschen mit jüdischer Denkart, jüdischer Empfindung, jüdischem Schauder und Abscheu vor den fremden Völkern?

„Vielleicht," sagte der Notar lächelnd, „war meiner Seele klar, daß, wer in einem Lande lebt, nur die Wahl hat, entweder, wenn er die Denkart, die Gemütsart, die Lebensart dieses Landes nicht teilen kann, sich still in einer Ecke zu bescheiden, als ein bloßer Gast, oder aber, wenn er da mitreden, mitraten und mitwirken will, vor allem selber auch teilzunehmen an dieser Denkart, dieser Gemütsart und dieser Lebensart. Denn meinem schlichten Verstand geht's nicht ein, daß einer an einem Ort zugleich daheim, aber dabei doch fremd sein kann. Wir müssen entweder den Geist des Volkes, in dem wir wohnen, annehmen und aufnehmen oder wir gehören ins Ghetto."

„Nein. Wir gehören weg. Wir gehören überhaupt nicht her."

„Wir sind aber nun einmal da," sagte der Notar lächelnd.

„Wir müssen eben wieder weg."

Der Notar besann sich eine Weile, bevor er erwiderte: „Ja. Sie haben ganz recht. Wer weg kann, der soll auch weg. Wer von diesem Lande lassen kann, tut unrecht, wenn er es nicht verläßt. Aber ich könnt's halt nicht! Ich könnt's nicht! Es blieb zuviel von mir hier zurück, gerade das Beste von mir bliebe zurück. Ich unterschätze nicht, was ich meiner Abstammung verdanke. Ich möchte das nicht missen. Ich verleugne sie nicht. Ich muß mich eher in acht nehmen, nicht gar zu stolz auf sie zu sein. Aber ich kann mir nicht verhehlen: zu diesen angestammten Gaben, die ich zu würdigen weiß, ist doch noch etwas hinzugekommen, und das ist mir mehr wert als sie. Dadurch sind sie erst gereinigt worden, sie sind gebändigt worden, sie sind gebunden worden. Denn ich fürchte, dem jüdischen Volk fehlt die bindende Kraft. Sie sehen's doch überall: Wenn ein Jud sich auch noch so hoch emporbringt, materiell und geistig und sittlich, aber Jude bleibt, der Landesart fremd bleibt, wie lang dauert's denn? Eine Generation allenfalls. In der dritten ist es wieder zerronnen. Dieses Volk kann sich nur in Legierungen erhalten."

„Hier vielleicht," sagte Beer achselzuckend. „Eben darum sollen wir ja hinüber. Wir vertragen die Luft Europas nicht!"

„Gute Reise!" sagte der Notar. „Aber ich bin hier jung gewesen, ich bin hier alt geworden und es ist mir hier immer wohlergangen. Für mich wär der Luftwechsel nichts. Sie müssen mir schon erlauben, hier zu bleiben."

„Legierungen könnten wir auch gar nicht brauchen,“ sagte Beer hart. Gleich aber tat ihm das selber leid und er fügte hinzu: „Das alles, was Sie sich da zurecht gelegt haben, kann ich ja nicht verstehn, Sie sind umgekehrt wie Saul, der Sohn Kis: Sie konnten Ihres Vaters Königreich haben und begnügen sich mit einer Eselin. Geschmacksache! Doch ich muß zugeben, daß auch Ihre Lösung, bei bescheidenen Ansprüchen, zulässig is. Aber ein Drittes gibt es nicht.“

„Die Jugend,“ sagte der Notar, „kennt immer nur ein Entweder-Oder. Erst im Alter schätzt man das bedächtige Sowohl-Als auch.“

Als Ferdinand mit Paula zum Essen ging, sahen sie durch die offene Tür Držić in der dampfenden Küche stehen, in Hemdärmeln, eine Schürze vorgebunden, herumfliegenden Mädeln mit einem großen Kochlöffel gebietend. Er rief den Sohn herein.

„Da nimm den Brief vom Großvater, ich vergeß sonst am End! Er hat durchaus kommen wolln und hat's dann doch nicht übers Herz gebracht: er kann nie verstehn, daß etwas anders geschieht, als er sich's gedacht hat. Lies den Brief nicht gleich, es hat Zeit. Er kennt sich jetzt halt gar nicht mehr mit dir aus. Aber vergiß nie, daß er's sehr gut mit dir meint. Dem armen Kerl is sein Leben lang fortwährend dasselbe passiert, mit allen Menschen und Dingen: er hat's immer gut gemeint und hat sich nie ausgekannt. — Und noch was! Der Wenzl bleibt in der Küche hier, ich hab ihm das Oberkommando zugeteilt. Er wird nämlich Hungers

sterben, an deiner Marotte, daß er jetzt durchaus am selben Tisch mit dir essen soll: da schmeckt's ihm halt einmal nicht, es nutzt nix! Ferdl, spiel nicht den Tolstoi! Wenn du was in einem Büchl liest, glaubst immer, du mußt es auch machen. Gib das lieber auf! Und jetzt schau, daß d' hineinkommst, in zwei Minuten beginnt die Festivität."

Držić, nun wieder in Uniform, mit allen Orden, saß obenan, zu seiner Rechten die junge Frau, zur Linken den Sohn, gegenüber den Bürgermeister mit dem Pater Laurentius Trost, die Mitte nahmen der Notar und der Oberarzt ein, durch den großen Blumenstrauß friedlich abgetrennt. Der Bürgermeister geriet mit dem Notar gleich in ein Kriegsgespräch: „No, wie wird's werden?" Bis auf einmal die dunkle Stimme des Rittmeisters zwischen sie fuhr: „Was soll denn noch werden? Wir haben die Probe bestanden, und besser als es uns irgendwer zugetraut hätt, der Vater Radetzky muß seine Freud haben im Himmel! Also was wollts denn eigentlich noch?"

„No ja, aber —," sagte der Bürgermeister.

„No ja —," sagte der Notar.

„A Sie meinen," sagte Držić lachend, „ob sich's auch rentieren wird? Weiß ich nicht. Und seins nicht bös, intressiert mich auch nicht. Krieg als Mensur, um zu messen, wer stärker is an Mut, Zuversicht und Entsagung, Krieg als Gewitter, Krieg als Weltgericht — famos! Aber Krieg als Börsenmanöver, Krieg als Geschäft, pfui Teufl! Da dürfens mich nicht fragen, ich bin Soldat."

„Wer wird denn aber die Zinsen zahln?“ sagte der Bürgermeister.

„Muß man sie denn zahln?“ fragte Držik. „In dem Krieg is so viel abgeschafft worden, was man für unentbehrlich gehalten hat, vielleicht wird das Schuldenzahln auch abgeschafft.“

„Und alle die furchtbaren Opfer umsonst,“ sagte der Notar.

Es war einen Augenblick ganz still. Und eine Zeit verging, bis der Rittmeister ruhig sagte: „Sehns, da denk ich anders. Ich denk: eigentlich is grad das am Opfer das Schöne, daß man nichts davon hat! Denn wenn ein Opfer bloß geschieht, damit's was einbringt, ja is denn das dann noch ein Opfer? Wenn's bloß eine Rechnung von uns war, dann gschieht uns ja recht, wenn sie falsch war! Nein: wir haben uns so gut als möglich gewehrt, und Gott hat uns nicht im Stich gelassen, und so wolln wir halt weiter auf Gott vertraun. Mit einer guten Portion Gottvertraun und einer ordentlichen Dosis Leichtsinn dazu, beide gehörig durcheinandergemischt, hab ich immer gefunden, kommt man noch am ehesten durch die Welt, im Kleinen wie im Großen, und jedenfalls in Österreich. Wenn's jemand besser weiß, hab ich nichts dagegen, ich bleib aber schon bei der alten Method. Übrigens, Herr Bürgermeister, da fällt mir grad ein: ich muß Ihnen gratulieren! Ich hab mit Vergnügen festgestellt, daß hier noch überall mit Gulden und Kreuzern gerechnet wird!“

„Mein Gott, Herr Baron,“ sagte der Bürgermeister verlegen, „unsere Leut hier —“

„Entschuldigen Sie sich doch nicht!" rief Držić lebhaft. „Ich find das ja herrlich, ich bin begeistert! In einem Land, wo sich eine neue Währung nach einer Generation noch nicht durchgesetzt hat, kann man ganz beruhigt sein. Einen Magen, der so langsam verdaut, können selbst unsere Staatskünstler nicht verderben. Das is unser großes Glück: die ganze Staatskunst bleibt immer bloß auf dem Papier, sie kann unserer Wirklichkeit nicht an. Man laßt den Hofräten in Wien ihren Zeitvertreib, aber kein Mensch laßt sich Gott sei Dank stören dadurch. Und so wollen wir das erste Glas dieses edlen Weines, den uns mein verehrter alter Freund, Exzellenz Zingerl, gespendet hat, trinken auf das Wohl unseres teuren unsterblichen Vaterlandes!"

Die Tür ging, eine neue Schüssel kam, da rief Ferdinand: „Spitzbuben!" Er rief es in Ekstase. Držić sagte lachend: „Ja, Ferdl! Denn ohne deine geliebten Spitzbuben hätt dem Fest doch die Krone gefehlt. Erlauben die Herren, daß ich Ihnen das erklär! Dieses köstliche, knusprige, bräumlichweiß gelbschimmernde Gebäck is nämlich ein Familiengeheimnis. Und zwar scheint es, wenn meine Nachforschungen richtig sind, gräflicher Abstammung zu sein, von den Freyns, deine Großmutter hat das Rezept in die Ehe gebracht. Meine liebe Frau war gewohnt: Kein Fest ohne die goldblonden Spitzbuben auf dem Tisch; es hätt ihr die rechte Rührung gefehlt. Hier, liebe Paula, das Rezept! In einer Ehe weiß man ja nie voraus, aber damit glaub ich, kannst du's wagen. Also das wär Nummer

eins. Nun Nummer zwei.“ Er klatschte in die Hände, die Tür ging, ein hoher langer englischer Windhund trat ein, sah sich aus seinen schläfrigen Augen gelangweilt um, kam langsam auf Držić zu, der oben an der Tafel stand, und legte die beiden Vorderfüße auf die Schultern des Herrn; er sah mit der langen spitzen Nase noch über ihn hinweg. „Ja, mein lieber Roland, Adieu! Und jetzt geh schön da zu deiner Frau! Geh nur schön und mach mir keine Schand!“

Das Tier sah ihn an, sah auf die Frau, schien sich's noch einen Augenblick zu überlegen, ging dann hin und legte seinen spitzen Kopf in ihren Schoß, mit Herablassung.

„Er is auch darin aristokratisch,“ sagte Držić, „daß er dümmer aussieht als er eigentlich is. Nummer drei, Kinder, steht unten: ein schöneres Zeugl war zur Zeit in Oberösterreich nicht zu finden, den Braunen hab ich selber eingefahren. Aber dieses Pektorale, liebe Paula, Nummer vier, das is von meiner Mutter, der Vater hat's ihr an ihrem Hochzeitstag umgehängt, und ich hab's dann an unserem Hochzeitstag meiner lieben Frau umgehängt, sie trug's auf ihrer Brust in ihrer Sterbensstunde. Es muß sehr alt sein. Du siehst, in den Enden des vergoldeten Kreuzes sind je drei Perlen, ein großer Brillant und drei kleine in Rosetten, vorn is der Heiland aufgesetzt, unter einer Krone von fünf kleinen Edelsteinen, und rückwärts is die heilige Maria mit dem Kind eingraviert, und hier unten an dem herzförmigen Ring hängt die große Perle. Bitte, laß

mich dir's umhängen! Hier aber is das Kästchen dazu. Und schau, Ferdl, der Großvater hat mich noch beschämt: er schickt dir hier seinen geliebten Witiko, die drei zerlesenen Bände mit den schönen Stichen. Er hat dir auch das Bild des Witiko schicken wolln, weißt, das über seinem Schreibtisch, von Stifter selbst gemalt. Es war auch schon verpackt. Aber dann hat er sich halt doch nicht davon trennen können. Es gehört jetzt dir, laßt er dir sagen, aber er laßt dich bitten, daß er's noch eine Zeit behalten darf. Und jetzt, lieber Sohn, liebe Tochter, was soll ich erst noch viel reden? Wir haben in unserem Land überhaupt wenig Talent zur Feierlichkeit, und ich schon gar nicht. Ich muß immer lachen, wenn mir zum Weinen is; manchmal auch umgekehrt. Und helfen kann man doch keinem, es muß es schon jeder selbst. Ihr habt euch lieb — schauts halt, daß euch das bleibt! Ein besonderes Vergnügen is ja das Leben überhaupt grad nicht, aber es is halt bisher doch hier auf Erden vorderhand noch nichts Besseres erfunden worden. Ihr habt's beide schon erlebt, daß das Schicksal manchmal zwickt, aber ihr wißt's auch beide schon, daß dieses sogenannte Schicksal ja keine Macht über uns hat. Man muß es halt zwicken lassen, das is eine Art Massage, der Mensch möcht sonst verfetten. Und jetzt schauts aber schon, daß endlich weiterkommts, sonst werd ich noch philosophisch!" Und er rannte fort, nach dem Braunen zu sehen.

Der Notar sagte zu Ferdinand: „Ich glaube,

Sie können Schloß Freyn haben, ich hab mit dem Hofrat gesprochen, er ist nicht abgeneigt."

„Ich möchte nichts tun," sagte Ferdinand, „was meine Kusine kränken könnte."

„Sie haben das kaum zu fürchten. Es wird nur eine Geldfrage sein. So sehr sich Ihre Kusine als Gräfin fühlt, das Bauernmädl ist doch noch stärker in ihr: sie weiß ausgezeichnet zu rechnen."

Sie reichten noch allen die Hand und dankten allen, und alle geleiteten sie zu dem blanken Zeugl hinab.

„Ich fahr noch ein Stückl mit euch," rief Držić. „Bis zum Wald! Nur damit du den Braunen kennenlernst!" Er hielt schon die Zügel, sie stiegen ein, der Wenzl saß hinten auf, hochmütig sah der Roland zu, Kinder standen herum, auch das mit dem Finger im Mund.

Da schnalzte Držić, der Braune griff aus, sie winkten noch mit den Händen zurück und fuhren den Feldweg hinan nach dem Wald, auf ihr unbekanntes Leben zu.

Ostern 1918

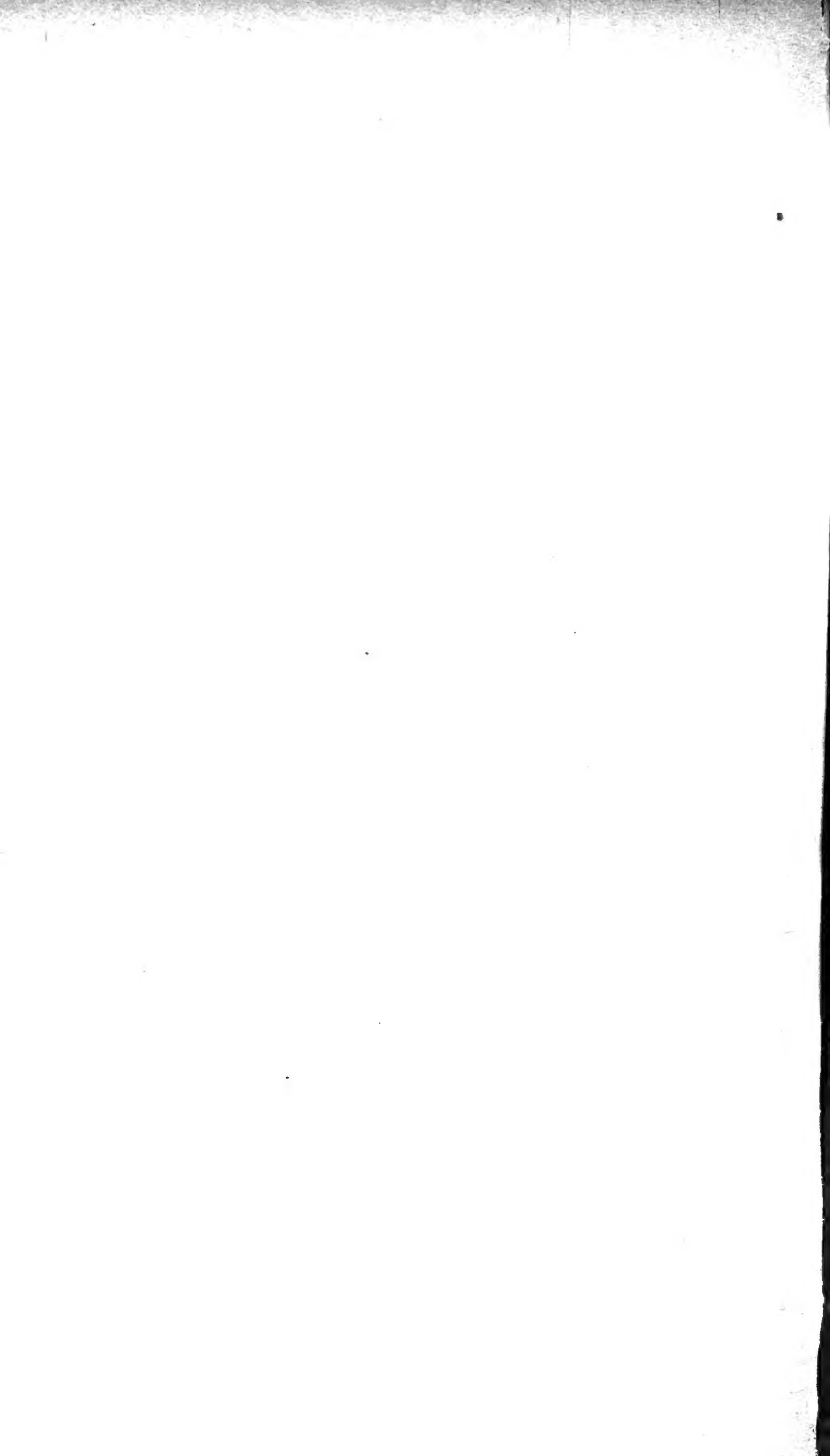
Ende

Als fünfter in einer Reihe von österreichischen Romanen folgt „Die Rotte Korahs“ auf „Die Rahl“, „Drut“, „O Mensch“ und „Himmelfahrt“. Franz Heitlinger, Dr. Beer, der alte Beer, die Fürstin Uldus und Hofrat Wax traten schon in „Die Rahl“, Exzellenz Kauer in „Drut“, Jason in „Die gelbe Nachtigall“ und „O Mensch!“, Korz in „Die gelbe Nachtigall“, Vinzenz und Sanna Trost in „Sanna“, Graf Freyn, Gräfin Freyn und Hofrat Scharizer in „Die Kinder“, der Domherr Zingerl in „Drut“, „Himmelfahrt“ und „Die Stimme“ auf.

Werke

von

Hermann Bahr



Romane und Novellen

Die gute Schule. Roman. 2. Auflage.
Dora. Wiener Geschichten. 2. Auflage.
Theater. Ein Wiener Roman. 65. Auflage.
Die schöne Frau. Novellen. 2. Auflage.
Stimmen des Bluts. Novellen. 2. Auflage.
Die Rahl. Roman. 5. Auflage.
Drut. Roman. 5. Auflage.
O Mensch! Roman. 9. Auflage.
Himmelfahrt. Roman. 16. Auflage.

Theaterstücke

Tschaperl. Ein Wiener Stück. 1. Auflage.
Josephine. Ein Spiel. 2. Auflage.
Der Star. Ein Wiener Stück. 2. Auflage.
Der Meister. Komödie. 4. Auflage.
Sanna. Schauspiel. 1. Auflage.
Die Andere. Schauspiel. 1. Auflage.
Ringelspiel. Komödie. 1. Auflage.
Die gelbe Nachtigall. Komödie. 1. Auflage.
Die Kinder. Komödie. 3. Auflage.
Das Tänzchen. Lustspiel. 3. Auflage.
Das Prinzip. Lustspiel. 2. Auflage.
Das Phantom. Komödie. 2. Auflage.
Der Querulant. Komödie. 1. Auflage.
Der muntere Seifensieder. Ein Schwank. 1. Auflage.
Die Stimme. Schauspiel. 2. Auflage.

Essays

Wiener Theater. (1892—1898) 1. Auflage.
Rezensionen. (Wiener Theater 1901—1903) 1. Auflage.
Glossen. (Zum Wiener Theater 1904—1906) 1. Auflage.
Dialog vom Tragischen. Essays. 1. Auflage.
Dalmatinische Reise. 4. Auflage.
Austriaca. Essays. 3. Auflage.
Inventur. Essays. 5. Auflage.
Erinnerung an Burckhard. 1. Auflage.
Schwarzgelb. 4. Auflage

Theater

Roman. 65. Auflage. 1 Mark und 50 Pf. Teuerungszuschlag.

. . . Ein so mondänes Buch wie das Bahrsche darf man selbst denen empfehlen, die sich mit Grund vor deutschen Romanen fürchten. Eine spannende Plauderei für den Oberflächlichen, ist es ein hochrespektables Kunstwerk für den Verständigen, in Plan und Detailausführung gleich bemerkenswert, zugleich aber eine Prosaleistung, vor der man den Hut abnehmen darf. (Neues Pester Journal)

Die Rahl

Roman. 5. Auflage. Geh. 5 Mark, geb. 7 Mark 50 Pf.

Die Psychologie der großen Schauspielerin war bis jetzt noch nicht geschrieben. Hier haben wir sie. Nicht in abstrakte Denkformeln gefaßt, sondern als blutwarmes Leben. Man muß das Buch lesen, um Wien und — Hermann Bahr kennen zu lernen. Und wer in das Allerheiligste der Kunst einen Blick tun will, nehme es doppelt andächtig in die Hand. Er erfährt über Schauspielkunst und Malerei so viel Zartes und Unaussprechliches, das von den heute lebenden Deutschen eben nur Hermann Bahr sagen kann.

(Hamburger Fremdenblatt)

Himmelfahrt

Roman. 16. Auflage. Geh. 6 Mark, geb. 8 Mark 50 Pf.

Bahrs neuer Roman ist ein Buch von solcher Tiefe und schweren, doch in elegantesten Plauderton gekleideten Gedanklichkeit, daß ernste Leser es immer wieder zur Hand nehmen werden. Man möchte es als ein Laienbrevier bezeichnen. Es enthält eine lückenlos geschlossene Apologie der Grundlagen unserer Weltanschauung und außerdem so viel Echtes, Kerniges, Erprobtes über Kunst und Leben überhaupt, daß man fast auf jeder Seite wie Aphorismen scharf gemeißelte Sätze findet, mit denen man sich im Innersten beschäftigen muß. (Schlesische Volkszeitung)